W. H. Riehl

Land und Leute

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

834 R44
On 1908
v.1

NOTICE: **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAY 1 6 1990

L161—O-1096

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Sozialpolitik

Von

W. H. Riehl

Erster Band

Land und Leute

Elfte Auflage



Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Land und Leute

Von

W. H. Riehl

H. 638

Elfte Auflage



Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten.

834R44
On1908
v.1

24F150MW

Die früheren Auflagen dieses Buches waren dem Grafen Karl von Giech († 1863) zugeeignet und begannen mit folgendem Widmungsbriefe:

„Wir lesen in den Geschichtsbüchern, daß die Fürsten und ihre Räte in alter Zeit ihre Residenzen und Kanzleien wechselnd bald in diesem, bald in jenem Teile des Landes aufgeschlagen haben. Sie absolvierten bei diesem Wanderleben ihre politischen Studien; denn sie lernten Land und Leute kennen. Auch auf ihren Jagdzügen fanden sie manchmal die Staatskunst und Weidmannskunst nebeneinander.

„Heutzutage ziehen die Fürsten nicht mehr von Burg zu Burg, und die Minister reiten auch nicht mehr regierungshalber durch das Land. Da nun die Staatsmänner nicht mehr auf die Wanderschaft gehen können, so sollten es wenigstens die politischen Schriftsteller für sie tun.

„Diese Erwägung trieb mich seit Jahren hinaus, die schönen deutschen Gaue zu durchstreifen, um im unmittelbaren Verkehr mit dem Volke diejenige Ergänzung meiner historischen, staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Studien zu suchen, die ich in den Büchern nicht finden konnte.

„Ich ging bei dieser gleichsam naturgeschichtlich analytischen Untersuchung unserer öffentlichen Zustände nicht von einem vorgefaßten politischen Parteistandpunkte aus. Erst aus der Summe der eigenen Anschauungen entwickelte sich mir ein sozialpolitischer Konservatismus, der mir nun aber auch umso sicherer bestimmend wurde für meine ganze Lebenspraxis. Zuerst ward ich Fuß-

4V
465
Harrassowitz 17 Ap 14 Research

270322

wanderer und nachher politischer Schriftsteller. Wenn ja etwas Eigenes und Neues in meiner Art der Behandlung von Gesellschafts- und Staatswissenschaft steckt, dann habe ich es diesem Umstande zu danken.

„Als ich mein Buch über die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ schrieb, ging ich nicht entfernt von der Absicht aus, eine neue Schutzrede für die ständische Gliederung im Volke zu liefern. Ich wollte lediglich aus einem künstlerischen Trieb das deutsche Volksleben nach seinen allgemeinsten Gruppen zeichnen und fand die natürlich ständische Gliederung am Wege, ohne daß ich sie suchte. Ja zuerst galt es mir nur, eine einzelne Volksgruppe zu skizzieren, die Bauern, und der Plan, ein Gesamtbild der Gesellschaft zu entwerfen, rührte ursprünglich gar nicht von mir her. Er ward in mir erst angeregt durch den Freiherrn Georg von C o t t a, als ich demselben meine Arbeit über ‚die Bauern‘ für die Deutsche Vierteljahrsschrift vorlegte. Die Idee des ganzen Buches wurde zwischen uns in mündlichem und brieflichem Verkehr mannigfach erörtert, und viele Winke des mit unseren gesellschaftlichen Zuständen gründlich vertrauten Mannes, dessen Förderung meines ganzen literarischen Strebens ich mit Freuden öffentlich anerkenne, sind beim Ausarbeiten jener Schrift nicht unbenutzt geblieben.

„Wie ich nun aber bei der Skizze des einzelnen Standes der Bauern nicht hatte stehen bleiben können, sondern allmählich zu einem Gesamtbilde der bürgerlichen Gesellschaft gekommen war, so konnte ich auch bei diesem wiederum nicht stehen bleiben. Das eben ist die wunderbare Wirkung eines ins einzelne sich versenkenden Studiums, daß uns die Erforschung der Einzeltatsachen immer weiter treibt zum Nachweis ihres Zusammenhanges mit einem immer größeren, reicheren Ganzen.

„In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Volk in seinen allgemeinsten Beziehungen durch sich selbst, in seiner v o n d e n ö r t l i c h e n B e s o n d e r u n g e n l o s g e l ö s t e n Gliederung, in seinen Ständen geschildert. Will man die naturgeschichtliche Methode der Wissenschaft vom Volke in ihrer ganzen Breite und

Tiefe nachweisen, dann muß man auch in das Wesen dieser örtlichen Besonderungen des Volkstumes eindringen. In der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist das Verhältnis der großen natürlichen Volksgruppen zueinander nachgewiesen: hier sollen diese Gruppen nach den örtlichen Bedingungen des Landes, in welchem das Volksleben wurzelt, dargestellt werden. Erst aus den individuellen Bezügen von Land und Leuten entwickelt sich die kulturgeschichtliche Abstraktion der bürgerlichen Gesellschaft. So steht das vorliegende Buch meinem Buche von der bürgerlichen Gesellschaft, welches sich als zweiter Band in zweiter neu überarbeiteter Auflage anschließen wird, gegenüber als der Entwurf zu einer sozialen Volkskunde Deutschlands, einer allgemeinen Systematik der Gesellschaft dieses Landes. Das Ganze aber wird zusammengehalten und getragen von dem Gedanken, daß die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkslebens zur Gesellschaftswissenschaft, zur sozialen Politik führe, und daß es noch früher oder später möglich werden müsse, auf der Grundlage solcher naturgeschichtlichen Untersuchungen ebensowohl einen Kosmos des Volkslebens, einen Kosmos der Politik zu schreiben, wie die naturgeschichtliche Untersuchung des Erd- und Weltorganismus einen ihrer höchsten Triumphe in dem Werke eines deutschen Gelehrten feiert, welches wir jetzt mit einem stolzen Worte den ‚Kosmos' schlechthin nennen.

„Bei meinem Buche über die bürgerliche Gesellschaft erlebte ich die Freude, daß es mir zwar nicht die lärmschlagende Gunst der politischen und literarischen Parteien gewann, wohl aber eine große Zahl persönlicher Freunde und eifriger Anhänger in den verschiedensten Gauen Deutschlands. Ich schloß aus dieser Erfahrung, daß man wohl aus dem Buche herausgefühlt haben müsse, es sei kein gemachtes, es sei ein erwandertes und erlebtes Buch, welches nicht bloß zufällige Ansichten, sondern die Persönlichkeit, den Charakter seines Verfassers spiegele.

„Der hochverehrte Mann, dessen Namen ich an die Spitze dieser Widmung gestellt, ist ein solcher Freund, dessen befruchten-

der persönlicher Umgang, dessen unermüdliche Förderung meines bescheidenen Strebens mir lediglich durch jenen ersten größeren literarischen Versuch gewonnen worden ist.

„Ich hielt es darum für meine Pflicht, Ihnen, hochverehrter Herr Graf, ein kleines Wahrzeichen meines Dankes auch öffentlich aufzustellen. Und wenn je eine Gelegenheit mir passend hierzu erschien, dann deuchte sie mir bei diesem Buche gegeben zu sein, zu dessen Ausarbeitung Sie mir in den vergangenen Frühlingstagen einen so köstlichen Mußesitz eingeräumt hatten, in Ihrem Thurnau, dessen freundliche Natur einst Wilhelm von Humboldt fesselte und dessen unvergleichliche Lindenallee Jean Paul für würdig erklärte, daß Fichte in ihr als dem stolzesten Laubdome seine Reden an die deutsche Nation gehalten hätte.

Augsburg, am 18. September 1853.

W. H. Riehl.“

Vorwort zur achten Auflage.

Ich pflege meine eigenen Bücher nicht zu lesen, außer ich müßte durch eine neue Auflage dazu gezwungen sein. Auch pflege ich über meine Bücher nicht zu reden — weder mündlich im persönlichen Verkehr noch schriftlich und öffentlich — außer ich müßte zu letzterem durch die Vorrede zu einer neuen Auflage genötigt werden. Noch viel weniger ist es mir aber jemals eingefallen, für eines meiner Bücher Freunde zu werben oder für dessen Würdigung und Verbreitung irgend welchen Schritt zu tun. Ein Buch muß auf seinen eigenen Beinen stehen und von selber gehen, oder es geht überhaupt nicht — wenigstens nicht lange.

Das vorliegende Buch von „Land und Leuten" habe ich nun bereits zum achten Male lesen müssen, und gerade weil es mir immer wieder fremd geworden war, fühlte ich mich auch wiederholt gedrungen, diese Lektüre mit dem kritischen Stift zu begleiten und den Text zu bereichern und zu verbessern. Ich glaubte dadurch eine Pflicht des Dankes gegen meine Leser zu erfüllen und eine Pflicht der Selbstzucht gegen mich.

So habe ich denn im Laufe der Jahre dreimal fortbildend Hand an dieses Buch gelegt.

Zuerst in der zweiten Auflage (1855), wo ich den Text sachlich bedeutend erweiterte und vertiefte und zwei neue Abschnitte einfügte, um das Ganze aus seiner ursprünglich mehr skizzenhaften Anlage zu planvollerem Zusammenhange durchzubilden. Ich hatte die erste Auflage als Wanderer und Journalist geschrieben und war inzwischen Professor geworden; folglich wurde

die zweite Auflage etwas gelehrter. Aber auch als Professor habe ich den Wanderer und Journalisten niemals verleugnet und werde ihn niemals verleugnen.

Eine neue Gestalt gewann dann wieder die fünfte Auflage von 1861. Hier gab ich Stil und Ausdruck sorgsam die letzte Feile, prüfte Satz für Satz auf Rundung und Wohlklang und schrieb einen großen Teil des Textes völlig um, bloß damit er sprachlich fester und doch zugleich leichter gefügt werde und dem Ideal eines Kunstwerkes näher komme, welches mir bei jedem Buche vorschwebt. Der Professor war inzwischen nebenbei zu seiner frühesten literarischen Liebe wieder zurückgekehrt — zur Novelle — und hofft ihr niemals untreu zu werden.

Diese achte Auflage ist vermehrt durch viele überallhin eingestreute Zusätze von zwiefacher Art. Ich fügte da und dort neue aus dem Leben gegriffene Züge und Tatsachen ein, die der alten Schilderung erhöhtes Kolorit, stärkere Drucker, klarere Umrisse geben sollten; dann entwickelte ich aber auch ab und zu neue Gedanken und suchte die alten zu läutern und zu vertiefen. Nicht weil ich selbst inzwischen wieder in eine andere Stellung gekommen wäre, sondern weil die Zeit, die Welt, weil insbesondere Deutschland inzwischen so gründlich anders geworden war.

Das Wesen des Buches blieb trotz alledem durch sämtliche Auflagen unangetastet, der Grundplan unverändert. Ich hatte mir von Anbeginn das Ziel gesteckt, den Zusammenhang von Land und Volk als Fundament aller sozialen und politischen Entwicklung, als Ausgangspunkt aller sozialen Forschung nachzuweisen, und dieses Hauptziel, die eigentliche Tendenz des Buches, hat heute noch denselben Wert, dieselbe fördernde Kraft wie vor einem Menschenalter.

Die zahlreichen kleinen Tatsachen des Volkslebens, durch welche ich meine Ideen zu veranschaulichen und zu stützen und dem ganzen Leben und Farbe, mitunter auch etwas Humor, zu geben suchte, sind inzwischen vielfach auch in anderen Werken benützt worden. Wo es mit Angabe der Quelle geschah, da hat es mich gefreut

und zu Dank verpflichtet, wo ohne Angabe der Quelle, da freute es mich gleichfalls, ohne daß ich dafür zu danken brauche.

Die Spezialstudien einzelner Zustände des Landes und Volkes, die hier nur skizzenhaft sein konnten, habe ich ausgeführter fortgesetzt im „Wanderbuch", in den „Pfälzern" und in einzelnen Essays meiner „Kulturstudien" und „Freien Vorträge". Diese Arbeiten bilden eigentlich mit vorliegendem Buche ein Ganzes, wie überhaupt meine sämtlichen Bücher, auch die musikalischen und novellistischen, ein sich gegenseitig stützendes Ganzes bilden, welches freilich keinen anderen Gesamttitel hat als den Namen des Autors.

Der Wert der vorgedachten kleinen Züge aus dem Volksleben beruht vorab darin, daß sie nicht aus Büchern geschöpft, sondern erlebt und erwandert sind. Hatten sie früher den Reiz des Gegenwärtigen, so gewinnen sie jetzt vielleicht schon historischen Wert. Ich ließ sie darum unverändert. Die Landschaftsmaler wissen, wie gefährlich es ist, an einer Skizze, die im Freien gemalt wurde, hinterdrein, und gar nach Jahr und Tag, in der Stube nachzubessern: man tilgt da wohl einzelne Mängel, verdirbt aber das Ganze, man zerstört das beste Teil — die Frische, die sprechende Wahrheit des unmittelbaren Eindrucks.

So möge der Leser denn bei keiner Seite dieses Buches vergessen, daß das ursprüngliche Material zu meinen Landes- und Volksbildern in den Jahren 1847—53 skizziert ward, und zwar „im Freien", daß überhaupt das ganze Buch unter den Einflüssen jener gärenden, ringenden, aber auch für hohe Ideale jugendfrisch begeisterten Zeit entstanden ist.

Das Land ändert sich langsam, das Volk etwas geschwinder, der Staat am geschwindesten. Im Hinblick auf dieses dreifache Tempo bitte ich bei den letzten Abschnitten dieser Schrift, wo von politischen Dingen gehandelt wird, das Datum der ersten Auflage auch bei der achten im Gedächtnis zu behalten. Politisch sind wir Deutsche inzwischen in eine neue und größere Epoche unseres nationalen Daseins getreten, und mit den politischen Tatsachen ist

auch das politische Urteil, sind auch die leitenden politischen Ideen einer gründlichen Wandlung verfallen. Mit leiser Hand habe ich dies an vielen Stellen der neuen Auflage angedeutet, im wesentlichen ließ ich jedoch auch hier den alten Text stehen. Was wir geworden sind, das wissen alle; was wir vor kurzem noch gewesen, das wissen viele bereits nicht mehr. Vielleicht bietet ihnen gerade darum der alte Text der Schlußabschnitte den Reiz des Neuen.

Nicht wenige Sätze, welche ich dort aufgestellt, hat die Zeit widerlegt, andere bestätigt, und einiges dürfte jetzt auch als erfüllte Prophezeiung erscheinen, was vor dreißig Jahren als ein gewagter subjektiver Ausspruch Kopfschütteln erregte.

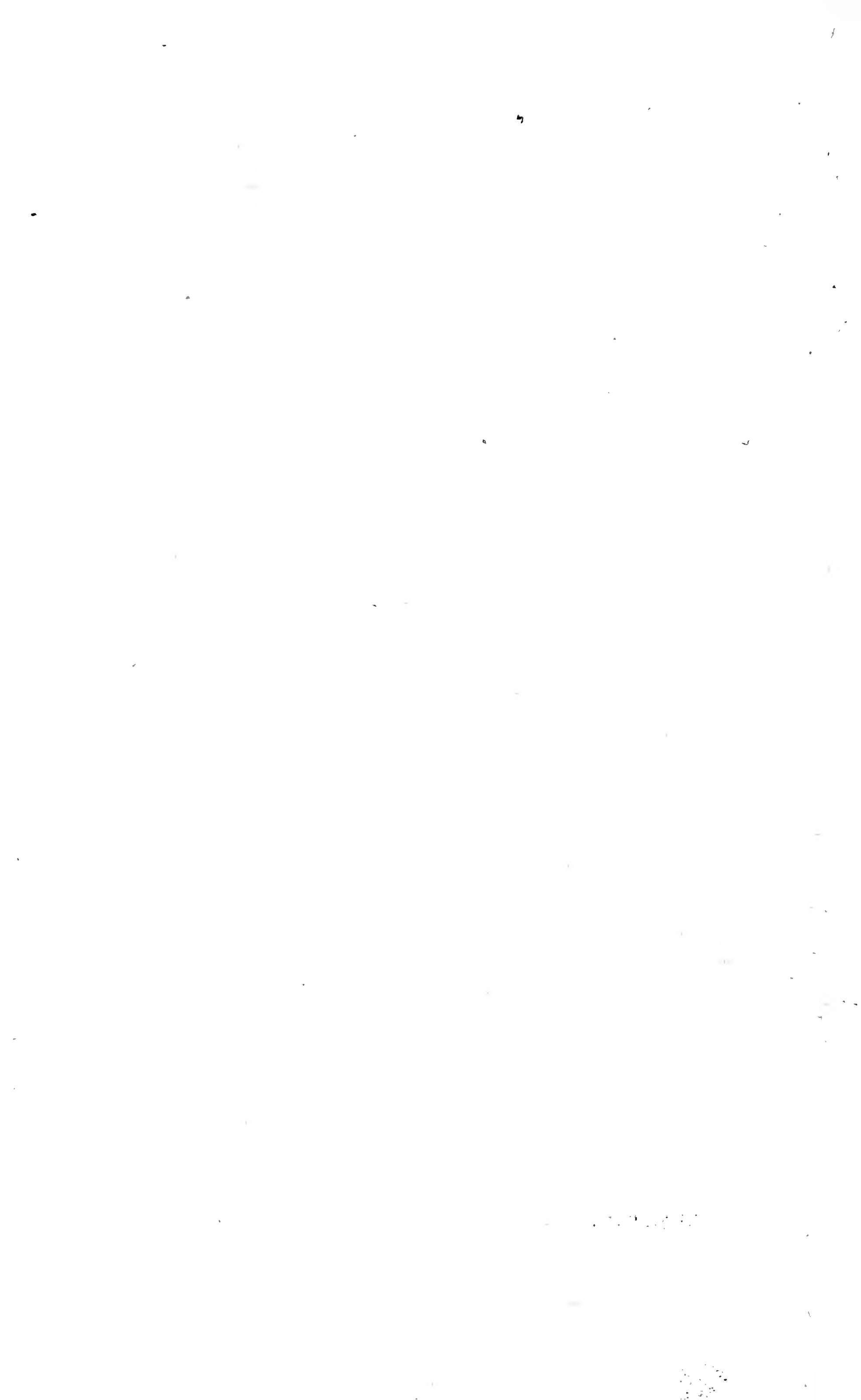
Mancher Bau stürzte zusammen, der damals für die Dauer gegründet schien, manch starker Glaube ward erschüttert. Indem wir vieles und großes gewannen, konnte man anderseits auch an vielem irre werden, nur nicht an einem Glauben, der mich begeisterte, als ich dieses Buch schrieb, und heute noch gleich warm begeistert: — das ist der Glaube an das deutsche Volk und seine Zukunft.

Hochbuch bei Lindau am Bodensee, am 1. Sept. 1883.

W. H. R.

Inhalt.

Zur Einleitung



Erstes Kapitel.

Das Volk in Bild und Schrift.

Durch Poesie und bildende Kunst geht seit Jahrhunderten der rastlose Drang nach Erweiterung des Kreises der darzustellenden Stoffe. Es will uns nicht mehr genügen an Einzelfiguren und Gruppen. War früher das Volk als Gesamtperson höchstens nur leicht angedeutete Staffage oder ein Schmuck des Hintergrundes, dann wird es jetzt mehr und mehr eine selbständige, ja eine Hauptfigur, die sich flott durchgearbeitet in den Vordergrund von Bildern und Dichtwerken stellt. Die Gegenwart sucht entschiedener als irgend eine frühere Zeit das Volk als Kunstobjekt zu fassen.

Mit dem Ausgange des Mittelalters, da die großen sozialen Neugestaltungen begannen, in denen wir noch fortweben, gewinnt das Volk den Reiz eines neuen Stoffes für die Künstler und Poeten. Die weitschichtigen, gleichsam episch ins Breite gehenden Geschichtsbilder der deutschen Malerschulen aus dem 15. und 16. Jahrhundert wurden damals äußerst figurenreich. Mit einzelnen bildsäulengleichen Heiligen hatte man begonnen, war fortgeschritten zur Gruppe, dann zum Gruppengewimmel und durch dieses zum Charakterbilde der Massen. Das deutsche Volk wird nun derb leibhaftig mitten in die Szenen aus der biblischen Geschichte, aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer gestellt. Dürer, Holbein, Kranach waren nicht bloß insofern volkstümliche Maler, als sie in

ihrem Stil den deutschen Volksgeist in einer bis dahin nicht gekannten Freiheit und Naturfrische versinnbildeten; sie waren auch mit ihren unmittelbaren Vorgängern, Genossen und Nachfolgern die ersten, welche das deutsche Volk als Volk malten. Sie machten freilich trotzdem das Volk noch nicht zum Mittelpunkte ihrer historischen Bilder; sie stellten es nur in die Peripherie derselben, erläuternd, füllend, schmückend, daß es manchmal fast auftritt wie der Chor in der griechischen Tragödie. So getreu auch die Einzelfiguren und Köpfe in den Volksgruppen der altdeutschen Maler aus dem Leben gegriffen, ja oft in ihrer naturwüchsigen Gemeinheit geradezu von der Straße aufgelesen sind, so hat doch die Gesamtfigur des Volkes vorwiegend nur einen typischen Sinn. Im einzelnen wechselt die reichste Charakteristik der Köpfe; im ganzen sind es immer dieselben niederrheinischen, fränkischen, schwäbischen Bürger und Bauern, die auf den Bildern der niederrheinischen, fränkischen, schwäbischen Schule gegensatzlos, in stehenden, überlieferten Formen wiederkehren. Allein der Anstoß war gegeben, die Selbsterkenntnis des Volkes im Bilde geweissagt.

Ähnliches zeigt die damalige Poesie. In der Volksdichtung, die sich am Ende des Mittelalters und zur Reformationszeit ausbildet, greifen die Dichter ihre Stoffe unmittelbar aus dem Volksleben. Die niederen Stände erschauen sich im Gesamtorganismus des Volkes ebenso klar wie weiland die höheren: das ist in den Volksbüchern und den satirischen Lehrgedichten des 15. und 16. Jahrhunderts mit wahrhaft epochemachender Neuheit, Kraft und Tiefe ausgesprochen. Hier an den Pforten der neuen Zeit ahnten die Leute mit einemmal, welch ein wunderbares Kunstobjekt das Volk sei. Die Reformationszeit ist auch in diesem Stücke Spiegel und Seitenbild der Gegenwart. Sebastian Brandt geißelt in seinem Narrenschiff die Schwächen und Gebrechen der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Er macht bereits die moralische Gesamtperson des Volkes zum Stoffe seines Lehrgedichts. Die Satiriker jener Zeit beginnen überhaupt, das Volk naturgeschichtlich zu zerlegen; freilich nicht zu politischem Zweck, sondern der Moralpredigt halber:

aber die Tatsache dieser Untersuchungen bleibt darum nicht minder bedeutsam. Es ist nur erst der Theologe Gailer von Kaisersberg, der sich den Text zu seinen Predigten aus Brandts satirischer Naturgeschichte des Volkes nimmt; im 19. Jahrhundert werden die Staatsmänner ihre Texte in den naturgeschichtlichen Analysen des Volkes suchen müssen.

So wie die soziale Romantik des Mittelalters verblaßt, wird der Gegensatz des gemeinen Mannes zum vornehmen mit einemmal lebendig in der Literatur. Volkslieder und Volksbücher verdrängen die Königslieder und Heldenbücher. Narren predigen die neue Weisheit; in dem Humor seiner Schwänke und Spottlieder erkennt das Volk als Gesamtcharakter sich selbst in seiner Eigenart und Naturkraft, und Eulenspiegel wird ein Prophet der sozialen Revolution. Die „grobianische Literatur", in welcher das geringe, das arme, gedrückte Volk als das „eigentliche" Volk gedacht ist, fordert die ausgesungene höfische und ritterliche Poesie zum Knüttelkampfe heraus und fährt siegreich mit ihrem Prügel darein. Ein Stück des Volkes wenigstens wird solchergestalt Kunstobjekt, ein wunderliches Stück; die göttliche Grobheit der Sprache und Sitte des gemeinen Mannes soll ihre poetische Naturkraft bekunden; bei Spott und Hohn auf den modischen Anstand und das eigensinnige Herkommen der höhern Stände fühlen sich die Volksschriftsteller kannibalisch wohl. Dieselben von der Straße aufgelesenen Gestalten mit den gemeinen Gesichtern, welche teilweise auf den Historien- und Kirchenbildern den typischen Chor des Volkes bilden, pflanzen sich in dem Vordergrund der Spott- und Lehrgedichte auf. Sie drohen hier als eine Schar der Rache, welche den Mut und die Faust hat, das Unrecht der Zurücksetzung hinter Fürsten, Rittern und Pfaffen — nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Politik — wieder wett zu machen.

Wie in der Dichtkunst die Sehnsucht nach der Natur erst dann bei allen Sängern widerklingt, wann die Menschen sich der Natur entfremdet haben, so kann auch die künstlerische Selbstschau des Volkes, der poetische Genuß an dem rohen Volksleben, erst da

eintreten, wo der soziale Stand der Unschuld bereits gebrochen ist, wo die Entfremdung einer verfeinerten Welt von volkstümlicher Sitte und Art bereits soziale Nervenleiden, Blutarmut und Muskelschwäche erzeugt hat, gegen die man in dem Schlammbad einer naturwüchsigen Roheit und Flegelei Hilfe sucht.

Die „grobianische Literatur" vom Ausgange des Mittelalters ist in unsrer Zeit in den Dorfgeschichten, mehr noch in den Mysterien des großstädtischen Proletariats wieder aufgelebt. Solche Erscheinungen, die das Volk in seiner ungebrochenen, unverhüllten Natürlichkeit als Kunstobjekt nehmen, sind entscheidend für den Fortschritt der Naturgeschichte des Volkes. Was der Poet ahnt und schildert, das soll der Sozialpolitiker durchforschen und anwenden.

Wie im einzelnen Menschen, so zeigt auch im Volke dieses ruckweise Vorschreiten der Selbsterkenntnis jedesmal einen bevorstehenden Umschlag im Organismus an. Der Bauernkrieg machte der Lust an den Dorfgeschichten des 16. Jahrhunderts ein Ende. Da waren mit einemmal die „Grobiane" aus dem literarischen Rahmen herausgetreten und hatten wirkliche Arme und Fäuste bekommen. Der Dämon, welcher im Bild, im Lied und in der Satire längst gegeistet und in abenteuerlichen Gesichten sich vorverkündigt hatte, stieg endlich auch leibhaftig ans Tageslicht.

Das 16. Jahrhundert malte nicht bloß das Volk und sang von dem Volke, es beschrieb auch dasselbe mit ganz besonderem Behagen. In „Weltbüchern" und „Kosmographien" schilderte der populäre Gelehrte das Volk nach Stand und Beruf, nach seinem Zusammenhang mit dem Lande und ergötzte die Leser mit der Kunde von allerlei wunderlichen Sitten, die er in der eigenen Heimat versteckt gefunden. Neben den Holzschnitten von Meerfräulein, Menschenfressern und fabelhaften Völkern mit Hundeköpfen sehen wir in Sebastian Münsters „Kosmographey" den Algäuer Bauer am Spinnrocken, den Landsknecht, den Ritter, den Zigeuner, den Juden. Wie diese derben Holzschnitte ist auch das Konterfei der mittelaltrigen vier Stände fest und treuherzig

in Worten gezeichnet. Wer vermag heute soziale Charaktergruppen zu malen, die sich an Dürerscher Kraft der Umrisse mit Sebastian Franks Prachtstücken der Schilderung messen könnten? Und an diesen Spiegelbildern ihrer selbst konnten sich die Leute des 16. Jahrhunderts nicht satt sehen. Die Selbsterkenntnis des Volkes war mit nie gekannter Macht erwacht: dies ist eine der wichtigsten Tatsachen der Reformationszeit. Mit gutem Griff hat darum Kaulbach in seinem großen Reformationsbild zu den Humanisten, zu den Entdeckern und Naturforschern auch einen Forscher von Land und Leuten, den alten, ehrlichen Münster mit seiner langen Forschernase, in den Vordergrund gestellt. Wie arm und karg waren dagegen die Notizen über Volksleben und Volkssitte gewesen, welche wir aus den Chroniken und Annalen des Mittelalters heute mühselig zusammensuchen!

In der Kunsttätigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts tritt das Volk als Kunstobjekt wieder in den Hintergrund. Die Zopfzeit hatte keine soziale Politik. Wo es nur Untertanen, keine Bürger gibt, da wird freilich das Studium des Volkes überflüssig. Während selbst der typische Chor der Volksgruppen von den Historienbildern verschwindet, sind es nur noch die republikanischen Holländer, welche Art und Sitte des gemeinen Volkes behaglich vor unsre Sinne bringen. Sie führen die erloschene grobianische Literatur der früheren Zeit mit dem Pinsel fort; Teniers, Ostade, Jan Steen boten dem verschnörkelten Wesen der vornehmen Welt Trumpf, indem sie in unvergleichlicher Naivetät Studien zur Naturgeschichte des Volkes malten.

Allein so groß auch die Rückschritte waren, die man seit dem Dreißigjährigen Krieg in der Erkenntnis und Würdigung des Volkslebens machte, so ist doch die Brücke zwischen den Volksstudien des 16. Jahrhunderts und der Gegenwart niemals ganz abgebrochen gewesen. Im Simplizissimus und den Gesichten des Philander von Sittewald wird noch einmal, wenn auch mit roher Hand, der Versuch gewagt, ein unverhülltes Naturbild des Volkes poetisch zu gestalten. In diese traurige Zeit, wo die Politik vor-

zugsweise zu scholastischen staatsrechtlichen Formen zusammenschrumpfte, wo von wirklichen Originalzöpfen die Grundsteine zu der modernen, alle Naturkräfte im Volksleben übersehenden politischen Schulmeisterei gelegt wurden, fallen trotzdem höchst wichtige Anfänge einer sozialpolitischen Tagesliteratur. Als man auf Bildern, in Lehrgedichten, Satiren, Romanen und Weltbüchern keinen Raum mehr hatte für die Zeichnung des Volkes, warf man wenigstens noch auf fliegende Blätter Skizzen zur Naturgeschichte des Volkslebens hin. Die Gelehrten hatten sich einseitig des Staatsrechtes bemächtigt; populär aber blieben die wenn auch noch so dürftigen Fragmente zur Gesellschaftswissenschaft. In der Wissenschaft des Staates und des Rechtes ging Griechenland und Rom voran; aber die Wissenschaft vom Volke in ihrer ausgeprägtesten, naturgeschichtlich zerlegenden Form ist ein Eigentum der modernen und vorab der germanischen Welt. Es lag unserm Volksgeist seit Urwalds Zeiten näher, die individuelle Sitte auszubilden als das völkerverschmelzende Recht, das Sonderleben der Gesellschaft aufrecht zu halten neben und über der ausgleichenden Gewalt des Staates. Die Deutschen sind geborene Sozialpolitiker, und von diesem Standpunkte aus sind sie stets ein politisch wunderbar strebsames und rühriges Volk gewesen. Die Glanzperiode unsrer weltbeherrschenden volkstümlichen Herrlichkeit, das Mittelalter, war die Zeit des einseitig sozialen Staates; allein man lebte damals so naiv und ausschließend in Stand und Gesellschaft, nicht in Nation und Staat, daß man an die soziale Schilderung gar nicht dachte. Diese Naivetät wurde durch die Renaissance zerstört. So beleuchten jene fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts, die Vorläufer der modernen Tagespresse, die gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit von allen Seiten; von der politischen im engeren Sinne sprechen sie nur da, wo der religiöse Zwiespalt mittelbar auch so etwas wie politische Parteigruppen beim Volke eingeschwärzt hatte.

Es fallen ganz neue Schlaglichter auf die Geschichte unsres öffentlichen Lebens, wenn wir die Entwicklung der deutschen Jour-

nalistik rückwärts bis zu ihren Ursprüngen verfolgen, und dabei untersuchen, inwiefern dieselbe vorzugsweise die Interessen der Gesellschaft oder des Staates durchgesprochen hat. Wir kommen dann zu dem kulturgeschichtlich bedeutsamen Ereignis, daß unsre soziale und kulturpolitische Journalistik reich war seit alten Tagen, unsre rein politische fast immer bettelarm. Für die Geschichte und Politik der Gewerbe, des Handels und Ackerbaues, für die Zustände der Aristokratie und des Bürgertums, ja des Proletariats bieten jene fliegenden Blätter immer noch eine reichlich strömende Quelle; für die Kunde des staatlichen Lebens eine ganz dürftige. In einer Flugschrift des 15. Jahrhunderts, dem liber vagatorum (1494), sind die Proletariergruppen jener Zeit bereits gezeichnet und in Reih und Glied gestellt, daß es sich schier wie ein erster kindischer Versuch zu einer Naturgeschichte der Gesellschaft ausnimmt. Man besaß damals schon ein Lexikon der Gaunersprache, aber noch lange kein Staatslexikon. Als sittengeschichtliche Merkwürdigkeit finde ich, daß in jenem Wörterbuch kaum je Synonyma des wortkargen Kauderwelsch vorkommen. Nur bei einem Wort überrascht der Überfluß von vier Synonymen; es ist das Wort Bordell; man sieht, die Zeit begünstigte in allen Stücken das korporative Genossenleben, und das Laster war in selbigen Tagen noch ebenso grob wie die Tugend.

In der ungeheuren Masse des Stoffes zur Gesellschaftskunde, welcher in der Literatur der beiden größten germanischen Kulturvölker, der Deutschen und Engländer, aufgehäuft ist, liegen reiche nationale Schätze geborgen, die nur der hebenden und ordnenden Hand bedürfen. Eine Geschichte dieser Vorstudien zur Gesellschaftskunde zu schreiben, wäre eine geistige Tat, die ganz neue Schlaglichter auf die Geschichte unsrer politischen Entwicklung werfen würde. Welch reicher und stetiger Fortschritt in der eingehendsten Untersuchung des Volkes von jenem mageren liber vagatorum bis zu dem Riesenwerke „London labour and the London poor“, in dessen drittem Teil eben Henry Mayhew die nämliche Gesellschaftsgruppe der vagatores für die einzelne Stadt

London systematisch und mit schwindelerregender Ausführlichkeit zu behandeln begonnen hat, und nicht minder bis zu Avé-Lallements meisterhaftem Buche über das deutsche Gaunerwesen; von jenem Gaunerlexikon auf wenigen Duodezblättern bis zu Dr. Potts neuesten grammatischen und lexikalischen Untersuchungen über die Gauner- und Zigeunersprachen. Wie arm ist die Literatur der Franzosen, Italiener und Spanier an solchen sozialen Vorstudien gegenüber der deutschen und englischen!

In Frankreich tritt der epochemachende Meister einer Konstruktion der Gesellschaft auf: Rousseau. Nicht die Untersuchung des Volksorganismus als einer historischen Tatsache, sondern das Phantasiebild eines „Gesellschaftsvertrages" stellt er an die Spitze seiner neuen Gesellschaftswissenschaft. Die soziale Politik wird zur sozialistischen. So ist es bis auf unsre Tage in Frankreich überwiegend geblieben; die Franzosen haben bis jetzt stets nur eine verneinende, ausebnende, nicht aber eine positive, aufbauende soziale Politik gewinnen können. Montesquieu hatte das Zeug zu einem echten Sozialpolitiker; gerade darum ist er dem deutschen Geiste verwandter, als irgend ein damaliger Staatsschriftsteller unter den Franzosen. Seine Landsleute haben seine Weisheit mehr bewundert als aufgenommen und weitergebildet. Gerade so erging es durch viele Jahrhunderte mit Aristoteles, neben Plato, dem großen Erzvater der sozialen Politik.

Man hält nach einer landläufigen Auffassung die Deutschen für besonders idealistische Politiker, für geborene Doktrinäre vom reinsten Wasser. Allein gerade in der sozialen Politik, wo sich die Franzosen fortwährend in ihrem Phantasiebau einer aus der Luft gegriffenen neuen Gesellschaft verrennen, sind sie ohne Vergleich unpraktischer und idealistischer als der Deutsche, dem es wenigstens noch möglich ist, die tatsächlichen Volkszustände zu begreifen und zu schätzen.

Als französische Sitte, französische Sprache und Kunst Deutschland beherrschte, da war es, wo der geniale Meister der politischen Schule, Montesquieu, und der Ahnherr der sozialen Schulmeister,

Rousseau, die deutschen Anschauungen vom Volke auch in dem französisierten Deutschland in das Joch französischer Abstraktion schlugen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Erkenntnis und Erforschung des Volkslebens in Deutschland am armseligsten und verachtetsten gewesen. Es war aber auch diese Zeit politisch weit trostloser, als selbst jene des Dreißigjährigen Krieges.

Voltaire sagt: „Es gibt Hunde, die man kämmt, die man liebkost, die man mit Biskuit füttert, denen man schöne Hündinnen zum Privatvergnügen hält; es gibt andre Hunde, die man verhungern läßt, die man tritt und schlägt, die zuletzt ein Anatom an den Pfoten auf den Tisch nagelt, um sie bei lebendigem Leibe langsam zu sezieren. War es das Verdienst oder die Schuld dieser Hunde, daß sie glücklich oder unglücklich gewesen sind?" Solch wohlfeile Epigramme über das Naturrecht der Gesellschaft schlugen ihrer Zeit tiefer ein als die gründlichsten Untersuchungen über die Naturgeschichte derselben. Die gewaltige Frage von der natürlichen Ungleichheit der Gesellschaftsgruppen, die nicht trotz der ewigen Menschenrechte, sondern mit und in denselben besteht, läßt sich nicht mit allgemeinen moralischen Schlagsätzen abfertigen. Ja, es liegt sogar ein frevelnder Leichtsinn in jenem scheinbar von der gerechtesten sittlichen Entrüstung eingegebenen Voltaireschen Spruch; in den mit Roheiten und Gemeinheiten gespickten Werken dagegen, in welchen die deutschen Satiriker des 15. und 16. Jahrhunderts das Naturrecht des niedergehaltenen Volkes naturgeschichtlich feststellen wollten, liegt gar oft ein tiefer sittlicher Ernst.

Die ersten deutschen Wochen- und Monatschriften im 18. Jahrhundert waren den englischen nachgebildet. Ihr politischer Inhalt war verzweifelt gering, und dieses kleine Prozent politischen Stoffes, welches sie brachten, ging wiederum vollständig auf in den Berichten über Land und Leute, nicht über den Staatsorganismus. Je selbständiger sich jene deutschen Zeitschriften entwickelten, desto einseitiger wandten sie sich dem reinen Literaturleben der Nation zu. Die historisch merkwürdigste deutsche Zeit-

schrift, die Horen, war ein Literaturblatt, aber nicht ohne mittelbare politische Tendenz. Man wollte den Staatsbürger ästhetisch wieder zum politischen Menschen erziehen und kam auf dem Umweg der Literaturgeschichte wieder zur Naturgeschichte des Volkes. In Goethes Götz und Egmont war das Volk wieder Kunstobjekt geworden; durch die Begeisterung für Shakespeare ward man wider Wissen und Willen zu sozialen Studien geführt. Den Franzosen erschien Corneille als der Poet der Staatsmänner, den Deutschen Shakespeare. Corneille hat aber, gegen Shakespeare gehalten, das Volk gar dürftig als Kunstobjekt ausgebeutet, und die Franzosen haben keine soziale Politik.

Der größte deutsche sozialpolitische Journalist des 18. Jahrhunderts war Justus Möser. Es ist ganz unmöglich, sich einen französischen Justus Möser zu denken. Er steht im Gegenteil häufig den englischen Schriftstellern näher, als den schreibenden Zeitgenossen Deutschlands. Die französischen Enzyklopädisten wollten nichts für wahr nehmen, als was sie mit ihren fünf Sinnen angeschaut; Mösers größte Vorzüge wurzeln gleichfalls darin, daß er stets seine fünf Sinne offen hielt; der Unterschied ist nur, daß die Enzyklopädisten mit ihren fünf Sinnen das vorgefaßte naturrechtliche System in die Volkszustände hineinschauten, während Möser die naturgeschichtliche Eigenart des Volkes klar und rein herauszuschauen wußte. Darum ist er auch unser einziger politischer Zeitungsschreiber, dessen Artikel teilweise wirklich volkstümlich geworden sind, ein Eigentum der ganzen Nation, aufgestellt nicht nur in dem literarischen Pantheon unsres klassischen Volksschriftentums, sondern auch in dem buchhändlerischen der Groschen- und Volksbibliotheken. Möser ist der ärgste Widersacher einer abstrakt naturrechtlichen Politik, durchweg Historiker und Staatsmann, ein Mann, der, wie seine Tochter sagt, nichts gründlicher haßte, als die Spieler und Schreiber, obgleich er selbst nichts leidenschaftlicher tat, als — spielen und schreiben. Er schrieb zu einer Zeit, wo die Politik im engern Sinne für unsre Tagespresse noch gar nicht existierte, er schrieb seine „Patriotischen Phan-

tasien" für das Lokalblatt eines abgelegenen Winkels von Deutschland, und als er diese kleinen, meist an ganz beschränkt örtliche Fragen anknüpfenden Artikel zu einem Buche sammelte, befürchtete er, sie möchten dem großen deutschen Publikum wenig munden wegen des „erdigen Beigeschmacks", den sie aus dem Stift Osnabrück mitbrächten, und ließ sich's gewiß nicht träumen, daß sie nach hundert Jahren noch in den „Groschenbibliotheken der deutschen Klassiker" umgehen würden. Worin liegt nun der Zauber der Möserschen Phantasien? Vor allen Dingen darin, daß Möser unser Volk aus dessen eigenster Natur heraus erschaut, daß er der große Ahnherr unsrer sozialpolitischen Literatur gewesen. Er hat nur Fragmente hingeworfen, aber in allen diesen Fragmenten ist der Gedanke von dem Recht der Gesellschaft neben dem Rechte des Staates, von der tiefen Bedeutung der geschichtlich überlieferten Sitte neben dem allgemeinen Vernunftrecht der leitende. Als eine naturgeschichtliche Schilderung von Land und Leuten schrieb er seine „Osnabrückische Landesgeschichte" und wies dadurch der Ortsgeschichtschreibung und Topographie, die jetzt schon für die Begründung einer deutschen Sozialpolitik so unermeßlich wichtig geworden ist, einen neuen Weg. Die „Patriotischen Phantasien" sind die vom politischen Standpunkt genialsten naturgeschichtlichen Studien aus dem deutschen Volksleben, welche wir besitzen; sie sind die Weissagung des 18. Jahrhunderts auf die soziale Wissenschaft des 19. Möser war nichts weniger denn ein Künstler, aber das Volk behandelt seine plastische Hand recht als ein Kunstobjekt. Der moderne, historisch forschende und aufbauende Sozialpolitiker wird immer wieder auf Möser zurückgreifen müssen, wie der Ästhetiker auf Shakespeare, wie der Theolog auf die Bibel. Und es sprüht in der Tat ein Shakespearescher Geist aus der Gedankenschärfe, dem gesunden Mutterwitz dieses Mannes, aus dem wunderbaren Blick für die Beobachtung und Erfassung jeder lebendigen Tatsache, für die Enthüllung der natürlichen und freiwüchsigen Grundstoffe im Volksleben, wie aus dem vernichtenden Spott, mit welchem er die Verkehrtheiten alter und neuer Gesellschaftszustände geißelt.

Möser konnte von seiner eigenen Literaturepoche nur halb verstanden werden, denn sie war die Epoche der poetischen und künstlerischen Befreiungskämpfe; diesem derben, urrealistischen Niedersachsen aber fehlte der Sinn für das tiefere Erkennen des Kunstlebens. (Und doch hat keiner unsern Möser wahrer und wärmer charakterisiert als — Goethe, der ihm freilich auch in seiner wunderbaren Intuition für alles lebendige Leben so nahe stand!) Noch ferner lag Möser der nächstfolgenden Periode, denn sie war eine wesentlich philosophische. Hätte Deutschland jemals Beruf zur naturrechtlichen konstruierenden Politik gehabt, so müßte es in dieser Periode gewesen sein, die einen Möser notwendig vergessen mußte. Die geistige Grundrichtung *unsrer* Tage ist, im Gegensatze zu jener philosophischen Epoche von Kant bis Hegel, eine historische. Für uns ist der prophetische Patriot von Osnabrück wieder von den Toten erstanden. Er steht mitten in den sozialpolitischen Kämpfen der Gegenwart. Striche man das äußere, rein seiner Zeit angehörende Beiwerk in seinen patriotischen Phantasien weg, man könnte sie heute wieder als schlaghaft wirkende Leitartikel neuesten Datums in unsre Zeitblätter einführen.

Die Blütezeit unsrer modernen philosophischen Literatur, die Zeit von Kant bis Hegel, war, wie gesagt, im allgemeinen keine günstige für die Pflege der Wissenschaft vom Volke. Die welterschütternden Ereignisse der Revolutionszeit und der napoleonischen lenkten den Blick vom inneren Weben der einzelnen Völker auf die große Politik Europas. Wenn die Soldaten Politik machen, verstummt der Sozialpolitiker. Deutschland war damals eben erst herausgetreten aus dem greulichen Wirrsal lebensunfähiger politischer und sozialer Besonderungen, die das Deutsche Reich in seiner letzten Periode zu einem so mißgestalteten Körper gemacht hatten. Der äußere Neubau der Staaten war viel wichtiger geworden als die Vertiefung in das Kleinleben des Volkstums. Es geht durch diese Zeit ein mächtiger Zug zum Aufbau des Allgemeinen, Einheitlichen, zur ausebnenden, uniformierenden Politik, zur theoretischen Konstruktion in der Wissenschaft. Es war weit mehr

eine Zeit der Systeme, als der stofflichen Forschung. Selbst in der Kunst, namentlich der bildenden, war die Läuterung der äußeren Formen und ein verständiges Wort der allgemeinen ästhetischen Grundsätze weit dringender geboten, als ein Hinabsteigen in die unendliche Fülle neuer Stoffe.

Aber trotzdem machen sich in dieser Zeit der Vorarbeit zum Aufbau neuer Staatskörper und neuer Staatsideale bei vielen bedeutenden Männern die Zeichen bemerklich, daß sie die Wichtigkeit einer naturgeschichtlichen Analyse des Volkstums wohl begriffen oder geahnt haben. Als einen merkwürdigen Arbeiter in dieser Richtung will ich beispielsweise nur einen Mann hervorheben, den Philosophen Johann Jakob Wagner. Er wird uns vielfach in einem ganz andern Lichte erscheinen, als seinen Zeitgenossen, denn wie mir dünkt, beruht das Auszeichnende dieses Mannes weniger in dem geschlossenen Bau seines Systems, als in den allseitigen Anregungen, mit welchen er die wissenschaftlichen Ziele einer Zukunft, die uns nunmehr zur Gegenwart geworden ist, vorgedeutet hat. Er ist ein Prophet unter den Philosophen seiner Zeit gewesen, wie Möser unter den Publizisten. So hat er die wissenschaftlichen Grundzüge der Nationalökonomie bereits zu einer Zeit systematisch geordnet, wo für das Stoffliche dieses Faches, wenigstens in Deutschland, noch wenig oder nichts getan war, wo man sich namentlich den selbständigen Aufschwung der Volkswirtschaftslehre, wie sie jetzt Schule und Leben beherrscht, noch nicht entfernt träumen ließ. Er ging sogar noch weiter, als wir gegenwärtig gehen, indem er den originellen Gedanken durchführte, als Seitenstück zur Nationalökonomie ein System der Privatökonomie zu schreiben, in welchem die Wirtschaft der Familie in ähnlicher Weise auf ihre allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze zurückgeführt ist, wie in der Nationalökonomie die Wirtschaft des Volkes. Der Versuch mag auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, allein für die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft hätte namentlich eine historisch begründete Kenntnis der Privat-

wirtschaft unsrer einzelnen Volksstämme einen unberechenbaren Wert. Hunderte der praktischen Versuche, die jetzt zur Lösung der sozialen Wirren gemacht werden, schlagen in das Gebiet der Privatökonomie ein, ohne daß wir uns immer wissenschaftlich dessen bewußt sind. Es wird diese Disziplin nicht allezeit so brach liegen bleiben, wie gegenwärtig; sie hat ihre Zukunft, und wäre es auch nur, weil sie sich ergänzend in die allgemeine Sittenkunde einreihen muß.

Noch überraschender tritt uns der prophetische Standpunkt J. J. Wagners entgegen, wenn wir sein Buch vom Staate zur Hand nehmen. Hier sind namentlich über den materiellen Inhalt des Staatslebens, über die Unterscheidung der Familie, der Gesellschaft und des Staates, über die Gruppen und Glieder des Volkes, über das Verhältnis der Volkswirtschaft zur Staatsverwaltung und vieles Ähnliche so neue Gedanken gegeben, daß wir oft keineswegs glauben, das Buch eines Philosophen vor uns zu haben, dessen Blütezeit bereits um mehr als ein Menschenalter hinter uns liegt, sondern die Winke eines Praktikers aus der Gegenwart, dessen Geist von den modernen Tatsachen der sozialen Politik erfüllt ist.

(Wenn aber J. J. Wagner weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode trotzdem doch nicht tiefer greifenden Einfluß übte, so liegt der Grund darin, daß er, als ein echtes Kind seiner Zeit, bei den „Winken" stehen blieb, bei dem bloßen Ahnen und Andeuten der realen Mächte des Volkslebens, statt diese selbst zu ergründen und darzustellen. Die Philosophen waren überhaupt zu vornehm für dergleichen Arbeit. Sie zeigten wohl gern von oben herab den Weg, nahmen den Weg aber nicht gern unter die Füße, wobei für das „System" freilich nicht viel herausgekommen wäre, umsomehr aber für die Erkenntnis der Tatsachen. Ähnlich sind in unsrer heutigen unphilosophischen Zeit manche Politiker zu vornehm, um zum voraussetzungslosen Studium des Volkes herabzusteigen. Die Resultate würden ihnen nur das korrekte Parteiprogramm verwirren, und mit dem Volk im ganzen

wird man immer leichter fertig als mit dem Volk im einzelnen — wenigstens auf dem Papier.)

In den Urstaaten des Orients fiel die Staatswissenschaft mit aller übrigen Weisheit zusammen in der Theologie. „Theologie war die eine Wissenschaft, Kultus die eine Kunst.“ Hiervon befreiten sich die Griechen, indem sie die politische Philosophie schufen. Ähnlich erscheint in der auf das Mittelalter unmittelbar folgenden Periode die Staatswissenschaft als aufgegangen in der Rechtswissenschaft. Sie aus dieser verwandten Disziplin selbständig herauszuarbeiten, ist die noch keineswegs vollendete Tat der neuesten Zeit. In einzelnen Zweigen wird freilich die Staatswissenschaft immer mit der Jurisprudenz verwachsen bleiben, wie nicht minder mit der Theologie und Philosophie. Es kommt nur darauf an, denjenigen Teil, der ihr echtestes Eigentum ist, auch für sich festzuhalten und durchzubilden, und dieser ist, im Gegensatze zu dem formellen Teile, dem Staatsrecht, der materielle, die Wissenschaft vom Volke.

Gegenüber jener Periode der wissenschaftlichen Systeme, der staatsrechtlichen Konstruktionen, der ästhetischen Theorien, der theologischen Streitfragen, ist nachgerade ein ungeheurer Realismus in unser literarisches Schaffen eingezogen, ein Vorherrschen der Beobachtung des tatsächlichen Lebens, daß man uns zu Kants und Fichtes Zeit darob Barbaren gescholten haben würde. Der philosophischen Epoche ist eine wesentlich historische gefolgt. Die unerhörten Triumphe, welche die Naturkunde auf dem Wege der Analyse gewann, haben alle andern Wissenschaften auf denselben Weg fortgerissen. Da mußte die Zeit auch wieder günstig werden für die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkes. Ein unübersehbarer Stoff ist in dieser Richtung seit Jahrzehnten von tausend Händen mit wahrem Ameisenfleiße aufgehäuft worden. Leichtfertige Touristen und ernste Forscher wetteiferten, des deutschen Volkes Art bis ins kleinste zu erkunden und zu schildern. Es erstand eine Wissenschaft der deutschen Sage, der deutschen Sitte, eine neue Wissenschaft der Statistik. Was dem modernen Ge-

schichtschreiber die unmittelbare Quellenforschung, nicht in Büchern, sondern in Archiven, das ist dem Manne der Volkskunde das Anschauen des Volkes, wie es lebt und webt, mit eigenen Augen.

Aber die unendlichen Massen des rohen Stoffes liegen großenteils noch formlos und ungeordnet durcheinander. Es gilt, die gesammelten Einzelkenntnisse aus der Naturgeschichte des Volkes nutzbar zu machen in der Lehre für die Idee des Staates, nutzbar in der Praxis für die Weiterbildung unsres Verfassungs- und Verwaltungswesens, für den Wiederaufbau der gärenden ringenden bürgerlichen Gesellschaft, es gilt, diese naturgeschichtlichen Tatsachen zu benutzen als Schild und Schwert wider einseitig politische Parteilehren, die unser politisches Leben nach einmal vorgezeichneter Schablone zurechtschneiden wollen. Dies nenne ich soziale Politik. Es gilt, auf den Grund dieser naturgeschichtlichen Tatsachen, die Staatswissenschaft zu erweitern und einen selbständigen Teil derselben als Gesellschaftswissenschaft neben das Staatsrecht und die Verwaltungskunde zu stellen. Denn es ist staatsrechtlich ganz gleichgültig und teilweise auch gleichgültig für die Verwaltungslehre, ob der Bauer einen Kittel trägt oder einen städtischen Rock, ob er seine Volksmundart spricht oder nicht, ob er in seinem Familienleben die alten Sitten bewahrt oder mit neuen vertauscht hat, ob der Verkehr eines Landes sich auf Eisenbahnen bewegt oder auf Kunststraßen oder auf Knüppeldämmen und Feldwegen, ob die Stammes- und Charakterzüge des Volkes sich nach großen Massen sondern oder nach kleinen Gruppen, ob das Land, in dessen Grenzen die Staatseinrichtungen zur Geltung gebracht werden sollen, Bergland oder Flachland, Feldland oder Waldland, Küsten- oder Binnenland ist. Das öffentliche Recht sucht die allgemeinen Grundsätze auf, welche über diesen natürlichen Besonderungen von Land und Leuten stehen. Es wird aber doch eine tote, unpraktische Abstraktion bleiben, wenn es nicht zugleich auf das berechtigte Wesen dieser Besonderungen selbst gegründet ist.

Die soziale Politik, indem sie von dem gesamten Kulturbild einer Volkspersönlichkeit ausgeht, ruht darum auch auf weit breiterer Basis als die bloße Volkswirtschaftspolitik. Die Nationalökonomie ist nur ein Hilfsfach zur Wissenschaft der Gesellschaft, denn sie untersucht wohl die Arbeit des Volkes, allein das ideale Moment der volkstümlichen Sitte, welches in und mit der Arbeit erwächst, liegt außerhalb des Kreises ihrer Studien. Die unwägbare, unmeßbare, trotzdem aber doch als eine gewaltige politische Macht vorhandene Sitte des Volkes bildet den eigensten Stoff der Untersuchung für die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer sozialen Politik. Im Gegensatz zu einer früheren Zeit, welche die feste Basis des Zählens, Messens und Wägens im Staatshaushalt über Gebühr vernachlässigte, scheint aber der an sich so löbliche Eifer, mit welchem man jetzt die Dinge betreibt, bald wieder ins Extrem überschlagen zu wollen, indem die ganze Kunst der Staatsverwaltung in die einseitige Funktion einer kaufmännischen Buchführung verkehrt zu werden droht. Und vor den ungeheuren Zahlenreihen, welche gegenwärtig unsre Zeitungen wie unsre publizistischen Schriften erfüllen, darf man wohl zuzeiten erschrecken: denn hinter ihnen lauert oft der trügerische Gedanke, daß mit diesen Ziffern zugleich die Kenntnis der öffentlichen Zustände gegeben sei; hinter ihnen verbirgt sich bereits nicht selten die politische und sittliche Ketzerei, welche die Mehrung des materiellen Nationalwohlstandes als einziges Ziel des Volks- und Staatslebens setzt. Man verwechselt eben hier die Wirtschaftspolitik mit der sozialen. Dem entspricht auch die einseitige Richtung, welche die Statistik genommen hat. Denn der große und ruhmwürdige Eifer, mit welchem in den letzten Jahren diese Wissenschaft in Deutschland selbständiger herausgearbeitet worden ist, hat zumeist entweder der Ergründung der Staatshaushalte oder der Kunde vom Handels- und Gewerbewesen, der Volkswirtschaft im allgemeinen Sinne gegolten. Dagegen ist für die in beglaubigten Zahlen und zeitgeschichtlichen Schilderungen festgestellte Kunde des Volkslebens nach seinen örtlichen Gruppen, des Gemeinde-

wesens, der Gestaltungen der Stände und Berufe im kleinen und einzelnen noch weit weniger geschehen. Das heißt: wir besitzen wohl gute Anfänge zur Statistik des Staates, aber noch keineswegs zur Statistik der bürgerlichen Gesellschaft, Anfänge zur Statistik der Volkswirtschaft, aber nicht der Naturgeschichte des Volkes. Denn die Wirtschafts- und Finanzstatistik ist für die Wissenschaft vom Volke zwar eine unentbehrliche, aber keineswegs die einzige Quelle. Soll diese erst in ihrer Frühblüte entwickelte Wissenschaft einen urkundlich beglaubigten Boden der Tatsachen erhalten, dann muß sich zu der wirtschaftlichen Zahlenstatistik eine geistige Statistik der Sitten gesellen.

Wie die Landesgeschichte in der Ortsgeschichte gründet und sich ergänzt, so muß auch die soziale Statistik bis zum Dorf und Gehöft sich verzweigen. Wir verlangen von ihr beispielsweise: Tabellen über Ab- und Zunahme der Bevölkerung der einzelnen Völker, Gaue und Gemeinden, nicht bloß aus der Gegenwart, sondern womöglich auch aus der alten Zeit; Aufzeichnung über Stand, Beruf, Charakter, Sitten und Gebräuche der Bewohner der Gemeinden oder Gemeindegruppen; das Wesentliche vom Gemeindevermögen, Güterreichtum und Gütereinteilung, Nutzungen, Gerechtsamen und Lasten; eine Skizze der Flurmarkungen; Proben merkwürdiger Flurnamen; Angaben über die kirchlichen Zustände u. s. w. Unsre geschichtlichen Topographien gehen selten bis auf die neueste Zeit, geben meist nur die politische, nicht die Kulturgeschichte der einzelnen Städte und Dörfer, und wenn sie auch alles dies vereinigten, so ist doch bis jetzt in den meisten deutschen Ländern die Statistik des Besitzstandes der einzelnen Gemeinden und seiner Formen, der Gerechtsame, Lasten u. dergl. nur in den Akten, nicht in Büchern zu finden gewesen. Und endlich von einem bis auf einzelne Gemeinden heruntergehenden gesellschaftlichen Charakterbild ist überall noch kaum eine Spur vorhanden. Auf solcher Ortsstatistik aber beruht hauptsächlich die „Landeskunde" in der vollwichtigsten Bedeutung des Wortes, und eine solche urkundliche und ins einzelnste gehende Landeskunde ist

wiederum die reichste und reinste Quelle für die Wissenschaft der Gesellschaft.

Trotz aller Lücken sind in den letzten Jahrzehnten die Vorarbeiten zur Naturgeschichte des Volkes und zur Gesellschaftskunde wie ein mächtiger Strom über uns hereingebrochen. Fast jeder Literaturzweig hat in allerlei Form sein Teil dazu gespendet. Als die belletristische Presse des jungen Deutschlands die ästhetischen Schulfragen sattsam durchgearbeitet hatte, stahl sich mit der sozialen Frage die Politik in die Schöngeisterei hinein. Als die junghegelschen Philosophen mit ihren religionsphilosophischen Folgerungen zum äußersten Rande gekommen waren, wandten sie sich zu den sozialen und kulturpolitischen. Die Armut und das Elend des Volkes hat die Männer der Kirche zu reichen naturgeschichtlichen Studien des Volkslebens geführt, und die „innere Mission" ist nicht bloß eine Mission der Kirche, sondern auch der aufbauenden Sozialpolitik. Deutschland war der theoretischen Konstruktion müde; da fing man an, sich wieder für die großen materiellen Interessen zu begeistern, für Zoll- und Handelsfragen, Industrie, Volkswirtschaft, Regelung der Auswanderung, Abhilfe der Armennot. Aber überall lauerte die soziale Frage im Hintergrunde; man förderte die naturgeschichtliche Analyse des Volkstumes, oft ohne daß man es merkte. Die soziale Frage war das eigentliche Salz auf diesem trockenen Brote der materiellen Interessen. Darin bekundete sich recht der mächtige Zug der Zeit, daß selbst ganz fernstehendes, wissenschaftliches und literarisches Wirken doch wieder zuletzt der Gesellschaftskunde dienstbar werden mußte. Mit dem Studium der deutschen Grammatik brach für die Erforschung unsrer Sitten, Sagen und Rechtsaltertümer ein neuer Morgen an. Die Finanzwissenschaft führte zur Nationalökonomie, die Nationalökonomie zur Wissenschaft vom Volke. Die Sozialisten wollten die historische Gesellschaft theoretisch vernichten und bewirkten dadurch, daß die Untersuchung dieser selben historischen Gesellschaft erst recht im Geiste der empirischen Analyse aufgenommen wurde.

Der moderne Roman mußte sich mehr und mehr zur Charakterzeichnung und den Geschicken des Volkes und der Volksgruppen wenden, wo früher nur von den einzelnen Helden die Rede war. Das Volk spielt wieder eine entschieden größere Rolle als Kunstobjekt denn je zuvor. Kaulbach malt Völkergeschichte, wie man vordem einzelne historische Personen und Gruppen gemalt hat. So verstand auch Rottmann, der größte Landschaftsmaler unsrer Zeit, den Charakter eines ganzen Landstrichs auf seinen großartigen Landschaftsfresken darzustellen, wo man sich vordem mit einem kleinen Bruchstück aus einer solchen Charakteristik begnügt haben würde. In der Oper ist der Chor, das Volk, musikalisch gleichberechtigt worden mit dem einzelnen Helden, und die Ensemblenummern wetteifern in ebenbürtiger Dramatik mit dem Sologesang. Das Volk in seinen Gruppen und Gliedern wird zum ästhetisch bedeutsamsten Helden in der ganzen modernen Kunst.

Die gefeiertsten Männer der Wissenschaft haben es nicht verschmäht, in der Journalistik unsrer Tage die großen sozialen Kulturfragen fleißig zu erörtern. Die soziale Politik beginnt allmählich der ganzen deutschen Zeitungspresse einen eigentümlichen Charakter zu geben. Bis etwa gegen das Jahr 1844 handelte man hier die Vorstudien zur Gesellschaftskunde noch ziemlich kühl und sparsam ab; die literarischen und religiösen Zeitfragen standen obenan; aber mit jenem Zeitpunkt bricht das bestimmte sozialpolitische Interesse entschieden durch, bis es im Jahre 1848 plötzlich wieder wie weggefegt erscheint. Es war aber auch nur ein Schein, denn gleichviel welche Partei in jenen Revolutionstagen gesiegt haben würde, wir wären doch durch den innern Lebenstrieb unsres Nationalcharakters zuletzt wieder auf dem Wege angekommen, wo wir durch die Reform der Gesellschaft den Staat zu reformieren und neuzubauen gesucht hätten, aber nie und nimmer umgekehrt nach französischer Art die Gesellschaft durch den Staat.

In den Jahren 1848 und 49, wo das Staatsrecht von allen Dächern gepredigt wurde, war die deutsche Journalistik verhältnis-

mäßig minder einflußreich als vorher, obgleich sie zum Erschrecken in die Länge und Breite gewachsen war. Die Macht der Presse war an die Parlamente und Volksversammlungen übergegangen. In England oder Frankreich würde ohne Zweifel das Umgekehrte eingetreten, die Macht der Presse würde gewachsen sein mit der Macht der Parlamente. Die „Deutsche Zeitung" von Gervinus ging zu Grunde, weil sie sich drei Jahre lang ausschließlich mit der reinen Politik beschäftigen wollte. Nicht das angewandte Staatsrecht, sondern die angewandte Sittengeschichte gibt der deutschen Journalistik ihren eigentümlichen Reiz, ihren wahrhaft nationalen Farbenton. In den wildbewegten Tagen einer gewaltigen großherzigen Aufwallung des ganzen deutschen Volkes konnte der „Rheinische Merkur" als ein rein politisches Organ eine nationale Macht sein. Hätte man ihm aber Lebensfrist für ruhigere Zeiten gegönnt, er wäre gewiß an demselben organischen Herzfehler gestorben wie später die „Deutsche Zeitung" — er wäre langweilig geworden. In Frankreich wird man es nicht begreifen können, warum ein politisches Blatt zu Grunde gehen müsse, lediglich, weil es ein rein politisches Blatt sei. Aber in dem zentralisierten Frankreich ist der Staat der hundertarmige Riese, die Gesellschaft der Zwerg; in Deutschland ist es umgekehrt.

Die Deutschen sind kein unpolitisches Volk; sie sind ein entschieden sozial-politisches. Der alten Schule, die bloß von den Verfassungsfragen einerseits, andrerseits vom dunklen Rätselspiel der hohen Politik zehrt, will das freilich nicht in den Kopf. Die alte Schule erkennt nur eine Politik des Rechts oder der Diplomatie (wie man in den kleinen Staaten noch häufig glaubt, nur ein Jurist oder Diplomat könne Minister werden), keine Politik der Sitte. Belauschet aber das deutsche Volk bis zum bildungslosesten gemeinen Manne abwärts, und ihr werdet finden, daß Kleinbürger, Bauern und Tagelöhner in den Fragen der Wirtschaftsinteressen, des Gewerbelebens, der Gesellschaftsgliederung durchschnittlich ein gesundes Urteil, ja sogar einen vorweg festgeprägtern Parteistandpunkt haben. Die Naturgeschichte des

Volkes fassen sie mit ahnendem Verständnis trefflich auf. Sozialpolitische Parteien gibt es im deutschen Volke, sehr entschiedene nach rechts und links, nicht künstlich eingeimpfte, sondern naturwüchsige. Das rein politische Parteiwesen ist dagegen noch niemals bei unsrem gemeinen Mann angeschlagen, und wer sich nicht durch die deutlichen Winke in der neuesten Entwicklung unsrer gesamten Wissenschaft, Kunst und Literatur von der Wahrheit des Satzes überzeugen lassen mag: daß der Deutsche ein geborener Sozialpolitiker sei, der kann sich in jeder Stadtschenke und Dorfkneipe darüber belehren lassen. Dort kannegießern die Leute bloß, sofern es sich um eine Frage des Staatsrechtes oder der äußeren Staatsmacht handelt, dagegen über die sozialen Gebrechen, Bedürfnisse und Forderungen ihres Standes und Gewerbes, über die großen Tagesfragen der Arbeit, der Genossenschaften und Vereine, der Gemeindeverfassung der Familienzucht, der Sitte im öffentlichen Leben, über die naturgeschichtliche Eigenart der sie umgebenden Volksgruppen sprechen solche deutsche Naturalisten der Sozialpolitik nicht selten wie ein Buch und oft auch gescheiter wie ein Buch.

Man wähne nicht, es mangle unsrem Volke am Sinn für die großen Probleme des Staats- und Völkerrechtes, weil es zur Zeit noch viel tieferes Verständnis für Arbeit und Sitte als für Rechtszustände zeigt, und es sei wohl gar dieser Mangel ein künstliches Produkt unsrer inneren Unfreiheit und äußeren Ohnmacht! Der Weg zum Recht führt durch die Sitte, der Weg zur Freiheit durch die Selbsterkenntnis, der Weg zur Macht durch das liebevolle Umfassen unsrer nationalen Eigenart. Solch ein Weg ist langsam, aber sicher, und eine gute Krümm' „führt nit üm".

Die Erfassung des Volkes als Kunstobjekt soll in dieser gegenwärtigen Zeit nicht bloß dem Schriftsteller, Lehrer und Künstler gewonnen sein, sondern in noch weit reicherem Maße dem Staatsmann. Hat sich der Politiker in des Volkes Wesen nicht eingelebt, wie der Künstler in seinen Stoff, weiß er sich die Charaktere des Volkstumes nicht als echte Kunstobjekte plastisch abzurunden, dann

wird er in aller seiner Staatsweisheit doch immer nur mit der Stange im Nebel herumschlagen. Die naturgeschichtliche Analyse des Volkslebens aber führt dazu, daß uns das Volk zuletzt in seiner plastischen Persönlichkeit recht wie ein harmonisches Kunstwerk erscheinen muß. Wie aller naturwissenschaftlichen Untersuchungen höchste Aufgabe dahin geht, das Weltall als einen in sich vollendeten harmonischen Gesamtbau zu erkennen, als einen *Kosmos*, so müßte es auch zuletzt mit allen naturgeschichtlichen Untersuchungen des Volkes geschehen. Es ist eines der stolzesten Ziele der Gegenwart, die Welt als ein in sich selbst befriedigtes, freies, harmonisches Kunstwerk zu begreifen; so wird es auch eines der stolzesten Ziele der Gegenwart werden, denselben gewaltigen Gedanken in unsrem engeren Kreise zu wiederholen und auch das Volk allmählich naturgeschichtlich zu begreifen und darzustellen als ein geschlossenes Kunstwerk, als den *Kosmos der Politik*.

* * *

Beim ersten Erscheinen dieses Buches (zu Weihnachten 1853) dünkte wohl manchem das Gewicht etwas übertrieben, welches ich in diesem Kapitel auf das soziale Studium des Volkes legte, die Hoffnung etwas sanguinisch, welche ich von dem raschen und allgemeinen Aufblühen desselben hegte.

Wir urteilen heute anders. Auch der geschworene Gegner der „Gesellschaftslehre" wird wenigstens zugestehen, daß die „soziale Frage" jetzt an alle Türen klopft, und daß mancher Satz, den ich hier vor dreißig Jahren aussprach und der damals sehr subjektiv und gewagt erschien, gegenwärtig fast wie eine erfüllte Prophezeiung zu lesen sein dürfte.

In den Fünfzigerjahren waren Volksstudien sehr beliebt und begünstigt, weil das staatliche Leben so matt und müde und die politische Erörterung so aussichtslos war. Man tröstete sich mit dem Volke, um für den Staat die Hoffnung nicht zu verlieren.

Da kamen die großen politischen und kriegerischen Stufenjahre 1859, 1866, 1870. In gewaltigen Katastrophen ward das

europäische Staatensystem verändert, die innere Verfassung Deutschlands von Grund aus umgestaltet. Die völkerrechtliche und staatsrechtliche Politik, die nationale und die Parteipolitik gewannen mit einem Schlage die Oberhand. Wir wurden staatlicher, wir rangen nach neuer Macht des Staates, nach einem neuen Rechte der Freiheit und nach dem uralten, niemals erfüllten Rechte der Nation. Was bedeuteten daneben die Interessen der Sitte, der Bildung, der Arbeit, des Eigentums, mit einem Worte, der Gesellschaft? Das soziale Studium zeigt uns das Volk in seinem unendlich mannigfaltigen Sonderleben: man wollte das Volk nur in seiner staatlichen und nationalen Einheit erkannt wissen. Vor 1848 galt die Beachtung des individuellen Volkstumes für demagogisch, nach 1859 galt sie für reaktionär, jedenfalls für störend, zerstreuend, den Blick ablenkend von staatlicher Freiheit und nationaler Einheit.

Während aber damals die beobachtende und reformatorisch aufbauende Gesellschaftslehre und Sozialpolitik unterschätzt und verabsäumt wurde, entwickelte sich im stillen eine radikal soziale Lehre umso üppiger, die unsern Staat zerstören will, um auf seinen Trümmern eine ganz neue Gesellschaft zu erbauen, die Sozialdemokratie.

Die Geschichte bewegt sich immer in Einseitigkeiten und Extremen, so wie sie sich überhaupt energisch bewegt, und so führte uns die einseitige und extreme politische und nationale Bewegung zu großen Resultaten, die wir dankbar anerkennen und festhalten wollen. Aber alles Einseitige bricht zuletzt in sich selbst zusammen.

Heute, im Jahre 1883, ist die Situation ganz anders als vor fünfzehn Jahren. Derselbe leitende Staatsmann des Deutschen Reiches, welcher uns zu einer neuen Macht des Staates und der Nation führte, hat zuletzt gar wohl erkannt, daß die nämlichen „sozialen Fragen“, mit welchen man den historisch erwachsenen Staat zersprengen wollte, ebensogut benützt werden können, diesen Staat zu festigen. Der staatsfeindliche Sozialismus soll durch den Staatssozialismus aus dem Felde geschlagen werden. Die

politischen Parteien, mögen sie so prinzipiell sich zuspitzen wie sie wollen, wurzeln doch zuletzt in den Interessen der einzelnen Gesellschaftsgruppen. Wer diese Interessen fördert, der macht sich die Parteien dienstbar. Der Staatsmann, welcher sich wechselnd bald die Arbeiter, bald die Fabrikanten, bald die Bauern, bald die Kaufleute, vielleicht sogar die Künstler und Gelehrten zu Dank verpflichtet, kann die politischen Parteien zerbröckeln oder stärken, er kann das Staatsbewußtsein des Volkes steigern, indem er zeigt, daß der Staat doch der stärkste Helfer in sozialen Nöten ist. Der Gedanke, das Volk durch die Gesellschaft zu verstaatlichen, den politischen Sondergeist durch die sozialen Sonderinteressen zu beugen, ist neu, genial und zukunftreich. Seine Ausführung ist ein kühnes, vielleicht ein gefährliches Wagestück, und man kann manchen Versuch, der bei uns neuerdings in diesem Sinne geplant oder auch begonnen wurde, sehr bedenklich finden.

Die große Tatsache bleibt aber doch bestehen, daß wir von der doktrinären Politik in raschem Umschwung zu einer Staatskunst vorgeschritten sind, die in der Erkenntnis, Förderung und Benutzung der sozialen Zustände des Volkes den Anfang aller Staatsweisheit sieht. Die Wissenschaft vom Volke kommt allmählich wieder zu ihrem verkannten Rechte. Man zählt statistisch, was zählbar ist, man untersucht die wirtschaftliche und moralische Lage einzelner sozialer Gruppen, man studiert soziale Pathologie und versucht sich in sozialer Therapeutik. Mag der nächste Erfolg sein, welcher er wolle, mag er ein Mißerfolg sein: wir kommen dadurch doch zuletzt zu dem großen und dauernden Gewinn der Selbsterkenntnis des Volkes, eines reicheren und immer planvolleren Aufbaues der Gesellschaftskunde, und die Darstellung des Naturzusammenhanges von Land und Leuten wird bei allen diesen Forscherarbeiten wachsend ihren fundamentalen Wert behaupten.

Zweites Kapitel.

Die vier Fakultäten.

Alle Dinge wechseln; nur die vier Fakultäten scheinen für die Ewigkeit gebaut. Kaiser und Reich ist vergangen, Deutschland ward zweigeteilt in seinem christlichen Bekenntnis, große wissenschaftliche Revolutionen loderten auf und verglommen wieder in ihrer eigenen Asche, die Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften, die Epoche der Renaissance und des Zopfes, die Epoche der dicken, holländischen Gelehrsamkeit, des leichtsinnigen französischen Enzyklopädismus und der tiefsinnigen deutschen Philosophie — alles ging vorüber; nur die grauen vier Fakultäten sind geblieben.

Die letzten zwei Jahrhunderte haben nur eine Kunst wahrhaft neu geschaffen: die Musik; dagegen aber ganze Kreise neuer Wissenschaften. Diese neuen Wissenschaften mußten hineinwachsen in die unsterblichen vier Fakultäten der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Philosophie, statt daß sie mit ihrem selbständigen Wachstum ein neues System der Fakultäten hätten heraustreiben müssen. Sie wurden zerstückelt oder verkrüppelten in ihren schwächeren Zweigen durch den Bann jenes alten Gemäuers, oder wo sie ihre Schößlinge mit unbesiegbarer Lebenskraft trieben, da wuchsen sie in wilden Ranken hinaus über dasselbe.

Aber was kümmern uns hier die vier Fakultäten?

Sie kümmern uns nicht wenig; denn sie tragen eine Hauptschuld, daß die Wissenschaft vom Staate so lange verkrüppelt blieb, daß die Wissenschaft vom Volke noch so gar jung und unentwickelt ist.

Wer eine Naturgeschichte des Volkes schreiben will, der muß dieselbe Stellung einnehmen, wie der Mann der eigentlichen modernen Naturwissenschaft: er muß Kampf bieten den vier Fakultäten und trachten, daß die vier Fakultäten zersprengt werden, oder die mittelalterliche Maschine der vier Fakultäten wird seine Wissenschaft in Stücke reißen. An den vier Fakultäten möchte ich zeigen, was die Volks- und Staatskunde werden kann und was sie nicht geworden ist.

Also zurück zu den vier Fakultäten.

Als in den letzten traurigen Zeiten des römischen Reiches die antike Wissenschaft erstarrte, ward der Grundstein zu den vier Fakultäten gelegt. Man begann die Teile der Wissenschaft zu zergliedern, wie man eine Leiche zergliedert, und als anatomische Präparate gingen daraus hervor die „sieben freien Künste", die wir samt ihrer Scheidung in das Trivium und Quadrivium bereits bei dem Grammatiker Macrobius finden. Die sieben freien Künste aber sind der Grundbau zur späteren philosophischen Fakultät.

Die Wissenschaften erschienen nunmehr als fertige, abgeschlossene Dinge, vergleichbar den sogenannten „toten Sprachen". Alle Weisheit wird eingefügt in das Fachwerk der Schulwissenschaften. Was zu lang ist, wird abgeschnitten, was zu kurz, ausgereckt, bis es in das System paßt.

Die neu erstehenden germanischen und romanischen Völker des Mittelalters bringen keine neue Wissenschaft mit. Sie borgen vorerst nur die Wissenschaft der erstarrten antiken Welt, und das Schulsystem der sieben freien Künste nehmen sie natürlich auch mit in den Kauf.

So bleibt die Wissenschaft wesentlich etwas Geschlossenes, Gemachtes durch das ganze frühere Mittelalter. Auch die Kunst befand sich anfänglich in dem gleichen Bann. Aber der künst-

lerische Schaffenstrieb dieser Zeit ist ungleich mächtiger als der wissenschaftliche, und aus der verdorbenen Antike und dem Byzantinismus wächst rasch ein im innersten Wesen neuer romanischer und germanischer Kunststil auf.

Mit den sieben freien Künsten plagten sich die Gelehrten jahrhundertelang. Da wird gegrübelt, wie man die eigentümlichste Wissenschaft der Zeit, die Theologie, zusammenkuppeln könne mit diesen Künsten. Sie gehört zur Geometrie, weil die Arche Noä und der Tempel Salomonis nach geometrischen Grundsätzen aufgebaut waren; zur Arithmetik, weil Gott alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet; zur Rhetorik, weil die Priester auch predigen sollen; zur Dialektik, weil mit ihren Waffen die Ketzer im geistlichen Turnier zu Boden geschlagen werden müssen.

So sucht das Mittelalter die einzelnen Wissenschaften aneinander zu fesseln; die neuere Zeit hingegen sucht sie frei zu machen. In tote Formen eingehegt, waren die Wissenschaften nicht nur vergleichbar den toten Sprachen, sie redeten auch durch das ganze Mittelalter in der toten Sprache der alten Welt. Eine wahrhaft lebendige Wissenschaft aber kann niemals in einer toten Sprache ihre Vollendung finden. Sie schafft sich selber ebensowohl ihre neue Sprache, wie neue Gesamtgruppen, darin sich das Verwandte wiederfindet, das heißt eben neue „Fakultäten".

Mit dem Aufblühen der hohen Schulen wird jene tote mittelaltrige Wissenschaft über sich selbst hinausgeführt, sie wird zum Leben erweckt. Eine erste Vorbedingung dazu war es aber, daß die Schranken der „sieben freie Künste" fallen mußten. Jetzt erheben sich die vier Fakultäten als ein Wahrzeichen der lebendig gewordenen mittelaltrigen Gelehrsamkeit. In der Mitte des 13. Jahrhunderts ersteht auf der Pariser Hochschule die theologische Fakultät, welcher sich rasch die drei anderen gegenüberstellten — nicht um die Wissenschaft einzuzwängen, sondern um sie frei zu machen. Das Eindringen der Ordensgeistlichen in die Hochschulen führt zur theologischen Fakultät; deren Übermacht aber wollen die andern brechen durch die neue Macht, die facultas ihrer eigenen

Wissenschaftsgruppen. Es war ja überhaupt die Zeit, wo Wissenschaft und Kunst überging aus der ausschließlichen Pflege der Geistlichen in die Pflege alles Volkes. Die Mediziner und Juristen, die schon in Salerno und Bologna die Selbständigkeit ihrer Wissenschaft erkannt hatten, trotzten dem Klerus mit der Gründung eigener Fakultäten, und indem man zuletzt die Summe der bisherigen sieben freien Künste in der philosophischen Fakultät zusammenfaßte, schloß sich das vierblättrige Kleeblatt ab.

So wurden die vier Fakultäten für das spätere Mittelalter Werkzeuge der heilsamen geistigen Reibung, Grundpfeiler des Fortschrittes und der wissenschaftlichen Befreiung.

Allein mit dem Anbruch der neuen Zeit wurde auch den Wissenschaften eine neue Welt entdeckt. Neue Stoffe wurden gefunden, die bisher weitab gelegen hatten dem gelehrten Forschen. Die vier Fakultäten blieben. Schon im 16. Jahrhundert begannen die Wissenschaften mächtig aus diesem alten Fachwerk herauszuwachsen. Namentlich erheben sich zwei große Wissenschaftsgruppen immer selbständiger, für welche die vier Fakultäten nicht Raum noch Namen hatten: die *Naturwissenschaften* und die *Staatswissenschaften*. Die wissenschaftliche Naturforschung war ja vom Mittelalter nur geahnt, nicht begriffen worden, und aus den für die eigene Zeit verhüllten mittelaltrigen Staatsideen konnte noch keine Staatswissenschaft hervorwachsen. Seit der Wiedergeburt des klassischen Altertums wurde es anders. Die Naturforschung begann sich auf die eigenen Füße zu stellen; aber sie blieb die Magd der Medizin; denn wo wäre sonst Raum für sie gewesen in den vier Fakultäten? Das wunderliche und wunderbare Charakterbild des Paracelsus zeigt uns, wie die Naturwissenschaft ringt, sich frei zu machen, und immer wieder zurückfällt in die Knechtschaft des Schulsystems. Die Staatswissenschaft blieb die Magd der Jurisprudenz.

So haben also die vier Fakultäten seit dem Ausgange des Mittelalters ganz dieselbe traurige Rolle übernommen, welche beim Beginn dieser Epoche den sieben freien Künsten zugefallen

war. Sie trugen die erstarrten Formen einer abgelebten Zeit in die neue herüber und hemmten die natürlichen neuen Gliederungen der Wissenschaft.

Man darf die kulturgeschichtliche Wucht dieser Tatsache wahrlich nicht gering anschlagen.

Beispiele mögen reden.

Mit den großen Länderentdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts erschließt sich eine ganz neue Weltkunde. Die Geographie wird zu einer selbständigen Wissenschaft, gerüstet mit einer Fülle und Tiefe des Inhalts, wovon das Altertum, geschweige das Mittelalter, sich nichts träumen ließ. Aber diese neue Geographie, in welcher der erwachende Geist der modernen Zeit mit seine ersten und größten Triumphe feiert, kann nirgends recht zünftig werden. Sie paßt nicht in das Fachwerk der alten Fakultäten. Sie bildet sich vereinsamt aus, lange Zeit fast zusammenhanglos mit der eigentlichen Schulgelehrsamkeit. Sie stiehlt sich wohl ein in die philosophische Fakultät, allein sie muß sich seitab in den Winkel kauern; aus Gnaden decken ihr die Philosophen ein Katzentischchen, sie darf nicht mitsitzen an der großen Tafel der alten Schulwissenschaften. Noch im 18. Jahrhundert ist man in Verlegenheit, unter welche gangbare Rubrik man die Geographie reihen soll, und stellt sie daher unter die Geschichte! Die Folge dieser Heimatlosigkeit eines so wichtigen Wissenschaftszweiges war dann, daß er weder überall in den befruchtenden Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften gebracht wurde, noch den vollen Einfluß auf die allgemeine Bildung üben konnte. Gibt es doch heute noch Gelehrte genug, denen die Geographie nur eine „sogenannte" Wissenschaft ist. Und an mancher großen deutschen Universität sucht man vergebens nach einem Professor der Geographie.

Noch schlimmer erging es bei den Staatswissenschaften. Zuerst kam die Praxis, dann die Theorie: aus der Medizin lösen sich allmählich die Naturwissenschaften selbständig ab, aus der Jurisprudenz die Staatswissenschaften. Die praktische und historische Untersuchung der Rechtssätze führte zuletzt zu einer Theorie des

Staates als der allgemeinsten Rechtsanstalt. So ward die juristische Fakultät das Geburtshaus der Wissenschaft vom Staate. Mancherlei Vorzüge, aber auch mancherlei Einseitigkeit, die wir noch lange nicht alle abgeschüttelt, verknüpften sich mit diesem Ursprung. Das Staatsrecht verschlang jeden andern Zweig der politischen Fächer. Die Kunst der Staatsverwaltung konnte bis tief ins 18. Jahrhundert nur handwerksmäßig, nicht wissenschaftlich erlernt werden, weil die juristische Fakultät keinen Raum bot zur selbständigen Durchbildung der Verwaltungswissenschaften. Der künftige Staatsbeamte mußte von Kanzlei zu Kanzlei in die Lehre gehen, wie der angehende Schneider von einer Schneiderwerkstatt zur andern. So erstarrten denn auch die Verwaltungswissenschaften in der rohesten Praxis: ausgeschlossen aus den vier Fakultäten fehlte jene befruchtende Wechselwirkung des allgemeinen Wissenschaftsverbandes. Kein Zweig der Gelehrsamkeit war im 17. Jahrhundert und im Anfange des 18. so strohdürr wie sämtliche Fächer der Politik mit Ausschluß des Staatsrechts. Die Staatswirtschaft galt noch als die Lehre „von dem Erwerb und den Einkünften der Fürsten". Die Summe der Kameralwissenschaften ward für gleichbedeutend genommen mit der Kenntnis des Steuerwesens, und man bestimmte wohl gar die Kameralwissenschaft als die Unterweisung, welche lehre, „wie dem Bürger am schicklichsten Geld abgenommen werden könne, ohne daß er es allzusehr spüre". Wer als ein aufgeklärter Kopf Front machte gegen die juristischen Fakultätszöpfe, der schob allenfalls die Politik als „Klugheitslehre" in den weiten Sack der Philosophie. Die Polizei ging dann auch mit darein bei der Philosophie, und die gesamte unermeßliche Wissenschaft der Nationalökonomie galt wohl gar als ein kleiner Sprößling der Polizei, den man verstohlenerweise eben auch noch den Philosophen in die Tasche stecken konnte. Ein großer Fortschritt war es schon, daß die allgemeine Staatslehre als „Naturrecht" — also immer noch die Eierschale ihres Ursprungs aus der juristischen Fakultät hintennach ziehend — in der philosophischen Fakultät ein anständiges Unterkommen fand.

Man muß nicht meinen, daß solch ungeheures Wirrsal etwa in dem Wesen der politischen Wissenschaften begründet sei, oder daß diese Fächer damals an sich noch zur Ausbildung unfähig gewesen. Ihre schiefe Stellung, ihre Heimatlosigkeit in dem weiten Reiche der gelehrten Welt war schuld daran, die vier Fakultäten waren schuld daran.

Haben nicht die Italiener schon am Ende des 16. Jahrhunderts, mehr noch im 17. eine höchst wichtige nationalökonomische und finanzwissenschaftliche Literatur sich geschaffen? eine Literatur, in der sie den andern Völkern um mehrere Menschenalter vorangingen und oft wahrhaft prophetisch verkündet und in seinen Bahnen vorgezeichnet haben den späteren mächtigen Aufschwung der Volkswirtschaftslehre? Warum blieben diese alten Italiener denn so vereinsamt stehen, wenig gekannt, bald vergessen? Kam es nicht nachgehends häufig, daß Deutsche, Engländer und Franzosen dieselben Wahrheiten noch einmal für sich entdecken mußten, welche die Italiener bereits entdeckt hatten, und wußten nichts mehr von dieser Arbeit ihrer Vorläufer? Dies alles würde nicht wohl möglich gewesen sein, wenn die Verwaltungswissenschaften zünftig anerkannt gewesen wären in den Fakultäten, eingereihet in den Grundplan der gelehrten Reichsordnung. So aber hatten wir durch Jahrhunderte ein planloses, zusammenhangloses Arbeiten. Nicht also im Wesen der politischen Wissenschaften war die andauernde Dürftigkeit ihres Daseins bedingt, sondern zumeist in ihrer äußeren verlassenen Stellung.

Im 17. Jahrhundert hatten Männer wie Hugo Grotius, Bodin, Hobbes und andere wenigstens den Grund zu einer allgemeinen Staatslehre gelegt. Aber diese neue Staatswissenschaft fiel nun halb in die philosophische, halb in die juristische Fakultät. Und am Ende wußten die Philosophen so wenig mit der neuen Lehre fertig zu werden wie die Juristen. Durch ihre Zwitterstellung ward die Staatswissenschaft mitten entzwei geschnitten und wird es noch heutzutage. Ist es nicht ein Wunder, daß nach langem, fruchtlosem Ringen endlich doch ein leidlich ganzer und heiler Organismus wieder zusammenzuwachsen beginnt?

Welche ungeheuren Folgen für die staatsmännische Praxis hatten ihrer Zeit die wirtschaftlichen Grundsätze der Merkantilisten und Physiokraten! Sie bereiteten Revolutionen in den Staaten vor: aber die Fakultätsgelahrtheit schwieg damals nach Kräften die neuen zündenden Ideen tot, die man nicht einregistrieren konnte in das herkömmliche Fakultätsfachwerk. Adam Smith, dessen epochemachendes Werk über Natur und Ursachen des Reichtums der Nationen bedeutsam in dem Jahre der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten erschien und selber eine Freiheitsproklamation der ökonomischen Wissenschaft war — Adam Smith zog zwar genug Gelehrte aller Zungen in den Zauberkreis seiner Gedanken, aber die Fakultäten begriffen seine kulturgeschichtliche Tat nicht, und die Staatswissenschaften blieben zerstückt und vereinsamt.

Bis auf den heutigen Tag ist die allgemeine Grundwissenschaft der Staatslehre, die Statistik, ein Wissenszweig, der sich selber sucht, der sich selbst nicht klar werden kann über seinen eigenen Begriff und Inhalt. Die ganze Geschichte der Statistik von Achenwall bis auf unsre Zeit ist eine Kriegsgeschichte; indem man sich fortwährend stritt, was Statistik sei, wo sie anfange und aufhöre und wie sie sich abscheide von andern staatswissenschaftlichen Zweigen, wuchs die Statistik groß. Man wird dabei erinnert an die ältesten, ungeordneten Staatszustände, wo das politische Leben sich gleichfalls erschöpft in Grenzstreitigkeiten, in Eroberungs- und Verteidigungskriegen. Die Fakultäten sollten für unsre Wissenschaftsgruppe die Grenzordnung setzen; sie können es aber nicht, weil sie selbst eine ganz veraltete Form für einen neuen Inhalt, weil ihre eigenen Grenzmarken total verschoben sind.

Mit der Statistik hängt unsre „Naturgeschichte des Volkes“ sehr nahe zusammen. Wenn aber die Statistik noch nicht einmal ganz sich selber gefunden hat, wie kann man von unsrer ideelleren Volkskunde mehr erwarten, als daß sie eben erst anfängt, sich selbst zu suchen?

Indem ich die Lebensläufe der vielen Männer musterte, welche seit anderthalbhundert Jahren den Staatswissenschaften einen neuen positiven Inhalt in der allgemeinen Volkskunde und in der

Volkswirtschaftslehre gewonnen haben, fand ich die auffallende Tatsache, daß die meisten dieser Männer sich ursprünglich den Staatswissenschaften gar nicht gewidmet haben. Im Gegenteil: dadurch, daß sie nicht ausgingen von dem Fachstudium des Staatsrechtes, war es ihnen erst möglich gemacht, die Schranken des Fakultätswesens zu umgehen, die politische Formenlehre in zweite Linie zu stellen und die Erkenntnis der materiellen Grundlage des Staates, des Volkslebens, zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchung zu machen. Die großen Begründer der nationalökonomischen und statistischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert sind für den zünftigen Fakultätsmann fast allesamt bloße Dilettanten in der Staatswissenschaft gewesen. Aber diese Dilettanten nennt die Geschichte heute noch; die meisten zünftigen Fakultätsleute dagegen sind längst vergessen.

Colbert, der dem merkantilistischen System durch die Praxis erst zur vollen theoretischen Pflege verhalf, so daß man ja das System selber auch den Colbertismus genannt, war von Hause aus gar kein Gelehrter, sondern praktischer Finanzmann. Franz Quesnoy, der Vater der physiokratischen Lehre, war Arzt. Adam Smith, der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie, war zuerst Theolog, dann Philosoph, Lehrer der Rhetorik und schönen Wissenschaften; er schrieb ein System der Moralphilosophie, bevor er zu seinem System der Volkswirtschaft kam. Achenwall, den man in Deutschland den Schöpfer der Statistik nennt, war zuerst Historiker, dann Lehrer des Natur- und Völkerrechts, dann schuf er sich seine „Statistik“. Süßmilch, der den Anstoß zur selbständigen Bearbeitung der politischen Arithmetik gegeben, war Oberkonsistorialrat; Büsching, der Begründer der vergleichenden Statistik, war Theolog und Geograph und hat es gleichfalls bis zum Oberkonsistorialrat gebracht. Schlözer, der bedeutendste Schüler und Fortbildner Achenwalls, war zuerst Theolog, dann Mediziner, dann Orientalist, dann Historiker und dann endlich erst Statistiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller. Sonnenfels, der sich um die Pflege der Finanz- und Polizeiwissenschaft seinerzeit so mancherlei Verdienst erwarb, war Soldat, Jurist, ein Stück von einem

Orientalisten, Literat und stieg zuletzt vom „Rechnungsführer der Arrierengarde“ in Wien zum Professor der Staatswissenschaften auf. Adam Müller, obgleich er nicht bloß äußerlich, sondern auch inwendig ein Dilettant war und blieb, wirkte in seinen Irrgängen dennoch befruchtend auf die allmähliche Entwickelung der historischen Schule der Staats- und Wirtschaftslehre. Rousseau, der eine Revolution in der Staats- und Gesellschaftslehre hervorrief, war nach heutigen Begriffen ein fahrender Literat. Kant, Fichte, Schelling, Hegel, jeder in seiner Weise bahnbrechend in der Literatur der Staatswissenschaften, waren Philosophen; und in der „Sittenlehre“ des Theologen Schleiermacher ist die historische Schule der Staatslehre kaum minder genial geweissagt als in dem Buch des großen Rechtsgelehrten Savigny „Über den Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung“. Johann Jakob von Moser und Justus Möser waren zwar von Haus aus Juristen und wußten trefflich Nutzen zu ziehen von ihren staatsrechtlichen Studien, aber ihr eigenstes, ihr epochemachendes Wirken ging nicht aus der Fakultätsweisheit hervor, es ward vielmehr angeregt durch praktische Amtstätigkeit und scharfsinnige Beobachtung der gegebenen Zustände. Moser ward groß durch seine unbeugsam strenge Kritik der politischen Verderbnis seiner Zeit und Möser durch seine naturgeschichtlichen und ortsgeschichtlichen Volksstudien, und wenn Montesquieu seine Laufbahn auch im Dienste des Rechtes begann, so waren es doch erst seine Reisebeobachtungen und seine kulturgeschichtlichen Studien, die seinen „Geist der Gesetze“ erst mit dem wahrhaft zündenden Geiste erfüllten.

Alle diese Tatsachen sind nicht zufällig. Bei der Stellung der Staatswissenschaften zu den Fakultäten *mußte* es so kommen, daß schöpferische Geister auf neuen Wegen und Umwegen ein neues Leben dieser Wissenschaftsgruppe erkämpften, und da ihre Wissenschaft von der Fakultät beiseite geschoben worden war, nunmehr ihrerseits wiederum die Fakultät beiseite schoben.

Das Mittelalter hatte nur insofern ein wissenschaftliches Interesse am Staatsleben genommen, als es sich um Rechtsfragen der Kirche und des Staates handelte. Daher verschlang damals Theologie

und Rechtsgelehrsamkeit alle andre politische Wissenschaft. Die moderne Staatsidee schließt natürlich auch vorwiegend die Rechtssphäre in sich; denn nur im Staat und mit dem Staat entwickelt sich das Rechtsleben der Völker, und ohne die Voraussetzung eines öffentlichen Rechtsbewußtseins ist gar kein vollgültiger Staat denkbar. Allein anderseits hat auch die Staatsidee einen viel tieferen Inhalt gewonnen; der Staat ist uns mehr denn eine bloße Rechtsanstalt. Ein Gemälde ist nicht denkbar ohne Zeichnung: dennoch ist ein Gemälde mehr als eine bloße Zeichnung, und die Lehre von der Zeichnung wird niemals die ganze Lehre von der Malerei vollständig in sich schließen können. Ähnlich steht die Rechtswissenschaft zur Staatswissenschaft.

Man erkannte allmählich diese Wahrheit und sprach von „Rechts- und Staatswissenschaft" als einem zusammengekuppelten Lehrzweig. Es war aber damit die Staatswissenschaft gleichsam als ein Anhängsel der Rechtswissenschaft hingestellt. Das ist abermals falsch. *Die Staatswissenschaft ist die allgemeine, umfassendere, die Rechtswissenschaft nur ein Teil derselben.* Solange diese Wahrheit nicht Kraft gewinnt, werden die staatswissenschaftlichen Lehrfächer vereinzelt und zerstückt bleiben und wird uns nimmer ein Gesamtbau der Staatswissenschaften, der organisch und logisch-folgerecht aufwächst, zu gewinnen sein. Denn die materielle Grundlage der Staatswissenschaft ist die „Lehre vom Volk" — für diese aber gibt es keinen Raum in der Rechtswissenschaft. Der Eifer, mit dem man seit mehr als hundert Jahren gearbeitet hat, die Statistik zu einer selbständigen Wissenschaft zu erheben, zielte bewußt oder unbewußt auf die Gründung dieser Lehre vom Volk; die Fülle der Geistesarbeit, welche man seit derselben Zeit aufgeboten, um der Verwaltungskunde eine selbständige wissenschaftliche Basis in der Nationalökonomie zu schaffen, um die Nationalökonomie selbst wieder nach historischen und ethnographischen Gesichtspunkten zu behandeln, steuerte auf die Befreiung der Staatswissenschaft von den Fesseln der juristischen Fakultät.

Dieser Kampf ist noch nicht ausgefochten; hie und da schloß

man höchstens einen Waffenstillstand, begründet auf das Zugeständnis einer fünften Fakultät, einer staats*wirtschaftlichen* neben der juristischen. Damit war aber nur ein neuer Lappen an den alten Rock geflickt. Die bloße Staats*wirtschaft* ist eine viel zu kleine Wissenschaftsgruppe, als daß sie ebenbürtig stehen könnte neben den vier großen alten Fakultäten. Eine staats*wissenschaftliche* Fakultät dagegen würde diese Ebenbürtigkeit sieghaft behaupten können. So erscheint dann auch die staatswirtschaftliche Fakultät, die an einigen deutschen Hochschulen in neuer Zeit aufgetaucht ist, in der Regel als ein bloßer Anhang zur juristischen, und in Bayern tragen die staatswirtschaftlichen Professoren bedeutsam genug einen Talar von derselben roten Grundfarbe wie die Rechtsgelehrten, nur mit dem Unterschiede, daß das staatswirtschaftliche Amarantrot, eine moderne Phantasiefarbe, etwas matter im Ton ist als der historisch begründete Juristentalar in der Scharlachfarbe des Rittermantels. Außerdem ist durch diesen Nachtrag einer fünften Fakultät (verhängnisvoll genug an das fünfte Rad am Wagen erinnernd) die Staatswissenschaft nicht nur nicht geeint, sondern statt in zwei Stücke vollends in drei zerrissen worden, sie hat ihre Bruchteile jetzt aus dreien Fakultäten zusammenzusuchen: aus der staatswirtschaftlichen, juristischen und philosophischen. Das sage ich, nicht um die Bedeutung des Versuchs eines Mündigkeitsspruches der staatswirtschaftlichen Fächer (wie sie bekanntlich auch einer der großen Dilettanten, Friedrich List, hat anregen helfen) zu verringern, sondern im Gegenteil, *weil ich die Geltung dieser Wissenschaftszweige erweitert und vertieft wissen möchte.*

Die Naturwissenschaften teilen das Schicksal der Staatswissenschaften. Von der Praxis ausgehend, begann man dort mit der medizinischen Fakultät, wie hier mit der juristischen. Das mochte dem Mittelalter genügen. Aber die Erforschung der Natur wurde immer selbständiger und unabhängiger von der Heilkunde. Es bildeten sich Zweige der Naturlehre aus, die nur an ganz dünnen Fäden, ja fast gar nicht mit der Medizin zusammenhängen. Man

warf sie in die philosophische Fakultät und zerriß also auch hier die Gesamtwissenschaft. Die Naturlehre war anfangs die Magd der Arzneikunde, wie die Staatslehre die Magd der Jurisprudenz. Jetzt erscheint uns umgekehrt die Medizin nur als die angewandte Naturforschung; diese ist das Mächtigere, Allgemeinere, Umfassendere geworden; es gibt keine Arzneikunde, die der Naturwissenschaft entbehren könnte, wohl aber zahlreiche Fächer der Naturwissenschaft, welche ganz unabhängig von der Medizin bestehen.

Diese Tatsachen müßte man zum Frommen der modernen Wissenschaft auch praktisch in Kraft zu setzen wagen. Allein damit hat es bei der Starrheit des gelehrten Zunftwesens in Deutschland noch gute Weile.

Einstweilen möge man mir nur vergönnen, den Bau der vier neuen Fakultäten, wie sie geboten sind durch die Mündigkeitserklärung der Staats- und Naturwissenschaften, hier auf das Papier zu zimmern. Das geschieht aber nicht aus eitler Lust am bloßen Phantasiegebilde des Baues, sondern weil ich dabei zeigen will, wie eigentlich die Sozialpolitik sich verhält zur Staatswissenschaft überhaupt, wie in der Naturgeschichte des Volkes ein neuer Grundbau dieser Wissenschaft gelegt werden muß neben den staatsrechtlichen Tragpfeilern. Der Gesamtplan der drei Bände dieses Werkes, der sich verhüllt unter so vielen bunten Einzelschilderungen und der dennoch vorhanden ist, soll dem, welcher nicht bloß in, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen weiß, klarer gemacht werden durch meine nachstehenden Sätze über die vier Fakultäten.

Unser Wissen mag zum ersten erforschen den menschlichen Geist in seiner Allgemeinheit, losgelöst von den Besonderungen der Völker und Individuen, und den göttlichen Geist, wie er sich widerspiegelt im gemeinsam Menschlichen. Dadurch entsteht der doppelte Wissenschaftskreis der Theologie und Philosophie.

Wir können aber auch die Menschen betrachten in ihrer natürlichen Besonderung als Nationen und Familien, in ihrem Zusammenhang mit dem Boden, den sie bewohnen, in ihrem je nach der Na-

tionalität verschiedenen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und Rechtsleben. Die höchste Entfaltung dieses Zusammenlebens der Völkerindividuen erblüht im Staate. So stellt sich der Lehre von dem allgemein Menschlichen (Theologie und Philosophie) gegenüber die Lehre von den unterschiedenen Volkspersönlichkeiten, von ihrem Nationalitäts-, Familien-, Gesellschafts- und Rechtsbewußtsein in der Staatswissenschaft, worin die Rechtswissenschaft eingeschlossen ist.

Bis dahin blieben wir bei dem Menschen stehen und zwar den geistig-sittlichen Lebenskreisen des Menschen. Dem Geiste steht aber zur Seite die Natur. So wird sich auch diesen drei Fakultäten der Theologie, Philosophie und Staatswissenschaft zur Seite stellen die vierte Fakultät, der Naturwissenschaft. In ihr ist die alte medizinische Fakultät einbegriffen.

Durch eine solche neue Gliederung der Wissenschaften würde dem wunderbar reichen Forschen der neueren Zeit in der Naturlehre wie in der Staatslehre erst die rechte Sammlung und zugleich die rechte Ehre gegeben sein.

Die Staatslehre würde dann nicht mehr ausgehen vom Staatsrecht, sondern sie würde schließen mit demselben. Sie würde vielmehr ausgehen von einer Wissenschaft vom Volke, die noch ganz vom öffentlichen Rechtsleben, vom Staate absieht, das heißt von der Naturgeschichte des Volkes.

Die organische Gesamtpersönlichkeit des Volkes wäre zuerst zu bestimmen nach ihren natürlichen ethnographischen Grundzügen — „Land und Leute", wie sie sich gegenseitig bedingen. Voran stünde also die allgemeine Landes- und Volkskunde. Dann käme die Lehre von jenen durch die Bande der Natur und des häuslichen Lebens zusammengehaltenen kleinen Gruppen im Volke, welche den Staat noch nicht notwendig voraussehen — die Lehre von der Familie. Dann die Kunde von jenen umfassenderen organischen Gliedern der Volkspersönlichkeit, von jenen Gruppen, welche durch die aus der Arbeit, dem Lebensberuf emporwachsenden Unterschiede in Sitte, Siedelung

und Lebensart sich voneinander abheben, von den natürlichen Ständen — die Lehre von der Gesellschaft. Diese drei Fächer zusammen aber bilden im staatswissenschaftlichen Gebiete die „Naturgeschichte des Volkes", und in ihr erkenne ich den Grundbau der „sozialen Politik" — gegenüber der staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Politik.

Erst nachdem man solchergestalt den leiblichen Stoff des Staates, das Volk, erkannt, mag man den Staat bestimmen und dann auch den Begriff des Staatsvolkes gründlich erörtern. Erst wenn ein Volk sich selber als die (in der Naturgeschichte des Volkes analysierte) organische Gesamtpersönlichkeit erfaßt, dann seine inneren und äußeren Verhältnisse auf den Grund eines gemeinsamen Rechtswillens ordnet und solchergestalt die Wohlfahrt des einzelnen mit dem Gesamtwohl in Einklang bringt, bildet es einen Staat.

Hat man auf diesem Wege die Staatswissenschaften als ein Ganzes erfaßt und jenen Ausgangspunkt der Lehre vom Volk gefunden, dann gliedern und ordnen sich die Einzelfächer klar und leicht. Allein diese Logik ist schlechterdings nicht in die Staatswissenschaft zu bringen, wenn man nicht das Fachwerk der alten vier Fakultäten zerbricht. Ein streng wissenschaftliches System der Staatslehre nach den angedeuteten Grundsätzen darzustellen und die befruchtende Wirkung der an die Spitze gestellten Lehre vom Volk auf alle Einzelfächer der Staatswissenschaft nachzuweisen, soll eine der nächsten literarischen Aufgaben des Verfassers sein. Das vorliegende Buch hat sich das bescheidenere Ziel gesteckt, zusammenhängende Skizzen zu liefern zur Naturgeschichte des Volkes in seinem Zusammenhang mit dem Lande. In den alten vier Fakultäten wäre kaum Raum für ein solches Beginnen. In jener staatswissenschaftlichen Fakultät aber, wie sie meinem Geiste vorschwebt, würde die Kunde von Land und Leuten als eine Fundamentallehre voranstehen, und was im folgenden oft nur flüchtig umrissen oder mehr mit dem Griffel des Künstlers als mit der Feder des strengen Fachgelehrten gezeichnet ist, das müßte dort auch in durchgebildet-wissenschaftlicher Form Geltung und Ausbeutung finden.

I

Feld und Wald



Will sich der Politiker den innigen Zusammenhang zwischen Land und Leuten verdeutschen, so kann er gleich von der äußerlichsten Überschau des Landes ausgehen. Er sieht da Berg und Tal, Feld und Wald, so bekannte Gegensätze, daß man sie fast überhaupt nicht mehr sieht; und doch bedingen dieselben manch feinen, geheimen Zug des Volkslebens. An dem Faden von Berg und Tal und Feld und Wald könnte ein geschickter Schulmeister ein ganzes System der Volkskunde aufreihen. Ich begnüge mich, zu weiterem Nachsinnen anzuregen durch einige Gedanken über Feld und Wald, *die zahme und die wilde Kultur unsers Bodens*.

In Deutschland besteht dieser Gegensatz noch in seiner ganzen Breite, wir haben noch einen wirklichen Wald; England dagegen hat so gut wie keinen wirklichen freien Wald mehr, keinen Wald mehr, der soziale Bedeutung hätte; dadurch sind eine Menge der schärfsten Unterschiede deutschen und englischen Volkstumes von vornherein mit Notwendigkeit vorgezeichnet.

Bei jeder entscheidenden Volksbewegung in Deutschland wird sogleich dem Walde der Prozeß gemacht. Ein großer Teil der Bauern lebt in steter geheimer Fehde mit den Herren des Waldes und ihren Gerechtsamen: zündet ein Revolutionsfunke, dann entbrennt bei diesen Leuten vor allem „der Krieg um den Wald". Das aufständische ländliche Proletariat kann keine Barrikaden bauen, keine Königsschlösser niederreißen, aber es verwüstet statt dessen den herrschaftlichen Wald, denn dieser Wald ist in seinen Augen das Zwing-Uri der großen Herren neben dem schutzlosen

Äckerchen des kleinen Landmannes. Siegt dann die Staatsgewalt wieder über die empörten Massen, so hat sie allemal nichts Eiligeres zu tun, als den Prozeß, welchen man dem Wald gemacht, wieder aufzuheben, die Schutzbriefe des Waldes, welche man zerrissen, wieder in Kraft zu setzen. Dieses Schauspiel wiederholt sich, je nach dem Geiste der Zeit abgestuft, in allen Jahrhunderten unsrer Geschichte, und es wird auch wohl noch jahrhundertelang in immer neuen Formen wiederkehren.

Die Erhaltung, der erneut verbriefte Schutz des Waldes ist gegenwärtig (1853) wieder eine Tagesfrage, und in den deutschen Kammern sind in den letzten Jahren gewichtige Worte zu Gunsten des Waldes vom Standpunkte des Volkswirtes gesprochen worden. Es wird jetzt wieder populär, dem armen geschundenen Walde das Wort zu reden. Der Wald hat aber nicht bloß einen wirtschaftlichen, sondern auch einen sozialpolitischen Wert. Wer aus politischem Freisinn den Unterschied zwischen Stadt und Land leugnet, der sollte auch, nach englischem Muster, den Unterschied zwischen Feld und Wald wegzubringen suchen. Wo ein Gemeinbesitz des Waldes neben einem Privatbesitz des Feldes fortbesteht, da wird es in alle Ewigkeit keine rechte soziale Gleichheit im Volke geben. Der Wald zeichnet die Aristokratie in dem Bilde der Bodenkultur; das Feld das Bürgertum.

Die Zugeständnisse, welche von den Regierungen in Sachen der Waldrodung, der Wildhegung, der freigegebenen Waldnutzungen u. s. w. gemacht werden, bilden einen ziemlich genauen Gradmesser für das siegreiche Vordringen aristokratischen oder demokratischen Geistes. Im Jahre 1848 ward gar manches mächtige Stück Wald geopfert, um ein kleines Stückchen Popularität damit einzukaufen. Jede Revolution tut dem Wald weh; sie wird dagegen das Feld unberührt lassen, wofern sie sich nicht selber erwürgen will.

Nach dem 2. Dezember 1851 begünstigte man im Elsaß wieder das Streulaubsammeln in den Wäldern, um den Napoleonischen Staatsstreich populär zu machen. Das war klug ausgedacht; denn

der nimmer ruhende Krieg um den Wald kann der Regierung ein mächtiger Hebel des Einflusses auf eine Volksschicht werden, die im allgemeinen gar schwer herumzukriegen ist. Das Zugeständnis des Streulaubes und des allgemeinen Stimmrechts ist ein und derselbe Akt bonapartistischer Staatsklugheit, nur auf verschiedene Volksklassen zielend. Es ist die soziale Politik, die selbst hinter den Waldbäumen und unter dem roten raschelnden Laub des letzten Herbstes lauert. Seltsamer Ring von Ursachen und Wirkungen! Der unmäßige Anbau der Kartoffel hilft nicht wenig dazu, dem modernen Staate das Proletariat auf den Hals zu schaffen; aber dieser selbe Kartoffelbau, der dem kleinen Bauern das Stroh entzieht, treibt ihn in den Wald, damit er dort die verwelkten Blätter als Streu für sein Vieh suche, und gibt so wieder der Staatsgewalt ein Mittel an die Hand, auf Grund der wunderlichen historischen Ruine unsrer Waldeigentumsgerechtsame, einen mächtigen Teil des Proletariats zu zügeln!

Der Wald gilt in der deutschen Volksmeinung für das einzige große Besitztum, welches noch nicht vollkommen ausgeteilt ist. Im Gegensatz zu Acker, Wiese und Garten hat jeder ein gewisses Recht auf den Wald, und bestünde es auch nur darin, daß er nach Belieben in demselben herumlaufen kann. In dem Rechte oder der Vergunst des Holzlesens und Laubsammelns, der Viehhut, in der Verteilung des sogenannten Losholzes aus Gemeindewäldern und dergleichen liegt ein nahezu kommunistisches Herkommen geschichtlich begründet. Wo hat sich dergleichen sonst noch erhalten außer beim Wald? Das ist die Wurzel echt deutscher sozialer Zustände. In der Tat, der Wald ist bei uns noch nicht vollständig ausgeteilt. Darum greift jeder politische Wühler, der dem Volke vorerst ein kleines Stück „Wohlstand" als ein Handgeld auf den verheißenen Allerweltswohlstand auszahlen möchte, flugs zum Walde. Am Wald und an nichts anderm könnt ihr dem deutschen Bauern den Kommunismus handgreiflich predigen.

Es ist allbekannt, daß der Gedanke des Privatwaldbesitzes bei den deutschen Völkern erst spät und allmählich aufkam.

Wald, Weide, Wasser sind nach einem uralten deutschen Rechtsgrundsatze gemeine Nutzungen aller Markgenossen. Der Spruch von Wald, Weide und Wasser ist noch nicht ganz vergessen beim Volke. So bestätigt uns eine schwach dämmernde Erinnerung, eine halbverklungene Sage, welche das gemeinsame Anrecht auf allerlei Waldnutzen wie einen von Anfang der Tage her in Kraft stehenden naturrechtlichen Grundsatz betrachtet, die Ergebnisse des historischen Forschers, demzufolge die Idee der Gütergemeinschaft des Waldes eine echte altgermanische war. Auf diesem Wege könnten wir dann aber auch wieder zu dem weiteren Resultat kommen, daß die Gütergemeinschaft nur ein einziges Mal folgerecht verwirklicht worden sei, nämlich — am und im Urwalde.

In aufgeregten Tagen hat man wunderschöne Rechenexempel aufs Papier gebracht über das Zerschlagen des Waldbodens zu kleinen Ackerstücken für die Armut. Das Papier ist geduldig, und es liest sich so idyllisch, so behaglich, wenn uns vorgerechnet wird, wie man aus dem karg ertragenden Waldboden Hunderte von allerliebsten kleinen Landgütchen herausschneiden könne, auf welchen die Proletarier zu einem zufriedenen urväterlichen Farmerleben sich niederlassen würden. Es sind auch praktische Versuche in diesem Sinne nicht ausgeblieben. Aber statt das Proletariat zu vermindern, zog man es durch solche Vermehrung der bäuerlichen Kleinwirtschaft erst recht herbei. Probiert geht über studiert. Die Leute hätten Gott danken sollen, daß der Wald fast allein noch nicht klein geschlagen ist; nun zerschlugen sie gar den Wald, um dem kleinen Bauern unter die Arme zu greifen! Der arme Bauer müßte ja in vielen Gegenden Deutschlands verhungern, wenn die herkömmlichen Waldnutzungen nicht eine feste Leibrente für ihn wären. Durch den Wald wird die Kleingüterei in hundert Fällen erst gediegen; zerstört man dann den Wald, um die kleinen Güter zu vermehren, so unterwühlt man festgewurzelte Existenzen, um neue daneben in den Sand zu pflanzen.

Daß in Deutschland der Gegensatz von Wald und Feld noch so allgemein feststeht, daß wir noch eine ganze Gruppe förmlicher

Waldländer haben, ist ein großer Trost für den Sozialpolitiker. Ein Volk, welches noch den offenen, gemeinheitlichen Wald neben dem im Privatbesitz abgeschlossenen Felde festhält, hat nicht bloß eine Gegenwart, sondern auch eine Zukunft. So ist in Rußlands undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimnis ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt, wie des Fischers Auge die Meerestiefe, die Zukunft des großen Slavenreiches verbürgt, während uns aus den englischen und französischen Provinzen, die gar keinen echten Wald mehr haben, ein schon halbwegs ausgelebtes Volkstum entgegenschaut.

Die nordamerikanischen Freistaaten mit ihrer vom Materialismus zersetzten Gesellschaft, mit ihrem wunderlichen Gemisch eines jugendlichen und eines erstarrten Volkslebens würden rasch ihrem Untergange entgegeneilen, wenn sie im Hintergrunde nicht den Urwald hätten, der ein frischeres, kräftigeres Geschlecht für das rasch sich auslebende Küstenland großzieht. Die Wildnis ist das große ruhende Barkapital, auf dessen Grundlage die Nordamerikaner noch lange die kecksten sozialen und politischen Börsenspiele wagen können. Aber wehe ihnen, wenn sie dieses Stammkapital selber aufzehren würden!

Der deutsche Wald mit seinen Gerechtsamen und Servituten ist ein letztes überlebendes Stück Mittelalter. Nirgends liegen die Trümmer des feudalen Elements noch offener zu Tage als in den Forstordnungen; der Wald allein sichert dem Landvolke — echt mittelalterlich — eine von der Hetzjagd der Konkurrenz und der Kleinwirtschaft unberührte Beisteuer zu seinem Bestand. Darum verkehren die Demagogen den Krieg „um" den Wald so gern in einen Krieg „gegen" den Wald; sie wissen, daß man zuerst den Wald niederhauen muß, wenn man mit dem Mittelalter in Deutschland aufräumen will. Und also kommt der Wald bei jeder Volksbewegung am schlimmsten weg. Denn wenn man in unserm raschen Jahrhundert durchschnittlich einen fünfzehnjährigen Zwischenraum von einer Revolution zur andern gelten lassen will,

so braucht ein ordentlicher Waldbaum viel längere Zeit, um auszuwachsen; wenigstens wird der unermeßliche Verlust, den das Jahr 1848 durch Verschleuderung, Plünderung und mutwilligen Ruin von Waldeigentum gebracht hat, bis zu dieser Frist auf natürlichem Wege gewiß noch nicht wieder ausgeglichen sein.

In Anhalt-Dessau wurde im Jahr 1852 durch eine Verordnung dahin entschieden, daß alle Eichen, die auf Privatgrund stehen, dem alten Herkommen gemäß landesherrliches Eigentum bleiben. Der Gegensatz von Feld und Wald ist dadurch als ein ganz ideeller gefaßt; auch der vereinzelte Waldbaum ist für sich noch Wald und hat Waldrecht, wie in entwaldeten Gegenden die Bauern einen vereinzelt stehen gebliebenen Waldbaum häufig noch mit dem Titel ihres „Gemeindewaldes“ auszeichnen.

Die Männer der Staatswirtschaft führen den Beweis, daß unser gegenwärtiger Waldbestand zur Befriedigung des Holzbedarfs keineswegs zu groß, eher zu gering ist. Die grundsätzlichen, die politischen Feinde des Waldes aber zählen uns die alljährlich sich mehrenden Ersatzstoffe des Holzes vor und deuten siegesgewiß auf die nicht mehr ferne Zeit, wo man gar keine Wälder mehr brauchen wird, wo man alles Waldland in Ackerland verwandeln kann, damit jede Scholle in dem zivilisierten Europa auch einen Menschen ernähre. Dieser Gedanke, jeden Fleck Erde von Menschenhänden umgewühlt zu sehen, hat für die Phantasie jedes natürlichen Menschen etwas grauenhaft Unheimliches; ganz besonders ist er aber dem deutschen Geiste zuwider. Es wäre alsdann Zeit, daß der Jüngste Tag anbräche. Emanuel Geibel hat dieses natürliche Grauen vor dem äußersten Maß der jegliche wilde Natur aufsaugenden Kultur in seinem Gedichte „Mythus“ versinnbildet. Er schafft sich eine Sage von dem zum Knechtsdienst gefesselten Dämon des Dampfes. Erst dann wird dieser seine Bande sprengen und mit seiner im Kern der Erde schlummernden titanischen Urkraft die Erde selber zertrümmern, wann einmal der ganze Erdball überzogen sein wird mit dem Zaubernetze der Eisenbahnen. Bis dahin werden auch alle Wälder in Ackerland umgewandelt sein:

Es ist eine matte Schutzwehr, welche die Fürsprecher des Waldes ergreifen, wofern sie lediglich aus ökonomischen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen mäßigen Waldumfanges fordern. Die sozialpolitischen Gründe wiegen mindestens ebenso schwer. Haut den Wald nieder und ihr zertrümmert die historische bürgerliche Gesellschaft. In der Vernichtung des Gegensatzes von Feld und Wald nehmt ihr dem deutschen Volkstum ein Lebenselement. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weines bedarf, obgleich es zur Notdurft vollkommen genügen mag, wenn sich lediglich der Apotheker eine Viertelohm in den Keller legte. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr, um unsern äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen umso nötiger sein.

In unseren Walddörfern — und wer die deutschen Gebirge durchwandert hat, der weiß, daß es noch viele echte Walddörfer im deutschen Vaterlande gibt — sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivierten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland gibt. *Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen geichzeitig umfasse.* Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, der einsame, selbstgewisse, sagen- und liederreiche Alpen-

hirt, das sind die Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja, in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küstenvolk in einer rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die echten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperret die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in gleichgeschliffener, gleichgefärbter Stubenkultur ausebnen wollt! Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein großer Teil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volkstumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Die Bewohner der deutschen Walddörfer haben fast durchweg ein ungleich eigeneres frischeres, geistiges Gepräge als in den reinen Felddörfern. Hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfer sind oft sehr arm, aber der mißvergnügte Proletarier haust viel öfter in den reinen Felddörfern. Die letzteren sind volkswirtschaftlich, die ersteren sozialpolitisch von größerer Wichtigkeit. Der Wald-

bauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird da oft ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer ein herzloser Geizhals geworden wäre. Die Erhaltung oder Vertilgung der alten Volkssitten und Trachten folgt nicht so sehr dem Gegensatze von Bergland und Flachland als von Waldland und Feldland, wofern man unter jenes auch die Heiden, Moore, und andre wüste Gegenden einbegreift. Das Waldland ist der Herd der volkstümlichen Kunst; der Waldbauer singt mit den Vögeln des Waldes noch durch lange Geschlechter seinen eigenen Sang, wenn dem benachbarten Felddörfler das Volkslied schon weitab verklungen ist. Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne historische Bauwerke, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Musik, kurz ohne gemütliche und künstlerische Anregung. Der Wald ist der Turnplatz der Jugend, oft auch die Festhalle der Alten. Wiegt das nicht mindestens ebenso schwer als die ökonomische Holzfrage? In dem Gegensatze von Feldland und Waldland tritt die einfachste und natürlichste Vorstufe der deutschen sozialen Vielgestaltung und Vielfarbigkeit zu Tage, jene Fälle der eigensten Volkscharaktere, darin die zähe Verjüngungskraft unsrer Nation geborgen liegt.

Die Zopfzeit hatte kein Auge für den Wald, sie hatte entsprechend auch kein Verständnis für das Naturleben im Volke. Sie versetzte die fürstlichen Lustschlösser überall in deutschen Gauen aus den waldigen Bergen hinaus in das entwaldete Flachland. Die Kunst der Zopfzeit war aber auch eine fast durchaus undeutsche. Den Künstlern des Zopfes war der Wald zu unordentlich in der Anlage, zu buckelig in den Formen, zu dunkel in der Farbe. Als ein flaches Beiwerk der Landschaft wird er in den Hintergrund geschoben, während die Landschaftsmaler der vorhergegangenen großen Kunstperiode ihre Waldbilder so recht aus der Tiefe der Waldeinsamkeit heraus gemalt haben. Kein Künstler romanischen Stammes hat den Wald gemalt wie Ruysdael und Everdingen; sie setzen sich in ihren besten Bildern geradezu mitten ins Dickicht hinein. Poussin und Claude Lorrain haben großartige Studien

am Wald gemacht, Ruysdael aber kann den Wald von Kindesbeinen an auswendig wie das Vaterunser.

Die französierte Hagedorn-Gleimsche Lyrik singt Waldlieder, als ob sie aufs Hörensagen hin sich nach dem Wald sehne. Da kommt mit dem wiedererstandenen Volkslied und dem wiedererweckten Shakespeare, der des Waldes Herrlichkeit tiefer als alle poetisch ausgekundet hat, die englische Gartenkunst, die Nachbildnerin der freieren Waldnatur, nach Deutschland; gleichzeitig schlägt Goethe den echten Waldton in deutscher Dichtung wieder an, den er dem Volksliede abgelernt, und von dem Augenblick, wo den Poeten der Wald nicht mehr zu unordentlich erschienen ist, erscheint ihnen auch das derbkräftige Volkstum nicht mehr zu unsauber und struppig zur künstlerischen Gestaltung. Der herrlichste neueste Wiederaufschwung der Landschaftsmalerei knüpft sich aufs engste an die erneute Vertiefung der Künstler in das Waldstudium. So musizierten auch zur Zeit, da Goethe seine besten Lieder dichtete, Mozart und Haydn, gleichfalls offenen Herzens für das Volkslied, als ob sie's „den Vögeln abgelauscht", nämlich den Vögeln im Walde, nicht wie eine neueste Zweigschule romantischer Miniaturpoeten den Vögeln, die in vergoldeten Käfigen im Salon ihr krankes Lied schlagen.

Der Wald allein läßt uns Kulturmenschen noch den Traum einer von der Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen. Man kann da doch wenigstens noch in die Kreuz und Quere gehen nach eigenem Gelüsten, ohne an die patentierte allgemeine Heerstraße gebunden zu sein. Ja ein gesetzter Mann kann da selbst noch laufen, springen, klettern nach Herzenslust, ohne daß ihn die altkluge Tante Dezenz für einen Narren hält. Diese Trümmer germanischer Waldfreiheit sind in Deutschland fast überall glücklich gerettet worden. Politisch freiere Nachbarländer, wo die widerwärtigen Zäune der fessellosen Wanderlust gar bald ein Ende machen, kennen sie nicht mehr. Was hilft dem nordamerikanischen Großstädter seine Polizeilosigkeit in den Straßen, wenn er nicht einmal im Wald der nächsten Umgebung frei umher-

laufen kann, da ihn dort die greulichen Fenze, despotischer als ein ganzes Regiment Polizeidiener, überall auf den geweisten Weg bannen? Was helfen den Engländern ihre freien Gesetze, da sie nur gefesselte Parke, da sie kaum noch einen freien Wald haben? Der Zwang der Sitte ist in England und Nordamerika einem deutschen Manne unerträglich. Da die Engländer nicht einmal mehr den freien Wald zu schätzen wissen, so ist es kein Wunder, daß sie fordern, man solle zu dem Eintrittsgeld, welches man für Theater- und Konzertbesuch bezahlt, auch noch einen schwarzen Frack und eine weiße Halsbinde mitbringen. Deutschland hat eine größere Zukunft der sozialen Freiheit als England, denn es hat sich den freien Wald gerettet. Den Wald ausrotten könnte man vielleicht in Deutschland, aber ihn sperren, das würde eine Revolution hervorrufen. Aus dieser deutschen Waldfreiheit, die so fremdartig aus unsern übrigen modernen Zuständen hervorlugt, strömt tieferer Einfluß auf Sitte und Charakter aller Volksschichten, als mancher Stubensitzer sich träumen läßt. Unserm großstädtischen Leben merkt man es anderseits freilich auch in tausend Zügen an, wie weit sich der echte Wald von diesen Städten zurückgezogen hat, wie entfremdet ihre Insassen dem Wald geworden sind. Es ist neuerdings beträchtlich grüner geworden in den größeren deutschen Städten, man legte Wallpromenaden an, Stadtparke, Volksgärten, man schmückt die freien Plätze mit Rasen, Büschen und Blumen. In keiner früheren Periode hat die Gartenkunst so sehr den malerischen Reiz unsrer Städte erhöht wie heutzutage. Ich unterschätze den hohen Wert solcher öffentlichen Anlagen gewiß nicht. Aber sie sind etwas ganz andres als der freie Wald, sie können keinen Ersatz für denselben bieten, und der Wald weicht leider immer mehr von der Stadt zurück. Kunst und Natur haben gleicherweise ihr Recht, allein die Kunst kann uns niemals die freie Natur entbehrlich machen, auch wenn es eine Kunst wäre, welche die Natur selbst zum Stoffe ihres Schaffens nimmt, wie die Gartenkunst.

Den freien Wald und das freie Meer hat die Poesie mit tief-

sinnigem Wort auch den heiligen Wald und das heilige Meer genannt, und nirgends wirkt darum diese Heiligkeit der unberührten Natur ergreifender, als wo der Wald unmittelbar dem Meere entsteigt. Wo der Wogenschlag des brandenden Meeres mit den rauschenden Wipfeln der Bäume zu einem Hymnus zusammenbraust; aber auch in dem lautlosen mittägigen Schweigen des deutschen Gebirgswaldes, wo der Wanderer, meilenweit von jeder menschlichen Niederlassung entfernt, nur den Schlag des eigenen Herzens in der Kirchenstille der Wildnis hört, da ist der rechte heilige Wald. Doch selbst für den freien heiligen Wald gibt es in Deutschland Prachtstücke polizeilichen Humors. Wenn man auf der Insel Rügen in den von den Norddeutschen als eine Art Urwald gepriesenen uralten Buchenforst der Granitz tritt, so leuchtet dem Wanderer an einem mächtigen Baumstamm eine Tafel entgegen mit der Inschrift: daß man in diesem Wald nur umhergehen dürfe in Begleitung eines fürstlich Putbusschen Forstaufsehers zu 5 Sgr. die Stunde. Die Schauer eines Urwaldes in forstpolizeilicher Begleitung zu 5 Sgr. die Stunde genießen, das kann doch nur ein geborener Berliner.

Es ist eine seltsame Begriffsverwirrung, wenn viele die Waldrodungen in dem Deutschland des 19. Jahrhunderts noch wie ein Urbarmachen des Bodens, wie einen Akt der inneren Kolonisation ansehen, durch den das gerodete Stück überhaupt erst der Kultur gewonnen würde! Der Wald ist für uns nicht mehr die Wildnis, aus der wir ins geklärte Land hinausstreben sollen, sondern eine wahrhaft großartige Schutzhege unsrer eigensten volkstümlichen Gesittung. Darum nannte ich ihn die wilde Kultur des Bodens im Gegensatz zu dem zahmen Feldbau. Den Waldboden roden, heißt bei uns nicht mehr ihn urbar machen, sondern nur eine Form des Anbaues mit einer andern vertauschen. Wer den Wert einer Bodenkultur nur nach den Prozenten ihres Reinertrags schätzt, der wird freilich Waldflächen roden wollen, um sie „urbar“ zu machen. Wir schätzen aber die verschiedenen Formen der Bodenkultur nicht bloß nach ihrem Geldwert, sondern auch

nach ihrem ideellen Gehalte. Der vielgestaltige Landesanbau ist eine der tiefsten Wurzeln unseres Reichtums an individuellen sozialen Gebilden und damit der Lebensfülle unsrer Gesellschaft selber.

Der Wald stellt ein aristokratisches Element in der Bodenkultur dar. Er gilt mehr durch das, was er vorstellt, als durch das, was er schafft und einträgt. Nur der Reiche kann Waldwirtschaft treiben, ja oft ist nicht einmal der Reichste reich genug dazu, und der Staat als der Inbegriff des Landesreichtums ist darum mit Recht der erste und größte Waldbesitzer. Waldbau bloß für das lebende Geschlecht treiben, ist eine armselige Heckenwirtschaft! die großen Bäume erzieht man für kommende Geschlechter. Darum ist der Wald in erster Linie Gegenstand der Volkswirtschaft und erst dann der Privatwirtschaft. In dem Wald wird für das Ganze gesorgt; er soll über alles Land möglichst gleichmäßig verteilt sein, denn seine Schätze widerstreben der Beweglichkeit des Verkehrs. Das sind Gedanken, die einen echten Waldwirt stolz machen können auf seinen eigenartigen Wald.

Für die Gegner der Erhaltung eines großen geschlossenen Grundbesitzes wird der Wald allezeit der ärgste Stein des Anstoßes sein, denn mit dem Walde wird sich niemals eine auch nur scheinbar ausgiebige Kleinwirtschaft durchführen lassen. Beim Feldbau läßt sich über die Vorteile der Kleingüterei streiten, wer aber das Armselige eines ins kleine getriebenen Waldbaues nicht sehen will, der muß sich die Hände vor beide Augen halten. In dem Maße, als der Waldbau ins kleine gearbeitet, das heißt als er ausschließlich daraufhin angelegt wird, aus möglichst geringem Kapital in möglichst kurzer Frist die größtmögliche Rente herauszuschlagen, verliert der Wald sein geschichtliches Gepräge, seinen Kultureinfluß auf die soziale und ästhetische Erziehung des Volkes und die Charakterunterschiede der Gesellschaft.

Deutschland sondert sich nicht in der Weise in Feld- und Waldland, daß etwa ein Teil fast ausschließlich der Waldkultur, der andre dem Feldbau gewidmet wäre. Der Gegensatz von Feld und

Wald besteht vielmehr überall, er durchkreuzt die natürlichen Scheidungen von Berg- und Flachland und besondert solchergestalt den Boden des gesamten Deutschen Reiches in einer Weise, wie sich dessen kein andres Land Europas rühmen kann. Dazu stellt sich Feldbau und Waldwirtschaft an sich wieder in allen möglichen berechtigten Formen dar. Die ganze Stufenleiter von der Spatenkultur bis zu den größten geschlossenen Gütern ist auf deutschem Boden in den buntesten Exempeln durchgeführt, und in den Formen der Waldwirtschaft sind wir noch weit zerspaltener als in unsrer politischen Wirtschaft. In dieser beispiellosen Vielgestalt des Bodenbaues ist nicht nur die wunderbar reiche Gliederung unsrer Gesellschaftszustände vorgebildet, sondern auch der eigentümlichen Biegsamkeit, Vielseitigkeit und Empfänglichkeit deutscher Geisteskultur und Gesittung die natürlichste Wurzel gegeben.

Deutschland hat durch die in neuerer Zeit aus Gründen der Not oder kurzblickender Finanzweisheit immer weiter getriebene künstliche Umwandlung des stolzen Laubholzhochwaldes in kurzlebige Nadelwälder mindestens ebensoviel von seinem eigentümlichen Waldcharakter verloren als durch die völlige Rodung ungeheurer Waldflächen. In den alten Forstordnungen wird auf den Schutz der Eichen mit Recht ein besonderes Gewicht gelegt. Selbst der deutsche Reichstag beschäftigte sich in diesem Sinn bereits im 16. Jahrhundert mit der „Holzsparkunst". Die wenigen Waldkulturarten, welche einigermaßen eine Zerstückelung zulassen, wie etwa die örtlich vorkommende Haubergswirtschaft, wo auf demselben Land im Wechsel Waldbau und Ackerbau getrieben wird, oder die im Geldpunkte so rasch ergiebige Eichenschälwirtschaft, diese wenigen, der Zerstückelung günstigen Wirtschaftsarten heben an sich schon den Begriff des Waldes in unsrem Sinne auf. Ein Eichenschälwald, der, sowie er einigermaßen kräftig ins Holz treibt, auch dem Wanderer alsbald nur dünne abgeschälte Stämmchen mit verdorrten Laubresten entgegenstreckt, unterbrochen von dem dazwischen wuchernden kümmerlichen Raumholz von Haselhecken

und Hainbuchen, ein Hauberg, in welchem Feld- und Waldkultur vollständig durcheinandergeworfen wird, ist eigentlich gar kein rechter Wald mehr. Das wertvollste, anderswie durchaus noch nicht zu ersetzende Werkholz der wuchtigen Eichen- und Buchenstämme, dieser eigenste Schatz des Waldes, kann nur da erzielt werden, wo eine reiche Körperschaft, die hundert Jahre lang auf Zinsen warten kann, den Waldbau betreibt.

Die alte Zeit hatte einen richtigen Blick für diesen aristokratischen Charakter des Waldes, indem sie denselben zum bevorrechteten Tummelplatz fürstlicher Lust erkor und das Weidwerk adelte, obgleich es, beim Licht einer philosophischen Studierlampe besehen, doch eigentlich gar so etwas Nobles nicht ist, wenn sich ein im glättesten Schliff der Sitte glänzender Hof zeitweilig in die Barbarei des Urwalds zurückzieht und im getreuesten Nachbild des rohen Jägerlebens gleichsam die Uranfänge der Zivilisation von vorn wieder durchbuchstabiert. Um keinen Titel wurde von deutschen Reichsfürsten erbitterter gestritten als um den eines „Reichsoberjägermeisters". Die zentralisierende Gewalt des Königstums erprobte sich auf fränkisch-deutschem Boden am ersten und entschiedensten in der Errichtung von Bannforsten. Des Königs Wald stand von da an unter einem höheren und wirksameren Schutze als unter dem des gemeinen Rechts. Ein schlagenderes aristokratisches Vorrecht als das der Bannforsten ist gar nicht denkbar, und doch hat es Deutschland diesem Einzelvorrecht zu danken, daß es noch so grün bei uns aussieht, daß unsre Berge nicht entwaldet sind wie die italienischen, daß Land und Volk nicht ausgelebt und ausgetrocknet ist, daß noch so herrlich große Waldstrecken als geschlossenes Ganze später in die Hände des Staates übergehen konnten.

Aber an diese aristokratische Waldlust knüpfte sich auch die mittelalterliche Waldtyrannei. Die Waldbäume und das Wild wurden schonender behandelt als die Saatfelder und die Bauern. Wollte ein grausamer Herr den Bauer recht empfindlich züchtigen, dann schickte er ihm das Wild über den Hals, und die Jagd, welche

das Wild erlegen sollte, zertrat noch, was dieses nicht gefressen hatte. Der Krieg um den Wald drängte dem Bauersmann recht heiß die Frage auf, ob sich denn die alten Vorrechte der Aristokratie auch wirklich vor Gott und Menschen rechtfertigen ließen. Von G. A. Bürger besitzen wir ein Gedicht, welches das nackte Recht der Arbeit dem historischen Standesrecht in so schneidender Weise entgegensetzt, daß man es, wenn es heute erschiene, ohne Zweifel als ein kommunistisches beschlagnahmen würde. Diese alte Probe moderner sozialdemokratischer Poesie greift aber für jene Zeit ganz charakteristisch ihr Thema aus dem „Krieg um den Wald"; sie führt den Titel: „Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen." Weil der fürstliche Jäger den Bauer unter dem Hurra der Jagd durch das zerstampfte Saatfeld getrieben, darum kommt der Bauer in dem Gedicht mit einem Male zu der gefährlichen Frage: „Wer bist du, Fürst?"

Die furchtbaren Strafen, mit welchen im Mittelalter Forstfrevler und Wilddiebe bedroht waren, erklären sich nur als der Ausfluß der Erbitterung zweier um den Wald kriegführenden Parteien. In diesem Kriege war das Standrecht erklärt. Der Wilddieb fühlte sich in seinem Rechte wie der Pirat, beide wollen keine gemeinen Diebe sein. Ich stellte oben den Wald mit dem Meere zusammen: die frühere barbarische Bestrafung der Piraten läuft gleichfalls parallel der grausamen Züchtigung der Waldfrevler. Der letztere glaubt noch immer häufig genug, daß er nur ein durch Gewalt ihm entrücktes Eigentumsrecht mit List und Gewalt sich wieder hole. Es gibt ganze Dörfer, ganze Landstriche in Deutschland, wo die Sitte heute noch Wilddieberei und Holzfrevel scharf unterscheidet von gemeinen, beschimpfenden Verbrechen. Einen Hasen in der Schlinge zu fangen, ist für diese Bauern so wenig etwas Entehrendes als für einen Studenten, den Nachtwächter zu prügeln. Darin steckt der uralte Hintergedanke des „Krieges um den freien Wald". Im Walde weiß das aufgestachelte Landvolk in bewegter Zeit den Staat oder auch den einzelnen großen Grundbesitzer an seiner empfindlichen Seite zu packen. Wir sahen, wie im

Jahre 1848 ausgedehnte Waldschläge planvoll verwüstet — nicht geplündert — wurden; man hieb den Wald nieder und ließ die Stämme absichtlich liegen und verderben, man brannte ihn ab, um mit jedem Tagwerk weiter verbrannten Waldes eine neue „Volksforderung" zu erzwingen. Die alte Sage des Krieges um den Wald war wieder einmal leibhafte Geschichte geworden.

Und dieser ewige Unruhestifter Wald, der aber, wie bemerkt, bei den Unruhen selber immer am schlimmsten wegkommt, ist doch zugleich ein so mächtiger Schutzwall historischen Herkommens. Nicht bloß ein altes Volkstum, auch die ältesten Reste geschichtlicher Denkmale hat er uns schirmend bewahrt. Viele der merkwürdigsten alten Namen sind in den Benennungen der Waldreviere uns erhalten geblieben, und wenn einmal die deutsche Sprachwissenschaft mit dem Durchforschen der Dörfer- und Städtenamen fertig geworden ist, dann wird sie sich den Namen der Waldreviere, die meist weit weniger gewechselt haben als die der Feldmarken, als einer neuen, reichen Quelle zuwenden. Fast nur unter dem Schutze des Waldesdickichts sind die Ringwälle jener Völker, welche in einer vorgeschichtlichen Zeit in unsren Gauen gesessen, dazu die Gräber und Opferstätten unsrer Vorfahren als älteste Denkmale für die Gegenwart erhalten worden. Und während man im Namen einer reinen Fabrikkultur die deutschen Wälder vertilgen möchte, haben sie allein in ihrem Schatten die frühesten redenden Zeugen vaterländischer Industrie uns bewahrt. In den mittelrheinischen Waldgebirgen findet man häufig auf abgelegenen Hügelköpfen, fern von Bächen und Wasserlauf, große Schlackenhaufen. Es sind dies die Stätten der uralten, vielleicht als Hand- oder Trethütten betriebenen „Waldschmieden", von denen unsre Heldensage singt, die Stätten der ersten rohen Anfänge unsrer seitdem so mächtig entfalteten Eisenindustrie. So hebt die älteste Kunde des deutschen Fabrikwesens, wie unsrer ganzen Gesittung, bei dem Walde an.

Jahrhundertelang war es eine Sache des Fortschrittes, das

Recht des Feldes einseitig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildnis zu vertreten neben dem Rechte des Ackerlandes. Und wenn sich der Volkswirt noch so sehr sträubt und empört über diese Tatsache, so muß der volksforschende Sozialpolitiker trotzdem beharren und kämpfen auch für das Recht der Wildnis.

II

Wege und Stege

In der Urwildnis rodet der erste Siedler: er schafft den Gegensatz von Feld und Wald und hebt damit das Verhältnis von Land und Leuten über die Linie der uranfänglichen bestialischen Natürlichkeit. Nur wo Feld und Wald ist, hört das Nomadentum auf, da ist feste Siedlung, da bildet der Boden selbst den Grund organischer Gesellschaftszustände.

Später hebt sich aus der allgemeinen Form der Siedlung der Gegensatz von Stadt und Land heraus. Hiemit kommt eine soziale Revolution, ein neuer Umschlag im Naturleben des Volkes. Die größten Kulturfragen des germanischen Altertums laufen in der Tatsache von Rodung und Anbau des Landes, in dem Herausbilden des Gegensatzes von Feld und Wald als in ihrem Brennpunkte zusammen; die größten Kulturfragen des Mittelalters im Herausbilden des Gegensatzes von Stadt und Land. Hiedurch bestimmen sich die zwei entscheidenden Zeiträume in der ältesten Naturgeschichte des deutschen Volkes.

Es wird aber der Widerstreit dieser Gegensätze niemals ganz erledigt, sie bleiben flüssig, bis das Volk selber abstirbt; denn sie bedingen die zum Leben berechtigende innere Vielgestalt seiner Bildungen.

Das Verhältnis der Leute zum Lande ist übrigens seit dem Mittelalter schon um deswillen ein ganz andres geworden, weil das Land selbst nicht mehr das nämliche ist, weil die früheren Länder und Ländchen zu Ländermassen geworden sind, die einzelnen Städte zu Städtegruppen, weil sich in ausgedehntestem Maße Dörfer in Städte und dafür wieder Städte in Dörfer ver-

wandelt haben, weil die Großstädte, als wesentlich moderne Gebilde, ein Massenwesen im Städteleben hervorgerufen haben, welches der Umbildung der Länderindividuen zu Ländermassen entspricht. Wir messen das Land mit einem neuen Maßstabe. Die Länder wurden größer und die Erde kleiner. Die Leute sind näher zusammengerückt. Dadurch ist ein andres Land, sind andre Leute geworden. Die Rodung der Wildnis und die Scheidung von Stadt und Land vereinzelte ursprünglich Länder und Völker; das Erschließen der neuen großen Verkehrswege und Verkehrsmittel, diese moderne Kolonisierung im großen Stile nicht der Länder, sondern der Erde, faßt wieder mit eherner Hand zusammen, was durch jene Gegensätze auseinandergetrieben war. Und doch bestehen jene Gegensätze fort, im Maßstab verändert, nicht aber in der Art. Zuerst kam die ozeanische Schiffahrt, dann kamen die Kunststraßen, dann Dampfschiffe und Eisenbahnen.

Bei den Bauern hat sich bereits ein Sagenkreis der Eisenbahnen gebildet. Sagenkreise entstehen bekanntlich kaum mehr im Tageslicht der modernen Prosa. Allein wo dem Volke eine neue Wunderkraft so dämonisch gegenübertritt wie in den Eisenbahnen, da schafft es sich auch noch neue Sagenkreise. Es ahnt die Umwälzung unsrer gesamten Gesittung, unsrer ganzen Gesellschaft, welche durch das neue Verkehrswesen früher oder später eintreten muß; der Bauer insbesondere ahnt, daß er neben der Eisenbahn nicht der alte Bauer bleiben kann. Viel verbreiteter Bauernglaube ist es, daß die Eisenbahnen nach einer bestimmten Frist wieder plötzlich verschwinden würden, wie sie plötzlich gekommen seien; ihre Frist ist gleich der, welche der Teufel den Leuten vergönnt, die sich ihm zum Gewinn irdischer Genüsse verschrieben haben. Im Badischen geht die Sage, daß beim Anhalten der Eisenbahnen an den größeren Stationen jedesmal einer fehle, den der Teufel für seinen Lohn genommen habe, und im Elsaß mußte im Jahr 1851 von den Kanzeln wider den Eisenbahnaberglauben gepredigt werden.

In dieser kindlichen Form spricht sich des Volkes Ahnung von der Tatsache aus, daß der moderne Verkehr nicht nur ein neues Land schaffe, sondern auch neue Leute. Jeder aber fürchtet sich ein anderer zu werden, und wer uns unsre Eigenart rauben will, der erscheint uns weit eher wie ein Gespenst des Satans, denn wie ein guter Geist.

Man sagt verschiedenen Tiroler Gemeinden nach: sie hätten in alter Zeit ihre Straßen absichtlich nicht an den Bergen her, sondern über die Berge geführt, damit die Reisenden und ihr Geld recht lange im Lande bleiben und die Fuhrleute gehörig für Vorspannpferde bezahlen möchten. Das gemahnt an die Politik deutscher Postverwaltungen, welche unbedenklich auch die krumme Linie als die kürzeste zwischen zwei Punkten annahmen, wenn es galt, einem im geraden Weg liegenden auswärtigen Postbesitzer ein paar Kreuzer Transitporto abzuzwacken und die Briefe möglichst lang im eigenen Bezirk zu behalten. Auch die Schweizer sträubten sich eine Zeitlang gegen die Eisenbahnen und sagten, die Schweiz sei das Gasthaus der Nationen, und durchs Gasthaus solle man nicht möglichst geschwind hindurchfahren, sondern möglichst lange dort bleiben.

Es steckt aber auch ein tieferer Sinn hinter jener angeblichen Praxis der Tiroler.

Als man in alten Zeiten Straßen baute, individualisierte man das Land; die Straße schuf eine Masse neuer Ansiedelungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagegen heutzutage die echt modernen Straßen, nämlich Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschifflinien anlegen, so zentralisieren wir das Land; diese Straßen verderben die kleinen Städte, schaffen dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Volkszahl.

Der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerstraße führten die Städte ins Land hinein; unsre neuen wunderbaren Straßenbauten des Weltverkehrs führen die Stadt zur Stadt und — das Land in die Stadt. Darum war es im Geiste des mittelaltrigen Wegbausystems durchaus nicht widersinnig, die Reisenden auf möglichst

langer Linie im Lande herumzuführen. Wollten also die Tiroler nicht bloß die Reisenden, sondern auch das alte Herkommen und die alte bürgerliche Gesellschaft möglichst lange im Lande behalten, so mußten sie in der Tat die Straßen nicht zur Eilfahrt durchs Tal, sondern zur Schneckenfahrt über die Berge legen.

Ich greife ein schlagendes Beispiel des Gegenteils aus Tausenden heraus: die große natürliche Verkehrslinie des Rheinstroms. Im Mittelalter rief diese Wasserstraße Dutzende von kleinen Städten zu selbständiger Blüte. Der Fluß war dermaßen mit Zöllen aller Art belastet, die Güterbewegung auf demselben vielfach so gefahrvoll, daß man neue mühselige Umwege zur Rechten und Linken, durch den Einrich, über den Hunsrück u. s. w. aufsuchte, und dennoch nährte der Verkehr die kleinen Städte an der Wasserstraße neben den großen. Jetzt sind fast alle Schranken gefallen, eine Dampfflottille fährt tagtäglich stromab, stromauf, die Zahl der Reisenden ist tausendfach gewachsen, und — der Verfall jener kleinen Städte frißt von Jahr zu Jahr um sich; nur einzelne große Mittelpunkte heben sich im gleichen reißenden Fortschritt, in welchem jene sinken. Häuser, die in einzelnen solcher kleineren Städte vor vierzig Jahren mit einem Aufwand von dreißigtausend Gulden erbaut wurden, sind seit der vollen Eröffnung der Dampfstraße für dreitausend feil, und finden doch keinen Käufer. Tausende Reisende *sehen* sich jetzt im Vorüberfahren an den schönen armen Städten satt, in welchen sich früher hundert Reisende satt *zehrten*. (Seit ich dieses schrieb, sind Eisenbahnen zu beiden Seiten des Stroms entstanden, und die Lokomotive wetteifert mit dem Dampfer. Große und kleine Städte sind gewachsen, und die Häuser der Kleinstädte werden wohl nicht mehr so billig sein wie 1851. Am Ende wird das ganze Rheintal zu einer großen, langen Stadt. Dann gilt aber doch wieder, was ich oben sagte, vom rheinischen Hinterland. Das Gesetz bleibt, nur die Größenmaße wechseln, in denen es sich erfüllt.)

So geht es mehr oder minder in ganz Deutschland.

Zu allen Zeiten sind alte große Handelsstraßen verödet, und

neue Wege führten den befruchtenden Reichtum des Weltverkehrs andern Gegenden zu. Aber jedesmal war es auch nicht bloß ein wirtschaftliches, sondern zugleich ein politisches und soziales Erkranken, welches dadurch über die verlassenen Gegenden verhängt wurde. Die Zeit heilt; doch Jahrhunderte waren hier zur Heilung oft immer noch zu wenig Zeit. Eine so gründliche, so allgemeine und so reißend schnell durchgeführte Umlegung aller großen Verkehrsstraßen, wie sie mit dem Ausbau der europäischen Eisenbahnnetze vollendet sein wird, ist aber noch nicht erhört worden, so lange die Welt steht. Es werden freilich nicht, wie bei der Veränderung der Handelswege am Ausgange des Mittelalters, reiche Großstädte veröden, wohl aber sind zahllose kleine Städte, blühende Flecken und Dörfer dem Kränkeln, Abmagern und Absterben eben so sicher geweiht, als sich den großen Städten eine immer unförmlichere Korpulenz ansetzen wird.

Darin liegt eine europäische Krisis.

Die Herrschaft der großen Städte über das Land ist eine der sozialen Kernfragen unsrer Zeit. Sie erschüttert gegenwärtig den hundertjährigen Bestand von Englands gesellschaftlich-politischen Institutionen, sie schlägt die frischeste Kraft des französischen Volkstums in Banden, sie ist das dunkle Gespenst der deutschen sozialen Zukunft. Nur trösten wir uns mit dem Gedanken, daß wir allmählich zwar viele zentrale Großstädte bekommen werden, aber gerade deshalb keine Zentralstadt.

Die kleineren und mittleren Städte waren die Wiege des selbständigen Bürgertums, die Riesenstädte sind die Wiege des selbständigen Proletariats, aber auch neuer schaffender Mächte, die uns unheimlich dünken, weil wir sie nur erst zu ahnen, nicht zu erkennen und zu schätzen vermögen. Diese Riesenstädte zerstören die kleinen — buchstäblich sowohl als bildlich — mit des Dampfes Kraft und Eile. Und je breiter sich die Tore der Stadt dem Lande öffnen, umso unzugänglicher verschließt sich das Innere des Landes mit seiner verjüngenden Naturkraft der Stadtbevölkerung. Diese zentralisierende Kraft der neuen großen Straßenlinien offenbarte

sich aber nicht erst bei den Eisenbahnen, sie begann ihre Wirkung bereits bei dem Ausbau des großen modernen Landstraßennetzes zu zeigen, welches man seinerzeit nicht minder wie jetzt das Eisenbahnnetz als ein Wunderwerk angestaunt hat.

Die große Reform des Straßenbaues im 18. Jahrhundert fällt zeitlich ziemlich genau zusammen mit den durchgreifenden modernen Reformen der Staatsverwaltung. Die neu erstehende zentralisierte Bureaukratie konnte damals mit keinem segensreicheren Werke ihre weltgeschichtliche Sendung beginnen, als indem sie den maßlos zersplitterten Verkehr durch ein System des gleichsam neu wieder entdeckten Kunststraßenbaues einigte. Die großen Straßenanlagen aus dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten des laufenden Jahrhunderts sind das stolzeste Denkmal der berechtigten Bureaukratie.

In einem Katechismus der Volkswirtschaft für Schulkinder fand ich, daß unter anderm den nationalökonomischen ABC-Schützen zu beweisen gesucht wird, wozu überhaupt Beamte nutz seien. Die Schüler werden zu diesem Zweck von dem Katecheten vor allen Dingen auf die Landstraße geschickt. Das ist sehr treffend.

Napoleon, der kriegerische Heros der Völkerzentralisation, ahmte das alte Rom nach auch in der Anlage riesiger Straßenbauten. Und Rom hatte in der Tat bei seinen Straßenanlagen ganz dasselbe Prinzip verfolgt wie die neueste Zeit mit ihrem Eisenbahnnetz; es baute möglichst geradlinig von Stadt zu Stadt, quer durch über Bergrücken und Flußlinien; denn es baute Straßen, nicht um die eroberten Länder ins einzelne zu beleben, sondern um sie allesamt geradeswegs nach Rom zu führen. Darum konnte das individualisierende deutsche Mittelalter die Trümmer dieser Heerstraßen der römischen Zentralisation größtenteils nicht mehr brauchen, und wo auf unsern deutschen Karten ein Römerweg verzeichnet steht, da läuft seit vielen Jahrhunderten häufig nicht einmal ein Fußpfad mehr die gleiche Linie.

Napoleon liebte es, seine Chausseen mit Pappelreihen ein-

zufassen. Die alten Bonapartisten am linken Ufer des deutschen Oberrheins zeigen uns heute noch mit Stolz die langgestreckten Pappelzüge, welche die Eintönigkeit der Stromlandschaft bis unterhalb Mainz so auffallend erhöhen, mit der Bemerkung, daß der Kaiser viele derselben persönlich anzulegen befohlen habe. Die Pappel ist das echte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Zentralisation; sie ist der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarschieren lassen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten.

Im 18. Jahrhundert hatte man ausgezeichnete Straßen gern mit Linden bepflanzt, dem volkstümlichsten deutschen Waldbaume, dem Baume, in welchem unsre Vorfahren die Romantik des Waldes in den traulichen Frieden des Dorfes übersiedelten, wenn sie ihn auf den Marktplatz pflanzten, auf den Tanzrasen, neben das Bild des Schutzheiligen — und auf den Kirchhof, zugleich dem altherkömmlichen stolzen Schmuck der Auffahrten zu Burgen und Klöstern, wie der Burg- und Klosterhöfe.

Als die Burgen des deutschen Adels sich in Herrenhäuser verwandelten, ward es gleichsam standesmäßig, dieselben durch stolze Lindenalleen vor bürgerlichen Prunkgebäuden auszuzeichnen. Solche Alleen, die sich oft meilenweit ausdehnten, sind kulturgeschichtlich wichtig, denn sie weckten zuerst die Lust der großen und kleinen Herren am Kunststraßenbau. Indem der begüterte Adel seinen Rittersitzen einen neuen Schmuck, ein neues Sinnbild seiner herrschaftlichen Würde gründete, ebnete er damit ahnungslos die Wege für jene neue Zeit, die seine alte Stellung vernichten sollte. Die alten Fürsten und Edlen schützten ihre Alleen, eben weil diese ihnen vorzugsweise ein adliges Wahrzeichen waren, mit einem Nachdruck, der oft zum Druck umschlug. Der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt, dessen ausgedehnte und zahlreiche Alleen einen deutschen Ruf gewannen, soll jeden Schulzen, in dessen Bezirk ein Baum zerstört worden oder auch nur ausgegangen war, höchsteigenhändig mit dem Stocke gezüchtigt haben. Der Bauersmann aber begann in späterer Zeit einen Krieg gegen

diese Alleen, wie er ihn gegen den herrschaftlichen Wald begann. Hunderte von Dörfern prozessieren heute noch mit den Edelleuten wegen der Ausrottung der bereits so stark gelichteten Überreste der gutsherrlichen Alleen; und zwar nicht immer deshalb, weil Schatten und Wurzelwerk der alten Bäume den angrenzenden Äckern schaden, sondern oft bloß darum, weil der Bauer sie nicht leiden mag, als ein Denkmal der alten Adelsherrschaft mit ihren Leistungen und Lasten. Mancher hundertjährige schattenreiche Baumgang dieser Art ist im Jahre 1848 dem „Volke" zum Opfer gefallen. Aber noch ehe die Bauern den Alleen zu Leibe gingen, hatte schon die Bureaukratie die Axt angelegt. Sie hatte keinen Sinn für die Schönheit dieser lebendigen Geschichtsdenkmale und faßte nur den in der Regel armseligen Ertrag der Fällung für das Budget ins Auge. So wurden zum Beispiel schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts die großartigen Alleen bei dem bayreuthischen Schloß und Kloster Himmelkron, welche in Süddeutschland nicht minder berühmt waren wie die des Markgrafen von Schwedt im Norden, im eben erwachten modernen Kanzleieifer gegen einen Erlös von baren tausend Gulden niedergeschlagen! Statt der altfränkischen Linden und Kastanien nahm die Bureaukratie — bewußt oder unbewußt, aber jedenfalls ganz in ihrem eigensten Geiste — die napoleonische Vorliebe für die Pappel an und zerstörte mit den endlosen Pappelalleen den eigensten Reiz von hundert deutschen Landschaftsbildern. Es tat mir von Herzen wohl, als ich vor einiger Zeit im preußischen Staatsanzeiger eine energische Verfügung an die Verwaltungsbeamten las, gerichtet gegen den zentralisierenden Unfug des maßlosen Anpflanzens von Pappeln an den Landstraßen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es zuerst einige kleinere Staaten, die sich mit der Einführung des neuen Kunststraßenbaues hervortaten. Und zwar sagt man, daß die erste moderne Chaussee gerade von zwei sehr kleinen Kleinstaaten, Öttingen-Spielberg und der Reichsstadt Nördlingen, angelegt worden sei. Es liegt ein eigener Humor in diesem Umstand. Jene

Staaten ahnten die gewaltige, staatlich zentralisierende Macht eines vollendeten Straßensystems nicht, sie ahnten nicht, daß sie doch eigentlich nur die Wege ebneten, damit ihre eigene Souveränetät desto geschwinder auf demselben zum Land hinaus fahre.

Selbst einige geistliche Fürsten zeichneten sich damals durch Straßenbauten aus; sie ahnten noch nicht die Politik Gregors XVI., der keine Eisenbahnen in seinem Kirchenstaate haben wollte. Priesterfürsten bewegten sich sehr sicher auf mittelaltrigen Saumpfaden, die moderne Eisenbahn dagegen fährt ihnen zu schnell.

Später mußten die kleinen Staaten von den großen im Straßenbau natürlich eingeholt und überholt werden. Allein wenn auch Preußen und Österreich in einzelnen Landstraßenzügen vorzugsweise Großartiges leisten konnten, so werden sie doch von verschiedenen Kleinstaaten wiederum weit übertroffen in der Vollendung des Lokalstraßenbaues, in der kunstmäßigen Behandlung der Gemeindewege. Es liegt in der Natur der Kleinstaaten, auch hier ins kleine zu arbeiten. Die Gemeindewege sind jetzt noch die individualisierenden Verkehrslinien neben den zentralisierenden Staatsstraßen. Durch recht vollständig ausgezweigte Gemeindewege, die das Innere und Einzelste des Landes aufschließen, wird ein kleines Gebiet größer gemacht, während es zusammenschrumpft durch Eisenbahnen und Heerstraßen.

Von dem in hundertfach gekreuzten Tal- und Höhenzügen, in wunderbar gemischter Bodenbildung und Volksart gegliederten, in seinen politischen Herrschaften zerstückten Mitteldeutschland, dem Herde des deutschen Kleinlebens, ging der Kunststraßenbau aus. In Mitteldeutschland wurden auch hundert Jahre später die ersten Eisenbahnen angelegt. Die großen Ländermassen des äußersten deutschen Nordens und Südens sind heute noch nicht zur Hälfte eines so ins einzelne gehenden tausendfältig verschlungenen Systems von Verbindungswegen teilhaftig, wie Mitteldeutschland. Wohl gehen die Eisenbahnen bis zur Meeresküste und bis in die Alpen,

aber die örtlichen Straßenzüge sind im Vergleich mit dem übrigen Deutschland noch so lückenhaft wie vor hundert Jahren. Das Flachland müßte hier nicht Sumpf und Moor haben, und Quadersteine statt Sand und Gerölle, die Alpen keine Felsen, keinen Schnee und keine Gießbäche, wenn es anders sein sollte. Diese dem großen Verkehr zugänglicheren, im kleinen Verkehr aber immer noch abgeschlossenen, ausgedehnten Ländermassen sind es dann, wo der Gegensatz von Feld und Wald noch ungebrochen besteht und seine volle soziale Bedeutung hat, wo Stadt und Land noch nicht ineinander übergeht, wo es noch natürliche Stände gibt, deren Unterschiede man nicht mit dem Vergrößerungsglase aufzusuchen braucht. Wenn an den pommerschen Küsten der Heringsfang über Erwarten gut gerät, dann wissen die Leute heute an vielen Orten noch nicht, was sie mit ihren Fischen anfangen sollen, und verschleudern sie zu unglaublichen Spottpreisen; ihren Viehstand könnten sie da und dort vermehren, wenn sie wüßten, was mit so viel Milch, Butter und Käse zu machen wäre. Das sind noch mittelalterliche Zustände. In Pommern wurden aber auch erst in unserm Jahrhundert die ersten Chausseen angelegt. Als man dort vor sechzig bis siebzig Jahren mit diesen Bauten begann, liefen die Leute von Stadt und Land herzu, um die feste Straße wie ein Meerwunder anzustaunen. Hätten aber an der Ostsee nicht so lange die alten halbversunkenen Knüppeldämme floriert, so würden gewiß auch schon längst nicht mehr die handfesten, zähen, treuen pommerschen Bauern florieren. Wo hier der Volkswirt nur Schatten sieht, da erblickt der Sozialpolitiker wenigstens auf einer Seite Licht.

Aber nicht bloß in diesem allgemeinen Sinne, auch wenn wir uns mitten in die innere Häuslichkeit unsrer politischen Zustände versetzen, spielt der Straßenbau seit siebzig bis achtzig Jahren bei uns eine unmittelbar politische Rolle.

In den Händen der Regierungen hat man die Erlaubnis oder Verweigerung von Straßenanlagen oft genug als Mittel der Aneiferung, des Lohnes und der Schmeichelei, wie anderseits

des Schreckens und der Zucht für einzelne Gemeinden und ganze Landstriche benutzt. Bei den Wahlen zu unsern kleinen Landtagen haben die Kandidaten oft förmlich Stimmen für Landstraßen eingekauft — für versprochene nämlich. Es wird wenige noch so kleine Dörfer in unsern vormärzlich konstitutionellen Ländern geben, denen nicht von irgend einem Wahlkandidaten irgend einmal feierlichst vorgelogen worden ist, daß er eine unmittelbar an ihren Haustüren vorüberführende Staatsstraße oder Eisenbahn unfehlbar auf dem Landtag durchsetzen werde. Dieser Schacherhandel mit Staatsstraßen erscheint als ein sehr wohlfeiler, da er einerseits nur ein Versprechen, anderseits nur eine Stimme kostet. Und doch hat der Staat gar oft in den Säckel greifen und unnütze Wegstrecken bauen müssen, um einer politischen Partei die Zeche zu bezahlen, und höchst notwendige Straßen blieben wüst liegen, weil man verabsäumt hatte, sie als Mittel der Schmeichelei, der Bestechung oder der Drohung zu benutzen.

In dem heutigen Straßenwesen bekundet sich hundertfach das politische Leben des Volkes. Die Landstraße war der erste sichtbare, greifbare Gegenstand, an dem es dem gemeinen Manne deutlich gemacht wurde, daß im modernen Staate der einzelne seinen besonderen Vorteil opfern müsse, um ihn aus dem Ganzen nachher mit Zinsen wieder zu erhalten. Über diesem Satz steht heute noch unsern meisten Bauern der Verstand still, aber sie lernen doch daran glauben, weil sie Straßen bauen müssen. Sie wehren sich jahrelang mit Händen und Füßen gegen den kunstmäßigen Neubau eines Gemeindeweges, und flicken die Löcher so lange mit Fichtenzweigen und Kartoffelstroh, bis sie durch Pfändung und Exekution gezwungen werden, von diesem köstlichen System des „Naturbaues“ abzustehen, welches Frost und Hitze für den besten Straßenbaumeister erklärt. Hinterdrein ergeht es ihnen dann aber, wie den Seckenheimern bei Heidelberg, welche so lange gegen den Zug der Eisenbahn auf ihr Dorf protestierten, bis man dieselbe auf Friedrichsfeld richtete. Da erst gingen ihnen die Augen auf, und sie beschwerten sich nun, „warum man sie denn nicht wider ihren

Willen zur Eisenbahn gezwungen habe? Die Regierung zwinge sie ja doch sonst zu allem!" So liest das Volk die Erkenntnis, daß der persönliche Eigennutz im Staate gebrochen werden müsse, an der Landstraße und der Eisenbahn auf.

Auch in die innere Geschichte unsres Beamtentums greift der Straßenbau entscheidend ein.

Durch die Straßen seines Bezirks tritt der Verwaltungsbeamte am offensten und unmittelbarsten vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung. In dem Lokalstraßenbau ist ihm eine der seltensten Gelegenheiten zu unmittelbar praktischer, durch ebenso augenfälligen und raschen als dauernden Erfolg lohnender Wirksamkeit gegeben. Er kann sich hier einmal aus der unfruchtbaren Schreiberei herauswinden und schöpferisch werden im edelsten Sinne des Worts. Indem er für die Vizinalwege auch nach der Aufbringung der Geldmittel sich umschauen muß, ist er für diesmal zugleich der Finanzminister seines Bezirks. Er muß Selbstgefühl bei den Verwaltungsbeamten schaffen, wenn sie das mehreren Herrschern der alten Zeit in den Mund gelegte Wort, daß man einen Fürsten aus seinen Straßen erkennen möge, im modernen Staat auf den Beamten umzubilden berechtigt sind. Hieraus entwickelt sich aber bei den obersten Bezirksverwaltungsbehörden ein Geist der Selbständigkeit, den wir im rechten Maß für einen sehr guten Geist halten, der aber von den bureaukratischen Zentralbehörden allezeit als ein sehr schlechter angesehen worden ist. So knüpft sich gerade an das Straßenbauwesen ein fortlaufender Kompetenzstreit zwischen Zentral- und Lokalbehörden. Und während der Staatsstraßenbau, dem wir die zentralisierende Eigenschaft zugesprochen haben, naturgemäß der Zentralbehörde, dem Ministerium, anheimgegeben ist, wirkt der Gemeindestraßenbau als strittiger Besitz der nach höherer Selbständigkeit ringenden Lokalbehörden auch in der Art individualisierend, da er die geschlossene Phalanx der Bureaukratie zeitweilig auseinander treibt.

Für die Gemeinden selbst aber ist der Lokalstraßenbau einer der sichersten Probsteine, nicht bloß um zu erfahren, ob sie die rechte

politische Selbständigkeit besitzen, sondern auch, ob sie derselben würdig sind.

Ich komme immer wieder auf die zentralisierende Macht der Staatsstraßen zurück. Unser Steuersystem hätte nicht seine alle Vorrechte vernichtende, alle Standesunterschiede ausgleichende Ausdehnung gewonnen, wenn nicht der Straßenbau eine so ungeheure Schuldenlast auf die Staaten geworfen hätte. Keine andre Staatsausgabe wird so reißenden Schrittes gewachsen sein wie die Riesenziffer für den öffentlichen Verkehr. Eine Zusammenstellung dieses Postens seit den letzten siebzig Jahren aus verschiedenen Staaten müßte einen überraschend lehrreichen Beitrag zur Kulturstatistik liefern. Als im vorigen Jahrhundert in Sachsen, Kurtrier und etlichen andern Ländern nicht bloß gute Landstraßen angelegt, sondern auch Meilensteine an denselben aufgestellt wurden, rühmte man letzteres als eine wahre Wundertat öffentlicher Freigebigkeit. Man machte Gedichte über diese Meilensteine, neben denen Bänke angebracht waren, damit, wie es im Stil jener Zeit heißt, nicht nur der „vernünftige", sondern auch der „empfindsame" Reisende sich an denselben erfreuen könne, und berechnete die Kosten eines solchen Steines durchschnittlich auf zehn Taler. Heutzutage hat man auf einigen süddeutschen Eisenbahnstrecken Bahnwärterhäuschen hingestellt, davon wenigstens vier bis fünf auf einen Meilenstein kommen und Stück für Stück wenigstens tausend Gulden kostet, und die Vorüberfahrenden nehmen das ohne weiteres hin, als ob es eben nur so sein müsse. Vor dreißig Jahren stellte man die Wegstunde der Staatsstraßen in Bayern noch durchschnittlich für neunzehn- bis zwanzigtausend Gulden her, während in letzter Zeit bei der württembergischen Staatseisenbahn die Erbauung einer Wegstunde durchschnittlich dreihundertdreiundsiebzigtausendvierhundert Gulden kostete. Freilich werfen deutsche Eisenbahnen gegenwärtig schon über fünf Prozent reinen Gewinn ab. Allein dadurch wird von dem ungeheuren zentralisierenden Einfluß, welchen das der Erzielung dieser Rente vorhergegangene Aufbringen einer Kapitalmasse von fünfhundert Millionen Taler auf das Staatsleben der einzelnen

Länder — leider nicht des Gesamtvaterlandes! — geübt hat, auch nicht das mindeste abgebrochen. Im Gegenteil. In der rentierenden Eisenbahn entwickelt sich eine Staatsindustrie; diese wird riesig wachsen, mancherlei kleinere Industrien, sehr viele kleine Gewerbe in sich aufsaugen, und so auch nach dieser Richtung eine industrielle Zentralisation herbeiführen, die in den Händen des Staats noch immer vom Übel gewesen ist.

Da das deutsche Eisenbahnnetz in seinen Hauptlinien nunmehr ausgewoben erscheint, so ist es an der Zeit, jetzt auch wieder für die durch die Eisenbahn in die Ecke geschobenen Gegenden das Wort zu ergreifen. Über dem löblichen Eifer für den Weltverkehr haben wir den davon abgesonderten Teil des örtlichen Kleinverkehrs vielfach vergessen. Darin liegt eine große soziale Gefahr, sie ist nahe verwandt jener Gefahr, welche aus der einseitigen Blüte des Fabrikwesens neben dem Verfall des Kleingewerbes hervorwächst. Bei der in den letzten Jahren an einzelnen Punkten, namentlich in weniger zugänglichen Strichen der deutschen Mittelgebirge, epidemisch ausgebrochenen Verarmung hat man den Mangel genügender örtlicher Verkehrsbahnen fast überall mit Recht als eine der Hauptquellen des Übels geltend gemacht. Es sind das aber nicht solche Gegenden, die von jeher unwegsam waren und von der Natur dazu bestimmt sind, bis zu einem gewissen Grade immer unwegsam zu bleiben. Es waren vielmehr fast alle jene Gegenden, für deren Errettung aus Hungersnot man mit der Armenbüchse durch ganz Deutschland nicht bloß, sondern selbst bis über den Ozean sammeln ging, seit alten Zeiten in den Verkehr hineingezogen. Jetzt erst hat man sie bei den Eisenbahnanlagen auf die Seite geschoben, während man früher daselbst Erwerbszweige hervorgelockt hatte, die nur an großen Straßen blühen können. Viele solcher gebirgigen Gegenden sind obendrein auch noch durch die neueren Fortschritte des Kunststraßenbaues ihrer alten Verkehrslinien verlustig gegangen. Die mangelhafte Technik des 18. Jahrhunderts suchte ihren Ruhm in Hochstraßen, sie führte die Wege geflissentlich übers Gebirg, um einen natürlichen

festen Unterbau zu haben. Jetzt, wo wir dem Güterwagen viel schwerere Fracht, dem Postwagen viel rascheren Lauf zumuten, wo wir im künstlichen Unterbau, im Dämme- und Brückenbau so erstaunlich fortgeschritten sind, korrigieren wir die ganzen Linien und verwandeln die Hochstraßen in Talstraßen. Dies ist ein großartiger Gewinn. Aber gerade die bedürftigsten Gebirgsstriche veröden darüber vollends.

In dem weit unwegsameren Hochgebirge, auf den weitgedehnten Hochflächen und an der Meeresküste mit dem schlechten Straßenbau herrscht dagegen nicht entfernt die Armut wie in den von Straßen durchfurchten und dennoch vom Verkehr ausgeschlossenen Mittelgebirgen. Denn dort war die Unwegsamkeit eine natürliche und notwendige, und die Leute haben sich danach eingerichtet. Keine Wege anlegen, ist nicht immer vom Übel; aber Wege anlegen und sie nachher wieder veröden lassen: das ist immer vom Übel.

Der blasierte Reisende, welcher von einer reichen Stadt zur anderen fliegt und in dem Anblick der auf und an den neuen Eisenstraßen so wunderbar entwickelten Betriebsamkeit schwelgt, denkt freilich nicht daran, daß auf hundert früher belebten Seitenwegen jetzt Gras wachsen muß, damit die eine große Straße so märchenhaft von Leben und Tätigkeit wimmeln kann. Wer in jetzt beliebter Weise nach dem Eindruck von Eisenbahnreisen den Wohlstand eines Landes beurteilen will, dem mag es leicht ergehen, wie der Kaiserin Katharina von Rußland, als man ihr gemalte Dörfer an die Landstraße stellte. Die Armseligkeit, welche hinter den schönen Bahnhöfen anhebt, sehen sie nicht.

Es würde nur ein Akt politischer Gerechtigkeit sein, wenn man einen Teil des reinen Gewinnes aus unsern Eisenbahnen, der nach vollendeter Abrundung des ganzen Liniensystems sehr beträchtlich werden muß, als Zuschuß für den Lokalwegbau bestimmte.

Denn grundfalsch dünkt uns die gegenwärtig fast überall befolgte Regel, nach welcher man in demselben Grade Landstraße

und Feldweg vernachlässigt, als die Eisenbahnen in einer Gegend sich mehren. Umgekehrt: ein von vielen Eisenbahnen durchschnittenes Land muß weit mehr auf den gemeinen Wegbau verwenden, als es ohne Eisenbahnen gebraucht hätte. Nur dann wird der zentralisierenden Übermacht der Eisenstraßen die Spitze abgebrochen, wenn die andern Wege verbessert und gemehrt werden in gleichem Schritt, wie der Eisenbahnverkehr an Bedeutung gewinnt.

Es gibt deutsche Länder, die so schlechte Landstraßen und Feldwege besitzen, daß sie eigentlich noch gar nicht reif gewesen sind zum Eisenbahnbau. Doch mußten sie notgedrungen Schienenwege bauen. Aber wenn sie jetzt nicht schleunigst *sich reif machen* für den Besitz der Eisenbahnen, indem sie das Versäumte an Staats- und Gemeindestraßen gründlich nachholen, dann werden sie sich mit ihren eigenen Lokomotiven den Verkehr aus dem Lande führen, statt ins Land. Beim Vergleich der Ertragsprozente unsrer Bahnlinien fand ich, daß fast überall, wo man Eisenbahnen baute, ohne vorher rechte Heerstraßen und Gemeindewege gebaut zu haben, die Eisenbahnen auch am schlechtesten rentieren. Denn nicht der Weltverkehr füllt die Personenwagen der Eisenbahn, sondern der Lokalverkehr.

Während man den Eisenbahnanlagen nutzbares Land oft in sehr verschwenderischer Weise zumißt, soll all dieser Verlust für die Bodenkultur an den Feldwegen und Fußpfaden wieder herausgespart werden. Tausende von nützlichen Wegen derart sind in den letzten zehn Jahren umgeackert worden. Zum Ärger des Fußwanderers verschwinden die sogenannten „Streckwege“ immer mehr. Für die Dorfgemeinden, welche ohnedies am liebsten gar keine Wege bauten, ist das von oben gegebene Beispiel der Vernachlässigung der kleinen Verkehrslinien nicht auf steinichten Boden gefallen. Früher galt es als ein Kuriosum, wenn ein Dorfweg laut Plakat bloß für „Auswärtige“ verboten wurde, jetzt wird diese eigennützige Klausel immer häufiger. Man findet sogar mitunter Tafeln, welche einen Weg „*bei nassem Wetter* für Aus-

wärtige" verbieten, nicht etwa aus Besorgnis, daß fremde Wanderer in die Löcher solcher schlechten Straßen fallen und ertrinken möchten, sondern aus reinem Eigennutz von wegen des „Naturbaues". Denn bei Frost und Hitze stellt der Wanderer eine natürliche Stampfmaschine dar, und fördert durch sein Begehen diesen „Naturbau" der Straße, bei nassem Wetter aber wühlt sein Tritt den Boden auf, und könnte also die Gemeinde in Kosten stürzen.

Ich will gewiß die Selbständigkeit der Gemeinden und Bezirke auch im Gemeindewegbau möglichst gewahrt wissen. Von den Gemeinden aber wird diese Selbständigkeit fast nur benutzt, um Wege zu verbieten. Und die Oberbehörden, welche einschreiten sollten, haben über dem großen Verkehrswesen schier allen Sinn für den kleinen Verkehr verloren. Bei einer badischen Landstadt stieß ich vor etlichen Jahren auf einen breiten schönen Weg, den kein Mensch für einen verbotenen angesehen haben würde; an demselben aber stand eine Tafel mit der Aufschrift: „Dieser Weg ist erlaubt." Eine klarere Urkunde des modernen Polizeigeistes als diese Wegtafel ist mir noch nicht vor Augen gekommen. Sie setzt voraus, daß jeder Weg, der nicht ausdrücklich als erlaubt bezeichnet werde, für verboten gelte, während wir in unsrer Einfalt bis dahin umgekehrt der Meinung waren, daß jeder Weg, der nicht ausdrücklich verboten ist, ein erlaubter sei.

Auf dem linken Ufer des Niederrheins gibt es viele „Privatwege" und „Privatbrücken". Wir stehen vor einer breiten Fahrstraße, die uns geradeaus zum Ziele führen würde, aber eine Tafel mit der Aufschrift „Privatweg" weist uns zurück und zwingt uns, den öffentlichen Weg einzuschlagen, der ein gewaltiger Umweg ist. Feld und Wald wird da gleichsam wie ein großer Garten gedacht, durch welchen der Fremde auch auf dem gebahntesten Wege nicht gehen darf. Für den Deutschen liegt der Begriff der Öffentlichkeit in den Worten Weg und Straße ganz selbstverständlich eingeschlossen. Allein Deutschland ist ein unendlich viel-

gestaltiges Wesen. Wenn es im auskultivierten Flachland Wege gibt, die keine Wege sind, so ist auf weite Strecken des Hochgebirges überall Weg, weil es dort über gewisse Höhen hinaus überhaupt noch keine Wege gibt; und bei dem herkömmlichen allgemeinen Wegerecht läßt sich's auch der Bauer im Tale gefallen, daß sich der Wanderer neben dem vorhandenen Wege seinen Privatweg macht. Das niedergetretene Gras steht in der feuchten Alpenluft ja doch über Nacht wieder auf, und Flurschützen kommen in dieser Landschaft noch nicht vor. Was sollen sie auch beschützen?

Während die Eisenbahnen die großen Städte verbinden und in ihnen, was man so sagt, „die Welt aufschließen", schließen die Landstädte und Dörfer ihre Gemarkungen zu. Auf den Hauptstraßen stürmen wir vorwärts in eine neue Zeit, und auf den Nebenstraßen gehen wir zurück in die alte. Das ist die Wahrheit von der Phrase des „allgemeinen" Aufschwunges des Verkehrs. Dort ein Übermaß rastlos drängenden Lebens, hier Totenstille und Verödung.

Diese schroffen Gegensätze zu vermitteln, den Verkehr zu einem in der Tat allgemeinen zu machen, die jetzt ganz abgeschnittenen, verarmenden Gegenden wieder zu demselben heranzuziehen: dies wird jetzt eine ernste Aufgabe sein. Wenn die gegenwärtig verachteten Landstraßen, Feldwege, Fußpfade nicht in einem den Leistungen der Eisenbahnlinien ihrerseits entsprechenden Maßstabe verbessert und vervollständigt werden, dann ist aller wirtschaftliche und politische Gewinn unsrer Eisenbahnen nur hohler Schimmer und gefährlicher Trug. In ihrer sozialen Bedeutung reihen sich diese Mißstände des einseitig vorgeschrittenen Verkehrs unmittelbar an jene des einseitig aufblühenden Fabrikwesens.

Wenn aber der stockende Lokalverkehr das Land noch eine Zeitlang herab-, der blühende Weltverkehr aber die Städte in die Höhe zieht, dann wird unsre ganze Kultur ein schiefes Gesicht bekommen.

Als im vorigen Jahrhundert die Kunststraßen aufkamen, schalten die Frachtfuhrleute vom alten Korn darüber, weil nunmehr die Feinheiten ihres Gewerbes, die echten Lehr- und Meistergeheimnisse überflüssig geworden seien. Auf einer schlechten buckeligen Straße voller Löcher und Pfützen zu fahren, das sei noch eine Kunst gewesen, auf einer ebenen Chaussee dagegen könne jeder Schneider ein Fuhrwerk lenken. Es hat sich aber ergeben, daß das Fahren auf dem glatten Heerweg doch auch wieder seine Feinheiten, seine Lehr- und Meistergeheimnisse hat und nicht minder den Mann von Fach erheischt wie das Fahren auf den alten Knüppeldämmen. Der gewürfelte Fuhrmann spürt aus den feinen Stufen in der Bewegung des Wagens, aus dem Auftreten der Pferde die feinsten verborgenen Unterschiede im Bau der Landstraße heraus, und wo der Laie und Dilettant nur immer die gleiche ebene Fahrbahn sieht, da schaut er dem Wege gleichsam in den Leib und sagt dir, wo der Unterbau aus weichem oder hartem, grob oder fein geschlagenem Gestein wechselt, ohne jemals diesen Unterbau anders wahrgenommen zu haben als durch das Schüttern seines Wagens.

Also soll auch der Sozialpolitiker den Straßen in den Leib sehen. Er wird dann gleich dem gewürfelten Fuhrmanne in dem Unterbaue unsrer Verkehrslinien ganz andre Dinge wahrnehmen als der gewöhnliche Beobachter. Er wird in dem Zusammenhange unsrer neuen Straßennetze mit Land und Leuten, mit der gesamten Naturgeschichte des Volkes eine moderne Tatsache von unberechenbarer Wichtigkeit erkennen. Der gewürfelte Fuhrmann wird auf seinem Wagen ein Hellseher, indem er gleichsam mit allen Nerven seines Leibes unter die staubige Decke der Straße schaut, wohin sein Auge nicht mehr reicht. Ein solcher Hellseher soll auch der Sozialpolitiker sein, und er wird es, wenn er gleich dem Fuhrmann seine ganze Beobachtung unermüdlich auf die nämlichen Tatsachen bei Land und Leuten sammelt und hier auch das scheinbar einfältigste Ding nicht zu gering achtet, daß er fleißig darüber nachdenke.

Wenn wir heute (1883) vom „Verkehr“ reden, dann denken wir zunächst gar nicht an Landstraßen, Feldwege und Fußsteige, sondern an Eisenbahnen und Dampferlinien. Der große Verkehr hat den kleinen verschlungen, aber dieser große Verkehr hat sich selber seit Jahrzehnten wieder wunderbar ins kleine verzweigt.

Früher war die Blüte der Städte vorbedingt durch natürliche Verkehrslinien. Die Gunst der Meeresküste, des schiffbaren Stromes, der wegsamen Ebene, des Alpenpasses bedingte die Handelsstadt, die Gunst der örtlichen Naturschätze von Wasserkraft, Kohlen, Erzen u. s. w. die Industriestadt. Auch heute noch wirken diese Faktoren mit, aber nicht ausschließend, nicht immer herrschend. An einem Knotenpunkt der Eisenbahnen vermißt man den Fluß nur wenig, und selbst die Alpen sind keine Verkehrssperren mehr. So hat sich die Sache umgekehrt: die Städte folgen nicht mehr den Verkehrslinien, sondern die Verkehrslinien folgen den Städten. Bei einer Übersicht des deutschen Eisenbahnnetzes fällt darum die Gliederung nach Flüssen, Bergen und Ebenen wenig mehr in die Augen. Das Erzgebirg und die Bergzone des rheinisch-westfälischen Industrielandes ist weit eisenbahnreicher als das Stromgebiet der Elbe und Weser in der norddeutschen Tiefebene und als das Küstenland der Nord- und Ostsee; in der Schweiz sind die Maschen des Eisenbahnnetzes weit enger als in Hessen, Braunschweig, Hannover. Nur im Rheintal von Basel bis Emmerich entspricht der moderne Dampfverkehr der Verkehrskraft der alten Naturlinie.

Wir haben großstädtische Verkehrsmittelpunkte, denen die Eisenbahnen radienförmig von allen Seiten zustreben, wie Berlin, Wien, Hamburg, München, Dresden; wir haben Zonen des engsten Lokalverkehrs, durch die individuellste wirtschaftliche Blüte bedingt, am Nieder- und Mittelrhein, in Sachsen und der Schweiz; wir haben große Linien des Weltverkehrs, wie Paris-Wien, Paris-Berlin, Berlin-Verona u. s. w.; wir haben strategische

Bahnen, wie die sogenannte „Kanonenbahn" von Berlin nach Koblenz, und endlich eine reiche Fülle großer und kleiner lokaler Linien. Orographie und Hydrographie sind für diese Anlagen nicht maßgebend gewesen, sondern Handel, Industrie und Kriegskunst, dazu auch politische Motive. Denn das moderne Streben der politischen Zentralisation und der Verstaatlichung findet auch im Eisenbahn-Kursbuch seinen beredten Ausdruck. Wer bei Berlin vorbeifahren will, der kommt rechts und links entsetzlich langsam vom Wege, wer hineinfahren will, der ist von allen Seiten rasch gefördert. Die Hauptlinien der Eisenbahnen sind durch die großen Städte bedingt, dafür fördern die Eisenbahnlinien wiederum das rasche Wachstum der großen Städte.

Politische Rücksichten zwingen aber auch zu immer neuen Anlagen kleiner Lokalbahnen. Die großen Linien rentieren meist reich, die kleinen und kleinsten öfters mäßig oder gar nicht. Der Überschuß, welchen der große Verkehr liefert, muß jetzt schon oft genug den Ausfall des örtlichen Kleinverkehrs decken. Das wird sich steigern. Wann einmal jede Stadt, jeder Marktflecken eine Eisenbahn haben wird, dann werden sämtliche Eisenbahnen als Ganzes genommen keine Überschüsse mehr abwerfen, vielleicht nicht mehr die Kosten decken. Die kleinen Bahnen werden die großen auffressen. Aber dann verdrängt vielleicht ein neuer, minder schwerfälliger, minder kostspieliger, minder gefährlicher Bewegungsapparat diese ganze Dampfmaschinerie, und unsern Nachkommen wird ein Eisenbahnzug, im Hofe eines Gewerbemuseums aufgestellt, ebenso unbequem und altmodisch plump erscheinen wie uns eine Postkutsche von Anno 1780.

Viele Leute glauben heutzutage an keinen Heiligen mehr, mit Ausnahme eines einzigen Heiligen, der aber nicht im Kalender steht, an den „heiligen Verkehr": er stellt für sie die Urkraft aller bewegenden Mächte der modernen Gesellschaft dar. Er treibt und hebt unsere Kultur in früher nie geahnter Weise — wer wollte

das bezweifeln? — er macht die Völker größer und die Länder kleiner, er fördert die durchgreifende Umwälzung unseres sozialen Lebens, er wird noch viel erschütterndere Katastrophen in Staat und Gesellschaft hervorrufen, wenn er selbst in neuen ungeahnten Katastrophen zusammenbrechen und sich wieder verjüngen wird.

III

Stadt und Land



Erstes Kapitel.

Örtliche Gruppen der Gemeindebildung in Deutschland. Natürliche und künstliche Städte. Die großen Städte.

Das Bestehen des Gegensatzes von Stadt und Land galt im Anfang unseres Jahrhunderts für eine so ausgemachte und gemeine Wahrheit, daß es ein politischer Kopf gar nicht der Mühe wert hielt, davon zu sprechen.

Jetzt ist die Behauptung, daß es in Deutschland noch Stadt und Land gebe, auf der einen Seite ein politischer Glaubenssatz geworden, auf der andern eine Ketzerei. Ich glaube noch an Stadt und Land, nicht darum, weil mir das in mein politisches System paßt, sondern weil ich doch wohl glauben muß, was sich als eine Tatsache täglich vor meine Sinne drängt.

Es gibt aber allerlei Stadt und Land in Deutschland, und die Stufen dieses natürlichen Gegensatzes sind so reich, so vielverschlungen, daß der einseitige Beobachter wohl glauben kann, Stadt und Land sei gar nicht mehr vorhanden.

Schon die geographische Vielgestalt der deutschen Landstriche wirkt bestimmend auf den Gegensatz von Stadt und Land. Städte und Dörfer gliedern sich hier nach großen Gruppen, die durch unverlöschliche Naturunterschiede, durch das Fundament der Bodenbildung auseinander gehalten sind. Der Wechselbezug von Land und Leuten ist auch hier als ein notwendiger gegeben, der durch historische Tatsachen, durch den politischen Gang der Nation

in seinen äußeren Formen wohl mannigfach verändert, nicht aber in seinen Grundfesten erschüttert werden kann.

Im Hochgebirge, wo die Wildnis Herr ist, wo für Wald und Feld ewige Marken durch die Natur gesetzt sind, herrscht das Land über die Stadt; auch die vereinzelten Städtchen sind meist nur große Dörfer. Wo Felsen und Abgründe Dorf von Dorf, Hof von Hof scheiden, da kann es in alle Ewigkeit nur Bauern geben, keine Bürger. Wo der Nachbar dem Nachbarn den nächsten Besuch vom Herbst aufs Frühjahr zusagt, „wann das Gebirg wieder offen ist", da wehrt die Natur die Städtebildung. Das Dorf selbst erscheint hier oft noch in seiner Urform als eine Gruppe vereinzelter Höfe. Ja der einzelne Hof, die „Einöde", wie man's im Süden nennt, muß nicht selten eine ganze Gemeinde darstellen. Diese „Vereinödung" der Wohnsitze aber prägt den Leuten einen ganz bestimmten sozialen Charakter auf. Der Einödenbauer ist der Urbauer: der Welt verschlossen, in seinen Sitten erstarrt, in Bildung und Bedürfnissen zurückgeblieben, von Herz und Faust ein ganzer Mann, politisch aber ein unmündiges Kind. Die Einöde hat auch so gut ihr besonderes moralisches Gesicht, ihre erbgesessenen Laster eigenster Art wie die große Stadt.

Es ist diese Zone der reinen Bauernlandschaften aber keineswegs klein in Deutschland. Sie erstreckt sich über einen großen Teil von Tirol, Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnten, das bayerische Hochland, über die höheren, minder kulturfähigen Gegenden fast aller deutschen Mittelgebirge, über die Marschländer an den Nord- und Ostseeküsten. In allen diesen Strichen erscheint das Volk in seinem reinsten, aber auch rohesten Naturwuchs; sie stechen gegen das übrige Deutschland ab wie Waldland gegen Feldland, wie unwegsames gegen verkehrsreiches; sie sind arm an historischen Denkmalen, das Volk selbst mit seinen Höfen, Dörfern und Gemeinden ist dort das einzige Denkmal dieser Art. Die Kunstgeschichte zog zu allen Zeiten, wie die Geschichte des Handels und der Industrie, den Flüssen und Ebenen nach, sie steigt nicht gern in das Innere der Gebirge. Das kunstreichste

Gewerbe selber wird in jenen Gebirgsgegenden zu einer Bauernarbeit, wie auf dem Schwarzwald, im Erzgebirge, in den bayerischen Alpen, in Tirol. Denn die dortigen Uhrenmacher, Spitzenklöppler, Geigenmacher und Holzschnitzer sind im ganzen sozial vollgültige Bauern, und wenn ihre Hand auch niemals einen Pflug berührte.

Steigen wir tiefer hinab in das Hügel- und Hochflächenland des Südens und in die großen offenen norddeutschen Ebenen, so finden wir hier große, echte Dörfer neben ansehnlichen, zum Teil großen Städten von gleich bestimmtem städtischem Gepräge und zugleich die reichsten geschlossenen Rittergüter, den bedeutsamsten, am besten erhaltenen Überrest der Sitze des alten Landadels. Hier liegt Stadt und Land aufs bestimmteste gesondert nebeneinander. Diese Ländermassen bilden das Hauptgebiet der größeren deutschen Staaten, namentlich Österreichs, Preußens und Bayerns. Hier liegt eine große Zahl der wichtigsten alten Reichs- und Hansastädte, in denen das eigentümlichste Bürgerleben samt zahlreichen Trümmern, wenn auch nicht mehr uralten Sonderrechtes, so doch daraus erblühten Herkommens heute noch fortbesteht. Hier sind aber zugleich auch die großen Kornkammern Deutschlands, und in den großen und reichen Dörfern dieser weiten Fruchtländer hat sich die spätere Dorfgemeindeverfassung und Sitte und Lebensart des echten deutschen Dorfbauern am gründlichsten durchgebildet. Der gesellschaftlich originellste unter diesen Landstrichen, Westfalen, zeigt uns, wie die verschiedensten Formen der Siedelung in Bauernhöfen, Herrengütern, Dörfern und Städten nebeneinander bestehen und doch der Gegensatz von Stadt und Land aufs strengste gewahrt bleiben kann. Im Norden der Lippe sitzen hier noch die Hofbauern, im Süden die Dorfbauern; neben den Gemeinden der ehemals freien, echt aristokratischen Hofbauern gibt es Gemeinden, die ihr Verhältnis zu dem adligen Gutsherrn noch immer aus alter Gewohnheit und Anhänglichkeit aufrecht erhalten, wenn sie auch das Gesetz nicht mehr dazu zwingt; neben ehemaligen Reichsstädten liegen ehemals reichsfürstliche und moderne

Fabrikstädte; bei allen hat sich der individuelle Charakter lebendig erhalten, aber der große Gegensatz zwischen Stadt und Land ist darum nirgends verwischt.

Wesentlich anders ist es in Mitteldeutschland und dem Südwesten, dem Paradies der deutschen Kleinstaaterei. Hier zeigt sich in der Tat eine mit Riesenschritten fortschreitende Ausgleichung der Unterschiede zwischen Stadt- und Landgemeinden. Nur die höheren Gebirgsstriche, deren ich schon oben gedacht, sind auch hier auszunehmen. Die sozialen Gleichmacher nehmen dann gern diesen kleinen Teil für das Ganze und schreiben ganz Deutschland zu, was doch nur von diesem Kleindeutschland im engsten Sinne gilt.

In den großen Ländermassen Süd- und Norddeutschlands hat der Dreißigjährige Krieg die Städte nachhaltiger heruntergebracht als die Dörfer. Der mecklenburgische, pommersche, altbayerische Bauer ist heute noch eine gewichtigere soziale Macht als die Bürger dieser Landstriche, deren Kleinstädte oft soziale Ruinen geblieben sind. In dem zerstückelten Mitteldeutschland dagegen, wo obendrein der Bauernkrieg dem Dreißigjährigen vorgearbeitet hatte, wo beim Kampf der vielen kleinen Reichsstände um die Souveränetät die Kleinstädterei die beste Hege und Pflege fand, blühten die Städte zuerst wieder auf. Krüppelhaft genug war zwar diese Blüte in der armseligen Perücken- und Zopfzeit: allein die zahlreichen Fürsten- und Bischofsstädte bildeten doch immerhin den bestimmenden Mittelpunkt von hundert winzigen Gebieten. So beherrschten hier die kleinen Städte das 18. Jahrhundert; die großen werden das 19. beherrschen. Dieser Satz wird am einleuchtendsten bei einem Blick auf die Geschichte Mitteldeutschlands.

Eine der traurigsten Folgen des Dreißigjährigen Krieges besteht überhaupt meines Dafürhaltens darin, daß in so vielen deutschen Gauen das richtige Verhältnis zwischen Stadt und Land verschoben, ein einseitiges Vorwiegen zuerst der kleinstädtischen, dann der großstädtischen Interessen über die Interessen des Landvolkes möglich gemacht, und so eine in sich hohle, aller Naturkraft bare Blüte des städtischen Lebens geschaffen

worden ist neben einer im Kern zwar gesunden, aber in ihrem materiellen Bestand zurückgeschobenen, sozial und politisch vereinsamten Landbevölkerung.

Nach dem Westfälischen Frieden traten in Mitteldeutschland all die traurigen Anzeichen ein, welche die vollendete Parzellierung der meisten Bauerngüter und damit die Zerstörung der bäuerlichen Macht verkündigen. Es verschwindet zuerst die starke Pferdezucht, die große geschlossene Güter voraussetzt. Dann nehmen die Zugochsen ab, dann die Kühe, und zuletzt bleiben nur noch die Ziegen übrig als das eigentliche Haustier des vierten Standes, welches man, ohne eigenen Besitz, auf den Ödungen, an den Grasrändern der Wege und, wenn die Armseligkeit vollendet ist, in den grasbewachsenen Gassen der Dörfer und Städtchen vagabundierend weiden lassen kann.

Noch bedenklicher aber erscheint es, daß hier seit dem Dreißigjährigen Kriege die Zahl der Familien in den Dörfern häufig gewachsen, die Häuserzahl aber vermindert ist. Vor jener Zeit wohnte fast jede Familie im eigenen Haus, jetzt wohnt bereits eine bedeutende Zahl zur Miete. Zur Miete wohnen ist aber durchaus nicht bäuerlich; in einem rechtschaffenen Dorfe muß jede Familie ihr eigenes Haus allein bewohnen und wäre es auch nur eine Hütte. So wie Mietsleute in die Häuser ziehen, zieht auch die Stadt aufs Land.

Wenn man zum Beispiel am Mittelrhein eine ganze Reihe von Ortschaften findet, bei denen sich's gar nicht mehr genau unterscheiden läßt, ob sie eigentlich Städte oder Dörfer sind, so sind das Zwittergestalten, die der Teufel gesegnet hat, Denkmale politischer Ohnmacht und sozialer Erschlaffung, Urkunden für die Ausgelebtheit des Landes und die Widernatürlichkeit seiner Zustände. Solche Dorfstädte sind dann in der Regel nicht der Sitz von Bürgern und Bauern nebeneinander, sondern vielmehr von bürgerlichen und bäuerlichen Proletariern. „Wenn alle Bauern der Stadt in den Acker gegangen sind, dann ist kein Bürger mehr zu Hause.“

Mit den ruinierten Dörfern stehen in den süd- und mitteldeutschen Kleinstaaten zusammen die künstlichen Städte. Nirgends gibt es so viele „künstliche Städte“, die man, der Natur und Geschichte trotzend, dem Lande zu Stapelplätzen des geistigen und materiellen Verkehrs aufgezwungen hat, als in Deutschland, nirgends so viele Städte, welche eine Bedeutung ertrotzen und erheucheln, zu der sie nicht berechtigt sind, welche durch die Launen einzelner oder auch auf Grund verkehrter Staatskunst zu reinen Treibhausblüten entwickelt wurden und werden. Diese künstlichen Städte haben überall die natürlichen Bahnen des Handels und der Industrie verrückt, sie haben den wirtschaftlichen Schwerpunkt mit dem politischen in Widerstreit gebracht und dadurch nicht wenig die Grundfesten des materiellen Flores der Nation erschüttern helfen. Wohin sich unser Blick auf der Karte Deutschlands wendet, da sehen wir uralte Knotenpunkte des Handels und Gewerbes in die Ecke geschoben, während man daneben Städte zu Landesmittelpunkten gemacht und mit dem Aufgebot aller künstlichen Hilfsquellen in die Höhe getrieben hat, welche ihrer ganzen Lage gemäß höchstens ein Recht hätten, als Dörfer oder Landstädte zu figurieren. Das Kapitel von den künstlichen Städten ist wichtiger, als man glauben mag, denn es rührt an den wundesten Fleck unsrer verschrobenen Staatenbildung, es hängt ganz eng zusammen mit dem großen Kapitel von unsrer materiellen Ohnmacht und Zersplitterung und weiß beiläufig von einer furchtbaren Summe tiefbegründeten Grollens und Schmollens zu erzählen.

In den Jahren 1848 und 49 war Rheinhessen vorzugsweise demokratisch gestimmt. Diese Provinz aber würde wohl ganz andern Geist behauptet haben, wenn man Mainz nicht bei der Anlage der Taunus- und Main-Neckar-Eisenbahn zu Gunsten des künstlichen Landesmittelpunktes, nämlich Darmstadts, in die Ecke geschoben hätte. Ähnliche Tatsachen wird man bei fast allen natürlichen Stapelplätzen des Handels und Verkehrs behaupten können, und es knüpft sich daran eine Kette beachtenswerter Erfahrungen,

die wir in den letzten Jahren zu machen Gelegenheit hatten Es ist ein tiefgehender Haß, eine fort und fort in aufreizendem Kleinkriege begriffene Eifersucht der natürlichen historischen Städte gegen die künstlichen, dem ganzen Zuge der Geschichte ins Gesicht schlagenden, in unsrer revolutionären Bewegung (1848) durchgebrochen. In manchen kleineren Ländern lief der Freiheitsdrang weit mehr hinaus auf eine Erlösung des Landes von der Last seiner künstlichen Hauptstadt, als von allen den Lasten zusammengenommen, die man von dieser Hauptstadt aus seit Menschenaltern dem Lande aufgebürdet hatte. Hiemit hängt die auffallende Wahrnehmung zusammen, daß an so vielen alten Sitzen der Industrie und des Handels nicht etwa bloß unter dem Proletariat, sondern gerade unter den begüterten Geschäftsleuten der Radikalismus herrschte, daß namentlich in vielen ehemaligen Reichsstädten, die vor allem die Wiege des echtkonservativen deutschen Bürgerstandes gewesen, jetzt die auflösenden modernen Gesellschaftslehren am leichtesten Eingang fanden. Der alte Groll über die Stiefmutterliebe, welche der moderne Staat dem materiellen Flor dieser Städte erwiesen, hatte in der politischen Bewegung einen neuen Zündstoff gefunden und so jene wunderliche Verkehrtheit der Parteibildung erzeugt, derzufolge der besitzende, gediegenste Bürger mit den heimat- und besitzlosen Aposteln des Umsturzes Hand in Hand ging.

Wenn ich von künstlichen Städten und künstlichen Landesmittelpunkten rede, dann denke ich etwa an Karlsruhe im Gegensatz zu Mannheim, Konstanz u. s. w., an Stuttgart im Gegensatz zu Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn u. s. w., an Darmstadt im Gegensatz zu Mainz und Frankfurt, an Wiesbaden im Gegensatz zu Limburg, an die Hauptstädte der deutschen Nordweststaaten im Gegensatz zu Hamburg, Lübeck und Bremen — und so fort durch fast aller Herren Länder. Es beruht aber die in Rede stehende Naturwidrigkeit und Verschrobenheit bei den künstlichen Städten nicht etwa darin, daß sie überhaupt als Städte existieren — denn viele derselben sind uralt — auch nicht darin, daß sie zufällig Resi-

denzen sind, was sich meinetwegen auch auf lange Jahrhunderte zurückdatieren mag, sondern einzig und allein darin, daß man diese Städte künstlich zu Verkehrsmittelpunkten, zu Industriesitzen, zu *großen* Städten hat hinaufschrauben wollen. Wir finden bei den künstlichen Städten ganz dasselbe Verhältnis wie bei den Kleinstaaten, die wohl das Recht hätten zu leben, wenn sie nur nicht als Großstaaten leben wollten. Und in der Tat sind die künstlichen Städte die rechten Stützpunkte und Strebepfeiler der Kleinstaaterei, denn beide haben gleiche Ursache, sich vor jeder naturgemäßen Reform unsrer nationalen Zustände zu fürchten.

Vor anderthalbhundert Jahren wollte jeder Fürst sich ein Versailles bauen; das war ganz löblich, sofern er Geld dazu besaß. Seit der napoleonischen Zeit ging man noch weiter: aus jeder kleinen Residenzstadt sollte ein Klein-Paris werden, und das war verkehrt. Man bot Millionen auf, um Städte in die Höhe zu bringen, die, wie alle die ebengenannten, von Anbeginn zwischen zwei Stühlen saßen. Hätte man auch nur so viele Hunderttausende an die rechten Orte fließen lassen, so würde man die materielle Macht des Landes verzehnfacht haben, wo man sie jetzt zersplitterte und abschwächte. Indem man den natürlichen Strom des Verkehrs zur Hälfte abgrub und in die neuen Kanäle leitete, ließ man den alten Städten zum Leben zu wenig und gab den neuen, künstlichen doch nur zum Sterben zu viel. Die Regierungen lockten in manchen Staaten besitzlose Massen durch allerlei Vergunst in die künstlichen Hauptstädte, um die kleinliche Eitelkeit einer möglichst hohen Einwohnerziffer zu befriedigen. Daß dadurch nebenbei die Vollkraft der Bürgerschaft gebrochen und die Blüte der Arbeit geknickt wurde, schien man zu übersehen. In den letzten Jahren aber ließ sich's nicht mehr übersehen, daß gerade dieses von Regierungs wegen künstlich erzeugte Proletariat der künstlichen Städte das gesunkenste und zügelloseste von allen sei. Es fehlte ihm nur die Macht. Diese Macht wird es gewinnen, wenn einmal über kurz oder lang Gras auf den Märkten und Straßen

unsrer künstlichen Städte wächst, und dann wird es auch die gefährlichste Art des Proletariats sein.

Als Peter der Große Petersburg gründete — eine Stadt, die beiläufig nicht zwischen zwei Stühlen sitzt, sondern von vornherein in ihrer Lage als ein natürlicher und notwendiger Pfeiler zu Peters welthistorischen Planen aufgefaßt war — mußte der Selbstherrscher trotzdem alle Zwangsmittel des Despoten zu Hilfe nehmen, um seine Schöpfung zur rechten Lebenskraft zu fördern. Nur in einem absoluten Staate ist es überhaupt denkbar, daß sich das Scheinleben künstlicher Städte festige. In Verfassungsstaaten dagegen wird ihr Bestand in eben dem Grade schattenhafter, als Handel, Industrie und Gemeindewesen größere Selbständigkeit und Freiheit gewinnen. Wir hinterlassen unsern Enkeln in den künstlichen Städten nichts weiter als sogenanntes fressendes Kapital — einen Reichtum, der den Besitzer zuletzt bankerott macht.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts war es einmal Modesache bei manchen deutschen Fürsten geworden, künstliche Städte zu gründen. Dies war eine unschuldige Spielerei, welche man nicht verwechseln darf mit der späteren gefährlichen Passion, solche künstliche Städte zu Mittelpunkten jeglichen Verkehrs zu stempeln. Wenn man den fürstlichen Städtebauern jener Tage ein Kompliment machen wollte, dann hat man sie wohl mit Heinrich dem Finkler verglichen. Allein die Geschichte lehrt gerade von diesem deutschen König, daß er Städte hervorgerufen habe, ohne selber eigentlich an deren Gründung zu denken. Das Gelüsten einzelner Machthaber, zu ihrem Privatvergnügen auch einmal eine Stadt zu gründen, gehört durch und durch der Zopfzeit an, wo man mit der Schere in der Hand die Natur korrigierte, weil sie das Laubwerk der Bäume krumm und nicht geradlinig hatte wachsen lassen. Die Spielerei mit dem Städtebauen hatte meist ihren guten Humor. So geriet der Fürst Georg Samuel von Nassau-Idstein im Jahr 1694 auf den Einfall, wenigstens ein Dorf zu gründen, das seinen Namen fortpflanze, da er vermutlich einsah, daß ihm zur Gründung einer Stadt die Mittel fehlten. Er legte dem-

gemäß „Georgenborn" auf einer waldigen, steinigen und rauhen Bergkuppe an, die der liebe Gott gewiß nicht zu dem Zwecke geschaffen, daß sie jemals ein Dorf tragen solle. Die Anlage entsprach denn auch den Erwartungen so wenig, daß sein Nachfolger im Jahr 1723 beschloß, das Dorf wieder eingehen zu lassen; allein als dieser Beschluß gefaßt war, fing dasselbe nun gerade wie zum Trotz an recht fröhlich in die Höhe zu kommen, und steht bis zu dieser Stunde als der tatsächlichste Beweis, daß man durch Dekrete Dörfer nicht nur nicht in Blüte bringen, sondern nicht einmal eingehen lassen kann.

Mit dem Auflösungsprozeß des alten Deutschen Reiches begann man in steigender Starrköpfigkeit den Grundsatz überall auf den Kopf zu stellen, daß an den Punkten, wo Industrie und Handel, wo der materielle und geistige Verkehr graviert, auch das politische Leben seinen Schwerpunkt finden sollte. Das auf diesem Wege endlich erzielte Institut der deutschen Residenzstädtelei ist darum ein ganz modernes, welches jedenfalls die Originalität voraus hat, da man es in andern Ländern vergebens suchen wird. Als ein seltsames Spiel der Geschichte haben sich die Fehden der großen selbständigen Stände des Mittelalters gegen die Fürsten und ihre Städte und Burgen zu einem Guerillakriege rastloser Eifersucht und Widerborstigkeit gegen die künstlichen Mittelpunkte der Höfe und des Beamtentums fortgesetzt. Denn dies gerade ist ein weiterer bedenklicher Punkt: daß die künstlichen Städte nebenbei als die rechten Burgen der Bureaukratie erschienen sind, und die kastenhafte Absperrung des Beamtenstandes und der Höfe recht augenfällig mauerfest gemacht haben.

Lange Zeit fiel es den Leuten nicht auf, welches klassische Meisterstück staatswirtschaftlicher Unnatur durch die steigende Pflege der künstlichen Städte in unserm Vaterlande dargestellt sei. Die Geschäftsleute auf den großen Handels- und Industrieplätzen sahen in dem zunehmenden Rückgange ihrer Städte mehr die Einwirkung persönlicher Mißgunst, als daß sie die Sachlage im Zusammenhang mit unserm ganzen naturwidrigen Staatensystem erfaßt hätten.

Erst als in den letzten Jahrzehnten umfassendere ökonomisch-politische Gesichtspunkte allen Bildungskreisen eröffnet wurden, erst als man zurückblicken lernte auf die Naturkraft in dem großartigen Städtewesen des Mittelalters, gingen vielen die Augen auf, und nun endlich, wo in den verwichenen Jahren (1848—53) ein nationaler Aufschwung wenigstens auf karge Augenblicke durchbrach, fand auch das Bewußtsein überall Eingang, daß es sich hier um verschrobene Entwicklungen einer ganzen Kulturepoche handle. Wenn einige vormärzliche Minister noch kurz vor Torschluß in dem Aufschwung des nationalökonomischen Studiums etwas Demagogisches erblickten, dann wurden sie dabei von einem ganz richtigen Instinkte geleitet, von dem Instinkte nämlich, daß das Studium der politischen Ökonomie vom nationalen Standpunkte — den eingerosteten bureaukratischen Verkehrtheiten zu allererst den Hals brechen würde. Und doch wäre wiederum hier allein auch nur Heilung und Versöhnung zu finden gewesen. Es sei nur ein Beispiel erwähnt. Die fürstlichen Zivillisten würden dem Volk nicht so übermäßig, nicht so gehässig erschienen sein, man würde in den bewegten Tagen nicht halb so leicht durch die Predigt von dem übermäßigen Privatvermögen der Fürsten, von der Verschwendung der Höfe haben wühlen können, wenn die fürstlichen Kassen auch nur die Hälfte des Geldes zu Schmuck und Pflege der *natürlichen* Verkehrsmittelpunkte unter die Leute gebracht hätten, welche behufs der Treibhausblüte künstlicher Städte ohne eine Rente für den allgemeineren Landeswohlstand verausgabt worden ist. Bei den geschäftlichen Krisen und Nöten der letzten Jahre zeigte sich's, wie schwankend die künstlichen Existenzen sind, welche sich jetzt zu Tausenden an die künstlichen Städte knüpfen. Dadurch ist der Zukunft eine trostlose Doppelwahl gestellt. Mit dem unvermeidlichen Verfall der künstlichen Städte werden auch die meisten dieser Existenzen fallen; versuchte man aber sie künstlich zu halten, so könnte das nur auf Kosten der naturgemäßen Entwicklung des gesamten Städtewesens geschehen, beiläufig auch auf Kosten der politischen Moral.

Wie im 18. Jahrhundert die Laune der Fürsten, oft aber auch ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen gegen die natürlichen Städte, gegen die alten festen Burgen des selbständigen Bürgertumes die künstlichen Städte schuf, so sind im 19. Jahrhundert zahlreiche künstliche Städte durch die Laune und Mode unsers bedürfnisreichen überfeinerten Lebens geschaffen und mit ihrer Existenz in die Luft gestellt worden. Hieher gehören namentlich die wie Pilze auftreibenden Badestädte, viele kleine Fabrikstädte und jene seltsamen Touristenstädte in unseren schönen Gebirgs- und Flußtälern, wo sich rasch eine neue „Stadt" um ein paar große Gasthöfe anlagert, wie früher um eine Burg, ein Schloß oder ein Kloster. Unsre Badeindustrie ist so breit über ihre natürliche Grundfläche hinausgewuchert, daß sie so lüderlich und unsicher wie nur möglich werden mußte. Die Bewohner der glänzenden Badestädte sind häufig im Sommer Bürger, im Frühling und Herbste Bauern und im Winter Proletarier. Da hört dann freilich der Unterschied zwischen Stadt und Land auf. Stattliche Neubauten drängen sich in solchen Städten binnen wenigen Jahren zu großen neuen Straßen und Vierteln zusammen — allein sie sind mit dem Gelde auswärtiger Kapitalisten erbaut, und der Bürger, welcher darinnen haust, bleibt jenen fremden Geldmännern sein Lebtag leibeigen. Bei französischen Spielpächtern müssen solche Städte betteln gehen, um ihre dringendsten Gemeindebedürfnisse befriedigen und ihre auf die äußerste Spitze gestellte Existenz behaupten zu können. Hier wird man freilich den stolzen freien deutschen Bürger vergeblich suchen, und manches kleinstädtische, aber doch wenigstens von Natur lebensfähige Krähwinkel steht wie ein Augsburg oder Venedig der alten Zeit neben solchen im Kerne hohlen Prunk- und Schaustädten.

Es ist der größte Segen der europäischen sozialen Bewegung, in deren Auswallungen wir jetzt (1853) so steuerlos umhertreiben, daß sie alle Unnatur unsrer Gesittung vorerst wenigstens zur nacktesten Blöße enthüllt. Nur auf die Diagnose kann die Heilung folgen. In diesem Betracht möge man es nicht als etwas Kleines ansehen, daß sich in den künstlichen Städten eine so wurmstichige,

weil auf den baren Eigennutz basierte Loyalität breit gemacht hat, in den natürlichen Mittelpunkten des Verkehrs ein so rostiger Radikalismus, daß eine so durchgreifende Eifersüchtelei plötzlich lebendig geworden ist gegen die neuen Hauptstädte, und wenn der Neid dabei auch nur dem Besitz eines Zuchthauses oder eines Konsistoriums, eines Irrenhauses oder einer Eisenbahn gegolten hätte. Beim nächsten Anlaß wird sich der Kampf gegen die künstlichen Städte organisieren. Am schwersten straft sich allezeit die Unnatur in sozialen und volkswirtschaftlichen Dingen, denn sie tastet hier an das Empfindlichste, an die Sitte und den Geldbeutel. Man muß nüchtern genug sein, um einzugestehen, daß alle Revolutionen zu drei Vierteilen durch den leeren Geldbeutel eingebrockt wurden, „nicht aus Durst nach Rache", — wie der Plebejer in Shakespeares Koriolan sagt — „sondern aus Hunger nach Brot".[1])

---

[1]) Anmerkung zur 8. Auflage. Man kann ohne Zweifel zwischen Städten unterscheiden, die aus innerer Notwendigkeit stetig anwachsen, und zwischen solchen, die durch Fürstenlaune gemacht oder wenigstens zu einer unnatürlichen und unberechtigten Höhe willkürlich hinaufgeschraubt worden sind. Die letzteren, die künstlichen Städte, sind ein kulturgeschichtlich äußerst lehrreiches Produkt des absoluten Fürstentums seit dem Beginn der Renaissance bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Wenn der absolute Fürst sagte, ich bin der Staat, so konnte er auch sagen, meine Residenz ist die Stadt, und wenn sie zunächst nur — wie Karlsruhe — ein Schloß im Walde gewesen wäre. Und insofern die letzten Reste bürgerlicher Freiheit und bürgerlichen Trotzes in den alten Städten einen solchen Fürsten ärgerten, konnte er auch letzteren die besten Lebensquellen abschneiden und in seine selbstgeschaffene Residenzstadt hinüberleiten. Dadurch ist in vergangenen Jahrhunderten viel Unheil geschehen, und wie man in alten Zeiten gesagt hatte, daß die Stadtluft frei mache, so machte nun die Luft der Residenzstadt den Bürger untertänig, klein und träge. Und die Nachwirkung dieser Zustände griff stärker und schwächer bis zur Gegenwart herüber. Das habe ich oben in scharfen Zügen und ungebrochenen Farben dargestellt.

Es trat aber auch hier eine Verjährung ein, für welche das Menschenalter, das seit dem ersten Erscheinen dieses Buches verfloß, ganz besonders entscheidend geworden ist. Gar manche künstlich hinaufgeschraubte, ehemals kleinfürstliche Residenzstadt sank wieder zum unscheinbaren Land-

Aber nicht bloß in der Bildung neuer Städte, auch in dem riesigen Anwachsen vieler alten zeigen sich in unsrer Zeit bedenkliche Symptome der Widernatur. Europa wird krank an der Größe seiner Großstädte. Die gesunde Eigenart Altenglands wird in London begraben, Paris ist das ewig eiternde Geschwür Frankreichs. Man fürchtet, Rußland werde schon wegen der bloßen Riesengestalt seiner Ländermassen die aus dem Individuellen hervorgewachsene abendländische Zivilisation verschlingen; warum bejubelt man denn die Riesengestalt unsrer sogenannten Weltstädte, die doch als Städtebildungen ganz dieselbe Gefahr drohen, wie Rußland als Ländergebilde? Die Urheimat der einförmig zentralisierten unermeßlichen Großstädte ist China, überhaupt der Orient, das Land der politischen und sozialen Erstarrung. Im 18. Jahrhundert sollte jede deutsche Residenzstadt ein Versailles sein, jetzt soll jede Paris

---

städtchen herab, welches uns nur noch durch ein verwaistes Schloß und heruntergekommene Adelssitze an seinen früheren Glanz erinnert. Andre künstliche Städte sind aber auch weit über ihren Ursprung hinausgewachsen und behaupten jetzt eine steigende innere Notwendigkeit. Entscheidend wirkte hier der moderne Staat und der moderne Verkehr, welche mancher Residenzstadt, die früher nur vom Hofe lebte, jetzt ganz neue Grundlagen des Wohlstandes und selbständig bürgerlicher Tüchtigkeit bereitet haben. Die künstliche Stadt, die früher nur von der starken Hand des Fürsten gehalten wurde, steht dann jetzt auf starken eigenen Füßen. Als Beispiel nenne ich Karlsruhe. Wenn diese Stadt auch heute aufhören sollte, die badische Residenzstadt zu sein, so würde sie zwar zunächst große Einbuße erleiden, aber doch keineswegs in ihr früheres Nichts zurücksinken. Die Karlsruher brauchten sich auch nicht zu fürchten, daß das älter berechtigte Durlach, welches vordem durch ihre werdende Stadt beiseite gedrängt wurde, nun seinerseits wieder Karlsruhe in die Ecke schieben werde. Karlsruhe ist ein neuer Verkehrsmittelpunkt geworden, eine industrielle Stadt, ein Sammelplatz eigenartigen gewerblichen, geistigen und geselligen Lebens. Es würde die Kraft besitzen, sich neue Hilfsquellen statt der verlorenen zu erschließen, es würde sich behaupten, wie Wiesbaden, Kassel und Hannover sich behauptet haben, obgleich sie keine Residenz- und Landeshauptstädte mehr sind. Vor hundert Jahren dagegen hätte Karlsruhe gewiß noch nicht die Kraft besessen, einen neuen natürlichen Schwerpunkt nach Verlust des künstlichen in sich selber zu finden.

und London werden. Auch die kleinste Stadt will nunmehr eine Großstadt wenigstens vorstellen, wie jeder Bürger einen vornehmen Herrn. Diese großen und kleinen Großstädte, in denen jede Eigenart des deutschen Städtewesens abstirbt, sind die Wasserköpfe der modernen Zivilisation. Wasserköpfe bekunden bekanntlich nicht selten ein frühreifes und äußerst erregtes Seelenleben. Man wird aber doch daraus nicht folgern wollen, daß die dicksten Köpfe allemal die gescheitesten und lebensfähigsten seien.

Das fabelhaft rasche Anwachsen unsrer größeren Städte geschieht nicht durch einen Überschuß an Geburten, sondern durch einen Überschuß der Einwanderung. Das Land und die kleine Stadt wandert aus nach der Großstadt. Die überwiegende Masse dieser Einwanderer besteht aber aus einzelnen Leuten, die noch keinen festen Beruf haben, kein eigenes Hauswesen, die in der großen Stadt erst ihr Glück machen wollen. Es ist ihnen daheim zu langsam vorwärts gegangen, in der großen Stadt aber hoffen sie ernten zu können, ohne gesät zu haben. Sicher finden nur wenige dieses geträumte Glück, die Mehrzahl dagegen strömt nach einiger Zeit wieder ab; dafür treten aber wieder ebensoviele und noch mehr Nachströmende ein, die ebenso rasch wieder verschwinden. Nicht durch die seßhafte, sondern durch die flutende und schwebende Bevölkerung werden unsre Großstädte so ungeheuerlich. Schon diese einzige Tatsache sollte den Sozialpolitiker stutzig machen. Luxusarbeiter, Spekulanten, Lehrlinge, Gehilfen, Dienstleute, Taglöhner u. s. w. sind es, die den Bevölkerungsziffern jener Städte so viele Nullen ansetzen. Das Proletariat ist es, das von den kleinen Städten in die großen flutet, um von dort aus Stadt und Land zu beherrschen. Nicht die notwendigen, den unabweislichen Lebensbedürfnissen dienenden Gewerbe vermehren sich auffallend rasch in den Großstädten, sondern die kurzlebigen Luxusgewerbe, denen das Proletariat im Schoße sitzt. In Berlin zum Beispiel haben sich seit 1784 die Zimmerleute, Maurer, Gerber u.s.w. gar nicht vermehrt, sondern vermindert; dagegen sind die Buchbinder, Lackierer, Fabrikanten von musikalischen Instrumenten u. s. w.

wunderbar zahlreich geworden. Am stärksten aber nehmen zu Taglöhner und Gesinde.

Die ländliche Bevölkerung lebt größtenteils familienweise zusammen, die städtische dagegen zu einem starken Teile vereinzelt. Diese Vereinzelung nimmt zu, je mehr die größeren Städte Großstädte werden. Schon hiedurch ist eine sehr bedeutende Kluft zwischen Stadt und Land gesetzt, die sich leider durchaus nicht verringert, sondern vielmehr zusehends erweitert. Das Wachsen der städtischen Bevölkerungsziffer gegenüber der ländlichen verliert durch diesen Umstand gar sehr an sozialem Gewicht. Unterläßt der Staatsmann aber die Erwägung des sozialen Moments, dann wird die Zunahme der großstädtischen Volksmasse von einem wahrhaft vernichtenden Gewicht für unsere ganze Zivilisation. Das allgemeine Stimmrecht würde die bereits angebahnte Übermacht der großen Städte über das Land vollenden, während ein auf Seßhaftigkeit, eigenen Hausstand und Besitz gegründetes Stimmrecht das moderne Überwiegen der Stadt über das Land so ziemlich wieder ausgleichen würde. Die Herrschaft der Großstädte wird zuletzt gleichbedeutend werden mit der Herrschaft des Proletariats. Schon im Jahre 1840 war der fünfundvierzigste Preuße ein Berliner, der fünfunddreißigste Franzose ein Pariser und von je fünfzehn Engländern wohnte je einer in London. In diesen Ziffern der Einwanderer vom Lande zur Großstadt liegt eine weit größere Summe von Gefahren für die individuelle Entwicklung unsers gesamten Volkslebens versteckt, als in den Ziffern der Auswanderer nach fernen Weltteilen, die freilich dem Volkswirt unheimlicher ins Ohr tönen mögen.

Am auffallendsten gestaltet sich das Verhältnis von Stadt und Land in Belgien. Dieses kleine Königreich wird mehr und mehr ein rein städtisches Land. Schon bei der mit Ende 1850 abschließenden Volkszählung war beiläufig jeder dritte Belgier ein Stadtkind! Die Städte beherrschen hier das Land, die städtische Industrie den bäuerlichen Beruf wie in keinem andern Strich des europäischen Festlandes von gleicher Größe. Das Anwachsen der Städte geht hier mit Sturmeseile. Die Einwohnerzahl von Brüssel hat sich

binnen fünfundvierzig Jahren nahezu verdoppelt, von Gent mehr als verdoppelt, von Antwerpen wenigstens um mehr als ein Drittel gemehrt. Und zwar ist dieses Überwiegen des städtischen Lebens in Belgien nicht willkürlich und gemacht, es ist historisch und in der Natur und Lage des Landes tief begründet. Die Verfassung des modernen Königreichs, welche „Bürgertum" und „Gesellschaft" als wesentlich gleiche Begriffe voraussetzt, entspricht daher dem Zustande des Landes als eines überwiegend städtischen, industriellen und wird — für Belgien — mit Recht als die trefflichste gepriesen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß eine Verfassung, welche für Belgien die beste ist, eben darum auch die beste sein müsse für Deutschland. Denn in Deutschland bestehen ganz andre Verhältnisse von Stadt und Land. Die abstrakte Politik der Schule kümmert sich freilich nicht um solche Unterschiede bei Land und Leuten. Das Wesen und der Vorzug einer sozialen Politik aber ist es, daß sie die *Lehre aus dem Leben entwickelt und nicht umgekehrt das Leben aus der Lehre.*

Bei den ins ungeheuerliche und formlose ausgereckten Großstädten hört der besondere Charakter der Stadt als eines originellen, gleichsam persönlichen Einzelwesens von selber auf. Jede Großstadt will eine Weltstadt werden, das heißt uniform allen andern Großstädten, selbst das unterscheidende Gepräge der Nationalität abstreifend. In den Großstädten wohnt das ausgleichende Weltbürgertum. Hier verschwinden die natürlichen Unterschiede der Gesellschaftsgruppen; und die moderne Ansicht, welche neben reich und arm, gebildet und ungebildet keine „Sünde" mehr kennt, ist hier mehr als Einbildung, sie ist eine von dem großstädtischen Pflaster aufgelesene nackte Wahrheit. Die Weltstädte sind riesige Enzyklopädien der Sitte wie der Kunst und des Gewerbefleißes des ganzen zivilisierten Europas. Ich verkenne das Stolze dieses Gedankens nicht, ich verkenne nicht, welch reiche Ernte namentlich das schaffende und erfindende industrielle Talent, der Handel, überhaupt alle materielle Betriebsamkeit aus diesen Enzyklopädien ziehen wird. Wo sich die Menschen zu ungeheuren Massen ansammeln,

da blüht Arbeit und reift Gewinn und der Nationalökonom freut sich darüber. Das gesunde Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft aber ist nicht immer da, wo die größten Massen sind, so wenig als es anderseits im Einödhof der Gebirgsbauern zu suchen ist. Es begehrt das mittlere harmonische Maß selbst im Wachstum der menschlichen Siedlungen. Mit den großen Enzyklopädien unsrer Literatur zog bekanntlich auch der Geist des Enzyklopädismus ein. Und dieser ist kein guter Geist gewesen. So wird es auch gehen mit diesen Riesenenzyklopädien der Großstädte und ihren weiteren Auflagen. Man schickt junge Leute in die Großstädte, damit sie die Welt kennen lernen. Allein den Rausch, die Verwirrung und — das Mißbehagen des Enzyklopädismus werden die meisten zurückbringen, nicht reife Studien. Wer alles auf einmal sieht, der sieht nichts. Der Großstädter braucht nicht mehr zu wandern, er kann sich die Welt behaglichst innerhalb seiner Stadtmauern beschauen, er läßt die Welt zu sich kommen, statt zu der Welt zu gehen. Und doch zeitigt nur das Wandern den Geist, wo die Anschauungen der Natur, des Volkslebens, der menschlichen Betriebsamkeit *schrittweise errungen* werden. Wer in der Welt wie in einer Enzyklopädie herumstöbert, der gewinnt, was er nicht errungen hat, darum wird er von dem Gewonnenen wenig behalten.

Die weit überwiegende Mehrzahl der großen Männer Deutschlands, namentlich in Kunst und Wissenschaft, sind aus den kleineren Städten hervorgegangen und vom Lande gekommen. Die Sammlung des Geistes auf einen Punkt macht den großen Mann, und diese wird sich in dem Enzyklopädismus der Großstadt schwer finden lassen. Wenn die hervorragenden Talente auf dem Lande zeitig und fertig geworden sind, dann zieht man sie wohl in die Großstadt, und doch erlebten wir auch dann noch häufig, daß solche Talente dort sofort in eine Art geistigen Pensionsstandes versetzt erschienen.

Die mittelalterliche Kunsttätigkeit entwickelte sich weit eigenartiger als die unsrige in mittleren Städten. Jene Künstler sahen, hörten und lasen eben nicht zu viel, darum konnten sie recht aus ihrer

Seele Tiefen heraus schaffen. Auf gar viel moderner Kunst und Art dagegen liegt der Meltau der Großstädterei. Das Theater von ganz Europa ist für Generationen ruiniert worden durch die unersättlichen Ansprüche des höchst großstädtischen Pariser Publikums auf Prunk und Spektakel. In Deutschland ist bereits keine wirklich gute kleine Bühne mehr möglich, denn der deutsche Philister ist auch in Paris und Wien und Berlin gewesen und wird die kleine Bühne in seinem Krähwinkel fortan nur noch mit großstädtischem Auge messen. Und doch sind solche kleine Bühnen einst die Zufluchtsstätten einer weit reineren und nationaleren dramatischen Kunst gewesen.

In der Architektur hat das Kasernensystem des modernen großstädtischen Häuserbaues den entschiedensten Schaden gestiftet. Und doch wird man es umsoweniger aufgeben können, je mehr von Tag zu Tag die „vereinzelten Leute" den großen Städten zuströmen, während kaum noch auf dem Lande die Familie das Haus bewohnt. Schon kann für die Überzahl der einzelnen Arbeiter und Tagelöhner in den Großstädten nicht mehr Raum geschafft werden, weil sie als Mieter den Häuserspekulanten nicht genügenden Profit bieten. In Berlin droht diese Mietfrage bereits zur „sozialen Frage" zu werden, und in kurzem wird man in solchen Städten von Gemeinde wegen Proletarierkasernen bauen müssen, man mag wollen oder nicht. Die „Gesellenhäuser" in England sind schon Kasernen der Art, und man geht eben damit um, sie auch nach Deutschland zu verpflanzen. Man wird sie trefflich einrichten, man wird sogar das mögliche aufbieten, um den Gesellen in diesen Häusern Ersatz für das verlorene Familienleben zu schaffen, aber Kasernen bleiben sie trotzdem.

Wir könnten diese Ausführung weiter verfolgen und würden dann sehen, daß auch in der Mysik und Malerei von den Großstädten der gleiche zersetzende Einfluß geübt wird. Die Kunstausstellungen mit ihren Paradestücken legen Zeugnis genug ab von dem auf die Blasiertheit und Frivolität des großstädtischen Publikums berechneten Geschmack, der vor allen Künsten die Kunst der Prahlerei verlangt. Die sozial so bedeutsame Hausmusik und Kammer=

musik ist lange Zeit fast ganz unterdrückt worden durch die Wucht der prunkhaften großstädtischen Musikaufführungen und durch das Virtuosentum, welches in diesen Städten seine eigentliche Herberge gefunden hat.

Wir müssen aber auch die entgegengesetzte Seite hervorheben. In den Großstädten als den Stammsitzen der Luxusindustrie beginnt das Handwerk wieder von künstlerischen Elementen durchdrungen zu werden, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall war. Dies ist eine Lichtseite des großstädtischen Wesens, welches überhaupt aus dem Gesichtspunkte der materiellen Betriebsamkeit stets in glänzender Beleuchtung erscheinen wird. Bei Zeiten, die vorwiegend künstlerisch und erst in zweiter Linie industriell waren, lag in dieser Verschmelzung der Kunst mit dem Handwerke keine Gefahr für die höheren, idealen Interessen des Künstlertums. Bei der Gegenwart aber ist es umgekehrt; wir sind in erster Linie industriell und erst in zweiter künstlerisch. Daher liegt jetzt der großen Menge der Wahn so nahe, daß der Glanz handwerklicher Technik am Kunstwerk das Kunstwerk selber sei. Dieser Wahn, der den idealen Gehalt des Künstlertums zur Magd der Technik erniedrigt, findet in dem ganzen Kunsttreiben der Großstädte unglaublich Nahrung.

Der vollendete Sieg der Technik in der Kunst und die Erniedrigung der Kunst zur Magd der Luxusindustrie stellte sich dar auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1851. Sie war der Jubeltag des großstädtischen Geistes, in der ersten Großstadt Europas gefeiert. Ihre Nachwirkungen sind schon um deswillen unberechenbar, weil sie die Siegestrunkenheit des großstädtischen Industrialismus auf lange Jahre permanent gemacht hat. In den Sälen des Kristallpalastes hatte man griechische Götterbilder zur Dekoration moderner Fabrikwaren aufgepflanzt. Selbst Jules Janin, das echte Pariser Kind, meinte, der Apoll von Belvedere spiele da eine Rolle, als ob man ihn vor einen Warenballen gespannt, der olympische Jupiter, als ob man ihn als Bierzeichen an einem Wirtshaus ausgehängt habe. Wachen wir, daß über dem

Siegesrausche der materiellen Arbeit die höhere Würde des geistigen Schaffens nicht ganz vergessen werde! Ich bekenne wenigstens, daß bei all den schimmernden Einzelheiten des Eröffnungstages, wie sie uns in tausend jubelnden Berichten zugeflutet wurden, nur die Kunde von einer einzigen einen wahrhaft herzerwärmenden Eindruck auf mich gemacht hat. Als der Erzbischof von Canterbury sein Gebet gesprochen, stimmten die Scharen der Sänger Händels Halleluja an, und vor der zermalmenden Majestät dieses idealen Meisterwerkes des tiefsinnigen deutschen Künstlers beugten sich erschüttert die stolzen Söhne des materiellen Jahrhunderts.

Damals war es, wo man mit schneidender Frivolität den „kerkerhaft festen und schweren" Kölner Dom, den sechs Jahrhunderte nicht vollenden konnten, wegwerfend mit dem Prunkstück des Glashauses an der Themse verglich, mit dem „leichten, luftigen Haus", welches ein Winter hervorgezaubert. Hier hatten wir schwarz auf weiß jene in den Großstädten ausgeborene Überhebung der rein technischen Meisterschaft über die Schöpfungen des vollen, aus der Tiefe des Geisteslebens geborenen Künstlertums. Wir werden nicht vermögen, dem anerkannten Ruhm eines so außerordentlichen Technikers wie Paxton ein Stücklein auch nur um Haaresbreite ab- oder zuzuschreiben. Aber protestieren müssen wir, wenn man ein aus dem ganzen Ideenreichtum der religiösen und künstlerischen Begeisterung der Jahrhunderte geborenes Kunstwerk ersten Ranges mit der Londoner Industrie-Elle messen will, und den Standpunkt der Geschwindigkeit des Hervorbringens von einer rein technischen Konstruktion wie der Glaspalast auf eine architektonische Kunstschöpfung überträgt. Dann wäre Luca fa Presto der größte Maler gewesen, weil er am geschwindesten gemalt hat. Die Kunst hat Segen dem Handwerk gestiftet, das Handwerk soll es nicht mit Undank zurückzahlen, wie wenn es heischte, daß die Kunst sich demütige vor der bloßen Technik.

Der einfache künstlerische Schönheitssinn war das Charakterzeichen des hellenischen Altertums. Aber als derselbe einseitig

in seiner höchsten Blüte stand, brach Hellas sittlich, politisch und sozial zusammen. Die Mystik des religiösen Lebens im Verein mit einem wunderbar individuellen Bau der Gesellschaft erzeugte im Mittelalter jenen spiritualistischen Schaffenstrieb, der unsre Dome türmte. Aber als abermals der Bau dieser Riesentempel in seiner Blüte stand, brach das Mittelalter zusammen. Der forschende, rechnende, der bienenfleißig industrielle Geist des 19. Jahrhunderts hat die wunderbaren Kolosse der modernen Großstädte vollendet und in der größten derselben jene stolze Ruhmeshalle der Industrie aufgestellt. Jene Städte und jene Halle entsprechen einander, beide ein „freies, luftiges Haus". Aber es wird eine höhere und höchste Blütezeit des Industrialismus kommen und mit ihr und durch dieselbe wird die moderne Welt, die Welt der Großstädte zusammenbrechen, und diese Städte zusamt viel fabelhafteren Industriehallen, als diejenige war, welche wir geschaut, werden als Torsos stehen bleiben, „auf dem Kopfe den Krahn", wie der Kölner Dom. Wo die Weltgeschichte über vergangene Zeiten tragisch gerichtet hat, da sollten wir nicht in frivolem Übermut mit dem kleinen Maß des Tages messen und ausrufen: „Sehet, wie groß wir sind!"

Zweites Kapitel.

Die politische und soziale Gemeinde.

Mit dem verkrüppelten und verkünstelten Wuchs der Städte im 17. und 18. Jahrhundert war der Grund zu einer auch noch in unsre Zeit tief hineingreifenden Gleichgültigkeit des Bürgers gegen das Gemeindeleben gelegt. Allein auch hier scheidet sich Stadt und Land, Großstadt und Kleinstadt.

Es ist noch nicht lange her, daß es in deutschen Landen für eines fein gebildeten und frei denkenden großstädtischen Mannes unwürdig und geradezu für philisterhaft galt, sich um das Gemeindeleben zu bekümmern. Die Zeit der rationalistischen Aufklärung im vorigen und im laufenden Jahrhundert schwärmte für die Menschheit und hatte kein Herz für das eigene Volk; sie philosophierte über den Staat und vergaß die Gemeinde darüber. Keine Periode ist armseliger in der Entwicklung des gemeindebürgerlichen Geistes als das 18. Jahrhundert; die mittelalterliche Gemeinde löste sich auf und die moderne war noch nicht fertig. Die Bärenhäuter in den germanischen Urwäldern haben glücklichere Ahnungen über die Gemeinde gehabt, als die große Mehrzahl der Staatsmänner in den Tagen unsrer Großväter. Wer in der damaligen satirischen Literatur einen polternden Schafskopf zeichnen wollte, der zeichnete einen Bürgermeister, und wer ein Kollegium von Eseln zu schildern vorhatte, der schilderte ein Kollegium von Rats-

herren. Dieser Spott auf alle Gemeindewürden ging in stehenden Formen herab bis zur untersten, bis zum Nachtwächter. Was einfältiger als einfältig ist, das nennen wir heute noch „unter dem Nachtwächter“, gleich als ob dieser von Amts wegen der einfältigste Mann im Orte sei.

Ein Zeitalter, in welchem der Spott auf das Gemeindewesen und seine Würde so wohlfeil und gangbar geworden ist, kann aber kein politisches sein.

Die Staatsdienerschaft sah es in den meisten Ländern als ein Vorrecht an, daß ihre Glieder nicht Gemeindebürger zu werden brauchten, statt daß sie darin eine empfindliche Verkürzung hätte erblicken sollen. Schutzbürger zu sein („Permissionist“ sagt man gar zierlich in modernem Wort) galt noch in unsern Tagen vielen für nobler als der Vollbürger. Das sind noch Nachwehen jener hundert Jahre alten Verachtung des Gemeindelebens, die mit dem Kapitel von den künstlichen Städten und von der eifersüchtigen Fehde wider die alten mächtigen natürlichen Städtebildungen seitens der damals neugebackenen winzigen Sonderherrschaften in sehr inniger Verbindung steht. Es ist eines der merkwürdigsten sozialen Krankheitszeichen der Gegenwart, daß so viele Leute das Ideal der häuslichen Behäbigkeit darin erblicken — im Wirtshause sich einzumieten, am Wirtstische zu speisen und täglich wie auf der Reise zu leben. So erschien es auch als eines vorurteilsfreien Geistes besonders würdig, die Gemeinde wie ein großes Wirtshaus aufzufassen, in welchem man, von allen Banden örtlicher Seßhaftigkeit frei, ein soziales Junggesellenleben führen könne.

In Preußen, wo die politischen Reformen des vom Rande des Abgrundes sich aufraffenden Staats durch eine neue Städteordnung begonnen worden waren, ist auch infolge dieser bedeutsamen Tatsache der Kredit der Ehrenämter der Gemeinde wieder weit höher gestiegen, als er annoch in den meisten kleineren deutschen Staaten steht. Darin hat sich Stein als ein wahrhaft politischer Mann bewährt, daß er die Hebung des Gemeindelebens

an die Spitze der neuen Erhebung des ganzen Staates gestellt hatte.

Ganz anders, als die aufgeklärten gebildeten Leute im 18. Jahrhundert, faßten zu selber Zeit noch die Handwerker, die Kleinbürger, die Bauern, der gemeine Mann, den Gedanken des Gemeindelebens auf.

Als man die Macht der Städte und des darinnen verschanzten Bürgertums aus Staatsraison brach, wie man früher aus denselben Gründen die Burgen des Adels gebrochen hatte, hielt man es nicht der Mühe wert, auch den Dorfgemeinden und unselbständigen Kleinstädten auf den Leib zu rücken. So ist die historische Gemeinde überwiegend nur auf dem Lande in den zerstörungssüchtigen Zeiten der Hofdespoten, später der Bureaudespoten, gerettet worden. Die Bauern und Kleinbürger hatten darum fast allein einen tief angeerbten Respekt vor der Würde der Gemeinde behalten. Das ist die Gloria des gemeinen Mannes, daß er dazumal von Herzen gesund geblieben war, während die feinere Gesellschaft entartete. Also blieb ihm auch die Gemeinde ans Herz gewachsen. Der Bauer war und ist so stolz auf den Titel eines Feldgerichtsschöffen, eines Gemeinderats oder Rechners, wie der Beamte auf einen Geheimehofratstitel. Die Dorfschulzen waren nicht umsonst so grob. Die Fülle ihres Standesbewußtseins war es, die als Grobheit über den Rand des Bechers schäumte. Die Dorfgemeinde war und ist des Bauern politische Welt. Der gebildete Städter aber trieb viele Menschenalter Staatspolitik ohne Gemeindepolitik. „Wir die Gemeinde N. N." — mit diesem stolzen Pluralis majestaticus huben vordem Dorfgemeinden selbst Fürsten gegenüber ihre Sendschreiben an. Wo der Städter ein allgemeines Urteil etwa einen Spruch der „öffentlichen Meinung" nennen würde, da spricht der Bauer: „die ganze Gemeinde sagt es". Auch der Kleinbürger der alten Reichsstädte fand im 18. Jahrhundert in seiner Gemeinde noch ganz seine Welt. Nicht sein Haus, wohl aber seine Stadt war seine Burg. Es zeugt von der politischen Oberflächlichkeit jener Zeit, daß die freien Geister dieses

tiefe soziale und politische Heimatbewußtsein fast nur von seiner lächerlichen, fast nie von seiner ernsten Seite faßten. Und je kleiner das reichsfreie Nest war, desto gesteigerter war in der Regel dieses Bewußtsein.

Es ist heutigen Tags noch immer eine wichtige politische Tatsache, daß in dem Dorfe zumeist ein strengerer Gemeindegeist herrscht als in der Stadt, in der kleineren Stadt ein strengerer als in der großen. Das klettenhafte gemeindebürgerliche Zusammenhalten in den ehemaligen Reichsstädten ist auch keineswegs schon ganz zerstört. Merkwürdige Vergleichungspunkte bieten zum Beispiel in dieser Hinsicht die als Sitte überlieferten Mietgesetze in den verschiedenen deutschen Städten. In den modernen Städten sind sie auf die ab- und zuströmende Einwohnerflut berechnet; die Stadt ist eine große Kaserne. Die soziale Junggesellenwirtschaft gilt bereits als die Regel. Man hat also kurze Kündefristen, man kann mieten oder ausziehen an jedem Tage des Jahres, und der Mieter findet die Wohnung bereits mit allem Behagen der häuslichen Einrichtung ausgestattet. In den alten Städten dagegen bietet man ihm häufig nur die kahlen Wände, man erwartet wohl gar, daß er sich seinen Küchenherd und seinen Ofen selber mitbringe; man rechnet nach halbjähriger Kündefrist; der Mieter kann nur zu bestimmten „Zielen", etwa zwei- oder dreimal im Jahr, ab- und zuziehen. Der Hausbesitzer ist in solchen Mietstatuten angesehen, wie der wahre Herr, alles ist zu seinen Gunsten gesetzt und zu Ungunsten des Mieters, der gedacht ist als der Vagabund, als der fremde Eindringling, dem man aus Gnaden gestattet, für teures Geld eine Wohnung zu mieten. Dahinter lugt noch das alte Bewußtsein der Eigenherrlichkeit der Gemeinde, zur Hälfte in modernen Eigennutz umgesetzt.

Städte wie Hamburg, Frankfurt, Bremen, Lübeck sind doch gewiß in hohem Grade bereits durchdrungen von modernem Einfluß. Sie sind bereits hinlänglich großstädtisch geworden, aber sie sind doch immer „natürliche" Städte geblieben. In den erst-

genannten ist die Masse der „Permissionisten", der neuen Schutzbürger, die den alten Gedanken gemeindebürgerlichen Zusammenhalts allmählich ganz wegtilgen müssen, bereits ungeheuer angewachsen. Dennoch unterscheidet man dort immer noch den eingeborenen Bürger und den fremden ansässigen mit einer Strenge, von der man in jüngeren großen Städten keine Ahnung hat. Es ist dort, als laste ein geheimer Fluch auf dem Worte „fremd".

Indem der deutsche Kleinbürger und der Bauer im 18. Jahrhundert und im Anfange des 19. den hohen Gehalt des Gemeindewesens praktisch würdigte, zeigte er darin weit mehr politische Spürkraft als der Gebildete, der zur Unterhaltung Zeitungen las und in der europäischen Politik kannegießerte, die Gemeindewirtschaft aber als eine kleinliche Philisterei übersehen zu müssen glaubte. Dieses Vergessen der nächsten und eigensten bürgerlichen Interessen über den entfernten, schulmäßig allgemeinen politischen sitzt manchen deutschen Zeitungen noch heute im Fleische. Daher kommt es, daß gerade unsre publizistisch bestgeschriebenen Zeitungen oft am wenigsten praktisch auf die Gesellschaft einwirken, während unbedeutende Lokalblätter mit einem Häuflein Abonnenten zuzeiten wirkliche Volksführer oder auch Verführer geworden sind.

Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift das Volk erst den Staat. Der alte Römer kam von der Stadtgemeinde zur Staatsgemeinde, von der Stadt Rom zum römischen Weltreich. Wir Deutschen gingen von der Landgemeinde aus, die uns geraume Zeit nicht sowohl zum Staate führte als den Staat ersetzte. Die altgermanische Gemeinde war viel tiefer und reicher, viel nationaler entwickelt als das altgermanische Königtum. Die mittelaltrige Stadtgemeinde setzte dem Überwuchern der feudalen Adelsherrschaft den stärksten Damm entgegen; ohne die wachsende Städtemacht des 13. bis 16. Jahrhunderts hätten wir den Übergang vom Feudalstaate zum modernen Staate gar nicht gefunden, ohne den in der Gemeinde großgezogenen

Bürgergeist der Reformationszeit besäßen wir die moderne Gesellschaft nicht.

Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift auch heutzutage das Volk erst den Staat. Der politische Sinn ganzer Bauerschaften ist nur erst Gemeindesinn. Gar mancher weltentrückte Bauer nimmt das Wort „Staat“ noch nicht in den Mund, er spricht aber von der Gemeinde. Von den Staatsgesetzen kennt und versteht er blutwenig, aber von der Gemeindeordnung, soweit sie sein Dorf und die Nachbarschaft berührt, besitzt er eine erlebte Kenntnis.

Aber nicht die politische Form, sondern der soziale Inhalt des Gemeindelebens war es, an welchem das Volk hing und noch hängt. Darum führte man in Deutschland den tödlichsten Streich gegen den politischen Geist im Volke, als man in und nach der napoleonischen Zeit die französische zentralisierte Gemeindeverfassung einzubürgern suchte, denn nach ihr ist die Gemeinde bloß noch eine politische Form. Die Staatsmänner zeigten damit, daß sie den Gedanken einer sozialen Politik vollständig verloren hatten. In dieser Ertötung des sozialen Inhalts im Gemeindeleben war der rechte Grundstein des modern bureaukratischen Staates gelegt. Durch die teilweise wiederhergestellte Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung ist jener Staatsdienerstaat bereits stark aus den Fugen geschoben worden: durch die Vollendung einer organischen Gemeindeverfassung wird er zuletzt ganz aufgelöst werden. Nicht bloß in der Lehre, sondern auch in der Geschichte geht der Weg von Familie und Stamm zum Staat und der Gesellschaft durch die Gemeinde.

Ein ganz richtiger Trieb vereinigte in der unmittelbar vormärzlichen Zeit fast alle politischen Parteien in dem Andringen auf Reform des Gemeindewesens. Es war, vielen wohl unbewußt, der wiedererwachte Geist einer sozialen Politik, der zu dieser Forderung trieb. Die Gemeinde ist nicht bloß eine politische, sie ist vielmehr in erster Linie eine soziale Körperschaft: die Gemein-

samkeit der Arbeit, des Berufes und der Siedlung begründet das Gemeindeleben, welches erst durch den Staat hinterdrein eine sekundäre politische Form gewinnt. Darum schlug die ausebnende Demokratie sich selber mit der versuchten Durchführung einer politisch möglichst freien Gemeindeverfassung; denn die politische Selbständigkeit führt hier zugleich zum festen Abschluß jener individuellen Orts- und Berufsinteressen, die der ausebnenden Demokratie der größte Greuel sind. Freie Landgemeinden werden aristokratisch, sozial ausschließlich, nicht demokratisch. Die uralt germanische Idee des Gemeindeeigentums, der Markgenossenschaften, der Gesamtbürgerschaft der Gemeinden u. s. w., anscheinend eine Vorstufe zur allgemeinen Gütergemeinschaft, hat noch nirgends den modernen Kommunismus geweckt, wohl aber im Gegenteil ein allzu schroffes gesellschaftliches Abschließen der mitbesitzenden Gemeindegenossen.

Man wird darum stets zu falschen Resultaten kommen, wenn man bei der Herausbildung unsrer Gemeindeverfassung bloß von dem Gedanken ausgeht, daß die Gemeinde eine politische und nicht weit mehr eine soziale Körperschaft sei. Über diese Doppelseitigkeit im Begriff der Gemeinde gilt es noch gar sehr Klarheit zu verbreiten. So reich unsre staatswissenschaftliche Literatur ist an trefflichen Untersuchungen über die Gemeinde als politische Korporation und über ihre sozialen Altertümer, so wenig ist noch die soziale Bedeutung der Gemeinde in der Gegenwart erörtert worden. Und doch ist eine Festigung und Veredlung der modernen Gesellschaft undenkbar ohne eine soziale Reform des Gemeindelebens.

Dieser Gedanke eines Unterschieds des sozialen und politischen Wesens der Gemeinde ist aber keine bloße Einbildung der Schule mehr, er lebt und lebte allezeit in der Tat.

Treten wir mit einem Exempel in die Mitte der Sache.

Es ist eine der obersten Voraussetzungen unsrer gesamten bürgerlichen Ordnung, daß jeder selbständige Staatsbürger, jeder Begründer eines eigenen Haushaltes einer bestimmten Gemeinde

angehören müsse. Man sollte nun meinen, durch diese an sich unantastbare Forderung müsse der Sinn für das Gemeindeleben gefestigt, ja der echte Gemeindegeist erst geschaffen werden. Dem ist nicht immer so. In der alten Zeit blieben die meisten Leute in ihrer Heimat, in ihrer Stadt, und nährten sich redlich. Jetzt können aber viele Tausende gerade nur dann sich redlich nähren, wenn sie ihren Wohnort zeitweise wechseln. Besonders für die mächtigsten, echt modernen Berufsgruppen der Industrie, der Geistesarbeit des Staatsdienstes ist die Gemeinde, der Gau, ja das einzelne Land zu klein und eng geworden. Gut die Hälfte unsers heutigen Bürgerstandes wechselt, nicht von Jahr zu Jahr, aber doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihren Wohnort. Dieser Zustand wird steigen, je mehr die Teilung der Arbeit wächst. Ich spreche hier nicht von unselbständigen Gehilfen und Lohnarbeitern, sondern von selbständigen, besitzenden, betriebsamen Leuten, großenteils mit eigenem Hausstand, von Präsidenten und Geheimräten, Kapitalisten, Technikern, Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern u. s. w. Sie würden in ihrem Berufe „sitzen bleiben", wenn sie immer örtlich sitzen blieben. Gerade um der Mehrung des nationalen wie des eigenen Wohlstandes willen müssen sie es anders machen als der Schuster, der auf seines Großvaters Stuhl, in seines Großvaters Fensterecke fortschustert bis an sein seliges Ende, als der Bauer, der den Pflug auf demselben Acker regiert, wo ihn sein Urahn regiert hat.

Wir kommen hier zu einem Punkte, wo der oben geschilderte moderne Gegensatz zwischen Stadt und Land als den Herden der vorwiegend festsitzenden und der vorwiegend flutenden Bevölkerung für den Staatsmann praktisch wird. Man muß die neuen Städtegebilde in ihrer neu herauswachsenden Eigenart nehmen und danach behandeln. Wir haben es hier mit einer eben im Entstehen begriffenen sozialen Macht zu tun. Denn jene flutende, nicht zerflossene, fluktuierende, nicht vagabundierende Bevölkerung wird in den Städten in kurzem ebenso die Mehrheit bilden, wie auf dem Lande die stehende Bevölkerung.

Nun kann aber doch einer, der um seines Berufes willen etwa alle fünf bis zehn Jahre seinen Wohnort wechselt, nicht an jedem dieser Orte Bürger werden. Er hilft sich also in der Regel dadurch, daß er an keinem derselben Bürger wird, sondern seinen Bürgerbrief da zu gewinnen sucht, wo er ihn am leichtesten und billigsten erhalten kann, das heißt entweder in seinem Geburtsorte oder in irgend einem andern Ort seiner engern Heimat, in welchem man gerade am wenigsten spröde ist mit Bürgeraufnahmen. So kommt es jetzt bei Tausenden achtbarer und bürgerlich gediegener Leute vor, daß sie den Ort niemals gesehen haben, in welchem sie samt ihrer Familie heimatberechtigt sind! Sie stehen nirgends in einem Gemeindeleben. Mit ihrer Heimatgemeinde hängen sie nur insofern zusammen, als sie ihren Bürgerbrief bezahlt haben und alljährlich ihre „Bürgerrechtsrekognitionsgebühr" hinübersenden, mit der Gemeinde, wo sie wohnen und wirtschaften, nur durch ihre Aufenthaltskarte. Der Verfasser dieses Buches war selber geraume Zeit Bürger in einer Gemeinde, mit welcher er nur durch die Verpflichtung in Verbindung stand, daselbst einen ledernen Feuereimer unterhalten zu lassen. Man schlage die Bevölkerungslisten derjenigen unsrer größten Städte nach, in welchen vorwiegend eine moderne Betriebsamkeit herrscht, und man wird finden, daß die Zahl der dauernd dort wohnenden, aber nicht eingebürgerten Familien in erschreckender Weise anwächst. Es steht zu erwarten, daß in nicht ferner Zeit die Mehrzahl des großstädtischen Volkes faktisch gemeindelos sein werde. Die Fiktion, im Besitz eines anderwärts ruhenden Bürgerrechts zu sein, vermag aber die heilsamen sittlichen, sozialen und politischen Einflüsse des wirklichen Gemeindebürgertums ebensowenig zu ersetzen, als ein Hungriger durch den Gedanken gesättigt wird, daß er jetzt an einem andern Ort allerdings würde essen können.

Aus dieser Klemme ist nur herauszukommen, indem man die Doppelnatur des sozialen und politischen Wesens der Gemeinde praktisch schärfer hervortreten läßt. Sozial gehört der selbständige

Mann, welcher in einer Gemeinde dauernd auf Aufenthaltskarte wohnt und wirtschaftet, unstreitig dieser Gemeinde an. Seine Existenz, sein Privatwohlstand verwächst mit dem Wohlstand dieser Gemeinde. Politisch gehört er der Gemeinde an, welche ihm den Bürgerbrief gegeben. Darum müßte überall unterschieden werden zwischen Ansässigen und Heimatberechtigten. Die Ansässigen bilden die soziale, die Heimatberechtigten die politische Gemeinde. Ansässig könnte und müßte werden, wer in einer zu bestimmenden Reihe von Jahren in einer Gemeinde seinen Wohnsitz und sein Berufsgeschäft gehabt hat. Alle Fragen des inneren Gemeindehaushalts sind dann auch Existenzfragen für ihn geworden, und er hat das Recht und die Pflicht, in diesen Fragen als ein Bürger seine Stimme abzugeben. Er wäre Schutzbürger nicht Vollbürger; Schutzbürger in einem höheren modernen Sinn.

Der schöne, aber so vielfach mißverstandene und unpraktisch ausgedeutete Gedanke eines allgemeinen deutschen Heimatrechtes könnte durch das „soziale Gemeindebürgertum" am ersten seiner Verwirklichung genähert werden. Denn jeder könnte in einem deutschen Lande sozialer Gemeindebürger sein, in welchem er nicht Staatsbürger wäre. Es dämmert dieser Zustand bereits am Horizonte auf; er muß nur noch klares Licht und festen Umriß gewinnen. Unser ganzes sogenanntes „Permissionistenwesen" ist nichts als ein vorweggenommenes deutsches Heimatrecht. Nur daß jetzt solchergestalt die Gesellschaft entfesselt, der Permissionist gemeindelos gemacht wird, während ich die vorhandene Tatsache der immer massenhafter fluktuierenden städtischen Bevölkerung zur sozialen Reform der Gemeinde ausgebeutet wissen möchte.

Bei der Volkszählung, welche im Zollverein behufs der Verteilung der Vereinseinnahmen vorgenommen wird, hält man bereits die Regel fest, die Köpfe der sozialen Gemeinden und nicht der politischen zu zählen. Der Anteil für den preußischen Gemeindebürger, welcher in Bayern wohnt und wirtschaftet, fällt Bayern zu, nicht Preußen. Und zwar von Rechts wegen. Denn

in der Summe der sozialen Bürger stellt sich die ernährende und verzehrende Einwohnerschaft dar, nicht in der Summe der formell politischen Staatsbürger. Dagegen zählt bei allen politischen Fragen, bei allen Staatswahlhandlungen und dergleichen mit Fug und Recht nicht der soziale, sondern lediglich der politische Gemeindebürger.

Recht grell zeigt sich die jetzige ungenügende Bestimmung des Gemeindebürgertums auch in einem andern Falle. Es gibt viele Fabrikherren, viele Großgrundbesitzer, die in verschiedenen Gemeinden zugleich bedeutende Güter haben, ein einflußreiches Geschäft betreiben. Ja es kommt namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande häufig vor, daß ihre Landwirtschaft, ihr industrieller Betrieb den Wohlstand und die soziale Gesundheit der ganzen Gemeinde bedingt. Nicht minder berührt dann aber auch umgekehrt die Führung des Gemeindehaushalts den geschäftlichen Erfolg solcher großen Besitzer aufs unmittelbarste. Sie können aber nur an einem Orte politische Gemeindebürger sein. Das Gegenteil wäre in sich widersinnig. Allein jedenfalls nicht minder widersinnig ist es, daß sie in all den andern Orten, in welchen sie vielleicht tatsächlich die einflußreichste soziale Person sind, in welchen das Gesamtgedeihen der Gemeinde mit ihrem Privatgedeihen aufs engste verknüpft ist, auch nicht ein Wort mitzureden haben in den Angelegenheiten des innern Gemeindehaushalts! Kann jemand nur an einem Ort politischer Gemeindebürger sein, so ist damit doch gar nicht ausgeschlossen, daß er nicht an verschiedenen Orten zugleich sozialer Gemeindebürger sein könne. Das politische Gemeindebürgertum muß ein einziges, ein ausschließliches bleiben, weil hier die Gemeinde als eine Stufe der örtlichen Gliederung des Staatsganzen erscheint, in welchem der einzelne nirgends für zwei zählen kann. Das soziale Gemeindebürgertum dagegen gründet sich nur auf die soziale Geltung, welche der einzelne durch seinen Beruf an einem bestimmten Orte gewinnt, die er aber ebensogut an mehreren Orten zugleich wie an einem einzigen gewinnen kann, es verleiht nur die Pflicht

und das Recht, zur Regelung der materiellen Wohlfahrt einer Gemeinde mitzuwirken, deren Glied man durch die Verflechtung der eigenen Privatwohlfahrt in ihren bürgerlichen Gesamtbestand geworden ist.

Die Anwendung auf den gedachten Fall mag sehr unpopulär erscheinen, da sie zumeist dazu führen würde, den öffentlichen Einfluß der großen Besitzer gegenüber den kleinen Leuten zu erhöhen. Sie schließt aber eine Forderung der Gerechtigkeit in sich, und was gerecht ist, kann des Schmuckes der Popularität entbehren.

Die doppelseitige, politische und soziale Natur der Gemeinde ist in mancherlei Punkten unsrer Gemeindeordnungen tatsächlich bereits auseinander gehalten.

In Preußen, Bayern und anderwärts hat man zweierlei Magistratspersonen aufgestellt: bürgerliche und rechtskundige. Darin zeigt sich schon die Ahnung des Unterschiedes zwischen sozialen und politischen Ortsbürgern. In manchen Städten sind die Permissionisten mit Familie, welche einen dauernden Aufenthalt in Berufsgeschäften genommen haben, von der Lösung einer Aufenthaltskarte entbunden. Hier hat also auch einmal die Polizei einen ganz guten politischen Gedanken gehabt, denn sie unterstellt offenbar, daß solche Permissionisten Ansässige, soziale Bürger seien.

Die Unschlüssigkeit früherer Theoretiker, ob sie die Lehre von der Gemeinde im Privatrecht oder im Staatsrecht abhandeln sollten, zeigt an, daß sie über das Doppelwesen der Gemeinde stolperten, ohne den eigentlichen Stein des Anstoßes zu merken, denn dieser war für sie die Lehre von der Gesellschaft, die sie nicht sahen, ob sie ihnen gleich vor den Füßen lag.

Stellt man die neueren deutschen Gemeindeordnungen nebeneinander, so gibt das eine merkwürdige Musterkarte von Definitionen der „Gemeinde", des „Bürgerrechts" u. s. w. Die einen heben mehr den sozialen, die andern mehr den politischen Inhalt der Gemeinde hervor. In der preußischen Städteordnung von

1808 ist das Bürgerrecht noch als die Befugnis erklärt, städtische Gewerbe zu treiben und bewohnte Grundstücke im städtischen Polizeibezirk der Stadt zu besitzen. Dahinter steckt eine veräußerlichte rein soziale Auffassung der Gemeinde. Im Gefühl dieser Einseitigkeit schlug man in der revidierten Städteordnung von 1831 zum schroffen Widerspiel um. Dort wird derjenige für einen Bürger erklärt, welcher das Recht gewonnen hat, an den öffentlichen Geschäften der Stadtgemeinde durch Abstimmung bei der Wahl teilzunehmen. Hier ist also die Gemeinde wieder als ein rein politisches Institut gefaßt. Im Geiste jener Zeit war dies ein wahrer Fortschritt. Uns ist nun noch übrig, fortzuschreiten zur Anerkennung beider Gegensätze nebeneinander und ineinander.

Die meisten Gesetzgeber haben den Stadtgemeinden eine andre Verfassung zugesprochen, als den Landgemeinden. Diese Tatsache ist für den Sozialpolitiker wichtig genug. Denn nicht nur die einzelnen Gemeinden sind halbwegs sozialer Natur, sondern die von der Natur gegebenen zwei Hauptgruppen der Gemeinden scheiden sich gerade nach ihrem sozialen, nicht nach ihrem politischen Inhalt. Land- und Stadtgemeinden entsprechen dem Doppelzug in der bürgerlichen Gesellschaft, den Mächten „des sozialen Beharrens" und der „sozialen Bewegung".

In den Großstädten, den Sitzen eines flutenden Bürgertums und des vierten Standes, hat jener Geist der Ausebnung sein Hauptquartier aufgeschlagen, welcher den Unterschied zwischen Stadt und Land ebensogut für gefallen hält, wie den Unterschied der Stände. Den künstlichen, unechten Städten stellen sich in der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft die unechten Stände zur Seite, und der Ursprung beider weist auf dieselben Zeitläufte zurück.

So zeigt es sich in dieser von der Natur gegebenen Unterscheidung der Stadt- und Landgemeinden recht deutlich, daß die Gemeinde ein Kleinbild nicht nur des Staates, sondern mehr noch der Gesellschaft ist, daß in ihr die Interessen beider am tiefsten

ineinander verwachsen sind. In der Tat, es ist gefährlich, Stadt und Land zu unterscheiden, denn wo ihr es tut, seid ihr zur Hälfte schon den verfemten Ideen von der natürlichen Gliederung der Gesellschaft verfallen! Wo in den Gemeindeordnungen Stadt- und Landgemeinden auseinander gehalten werden, da hat man auch schon einen Fuß auf den Pfad der sozialen Politik gesetzt. Sehet euch für, dieser Pfad ist sehr abschüssig!

Im Mittelalter zeigen die Dorfordnungen weit buntere Vielgestalt und Eigenart als die Gemeindeverfassungen der Städte. Das ist nichts Zufälliges. Auf dem Lande wuchert überhaupt die soziale Besonderheit am üppigsten, in der Stadt wird sie ausgeglichen. Auch in der Gemeinde ist hier der Gegensatz von Natur und Zivilisation angedeutet. Während die preußische Städteordnung von 1808 die Verfassungen der Stadtgemeinden zusammenschmolz, blieben die landschaftlichen Eigentümlichkeiten in den Dorfgemeinden großenteils fortbestehen. Die westfälischen Landgemeinden hatten bis in das helle 19. Jahrhundert hinein ihre mittelalterlichen erblichen Schultheißen, und hätte nicht Napoleon dieser seltsamen sozialen Würde, in welcher eine Bauernaristokratie ihre Eigenherrlichkeit versinnbildete, ein Ende gemacht, so würde sie vielleicht heute noch in Kraft sein. Gerade in unsern Tagen wird es wieder recht einleuchtend, wie schwer es ist, das Dorfgemeindewesen eines Staates wie Preußen unter einen Hut zu bringen. Jede Provinz, die ihre eigene soziale und politische Geschichte hat, besitzt auch ihre eigenen Voraussetzungen des Gemeindewesens.

Ich gedachte bereits im Eingange dieses Kapitels der zwiefachen ländlichen Siedlungen in Westfalen diesseits und jenseit der Lippe. In diesem Gegenbilde von Dorf- und Hofverfassung zeigt sich die Doppelart des sozialen und politischen Gemeindebürgertums bereits seit Jahrhunderten mit wunderbarer Klarheit vorgebildet. Nördlich der Lippe bildet der „Hof" für sich die soziale Gemeinde, eine Gruppe von benachbarten Höfen dagegen schließt sich zusammen zur politischen und kirchlichen Gemeinde. Diese Gemeinde ist nur

ein geographischer Bezirk, der einen Verband zu polizeilichen, kirchlichen u. s. w. Zwecken in sich begreift; Gemeindeeigentum, Gemeindehaushalt gibt es aber in diesem Bezirke nicht; was etwa dahin gehörte, fällt den einzelnen Gehöften, den sozialen Gemeinden, zu. Ganz anders ist es dagegen auf dem südlichen Lippeufer, im Lande der Dorfverfassung. Hier ist die soziale Grundlage der Gemeinde fast bis zum sozialistischen Extrem ausgebildet und in die politische Form verschmolzen. Es ist dies jener uralte Sozialismus der deutsch-suevischen Dorfverfassung, wie ihn Julius Cäsar geschildert und der sich durch fast zwei Jahrtausende lebendig erhalten hat. Sämtliche Äcker, Wiesen, Gärten, Weiden, Waldungen des Dorfes bilden ein geschlossenes Ganze, die Dorfmark. Die Einwohner besitzen dieses Ganze nur als eine soziale Körperschaft, ihre Anteile daran sind gleich Aktien nutznießlicher Art. Nur dieses soziale Verhältnis hat man dort ursprünglich die „Gemeinde" geheißen und dabei von dem politischen Verband der Eingesessenen zu polizeilichen, gerichtlichen, kirchlichen Zwecken ganz abgesehen, während man umgekehrt im Lande der Hofverfassung nur den politischen und kirchlichen Verband die Gemeinde schlechtweg nennt.

Ähnliche und noch viel weiter verzweigte Gliederungen des Gemeindelebens in der Gemeinde haben sich in alten Städten erhalten. So gab es in Erfurt bis zur neueren Zeit innerhalb des großen Ganzen der Stadtgemeinde eine Reihe kleinerer Kreise, sogenannte „Spezialgemeinden". Es waren ursprünglich kirchliche Gemeinden gewesen, später aber wurden es politische Gemeinden innerhalb der Gesamtgemeinde, welche ihre eigenen Hauptleute besaßen, von denen der eine jährlich gewählt wurde, der andre fest im Amte blieb, daher man ihn den „eisernen Hauptmann" nannte. Von diesem dem mittelaltrigen Drang des Sonderns und Gliederns entsprechenden Institut kleinerer Gemeinden in der Gemeinde finden sich auch in Köln, Augsburg, Frankfurt und andern Städten noch Trümmer, bei denen gleichfalls der Pfarrsprengel allmählich in einen politischen oder sozialen Kreis um-

gewandelt worden war. In Rostock hat man erst neuerdings die alte soziale Vertretung durch „Quartiere", in welchen die Zünfte und die Kaufmannschaft begriffen sind, wieder aufgefrischt. Bei dieser Gelegenheit kam es aber zu mancherlei Streit und Widerspruch, die Polizei wollte das letzte Wort reden, und die Stadt, welche ohnedies dazumal als der Herd der mecklenburgischen Demokratie verschrieen war, zog sich die besondere Ungnade des Fürsten zu. Um nun diese Mißstimmung des Großherzogs gegen die Stadt zu beseitigen, faßten die Quartiere im Einverständnis mit dem Rate einen Beschluß auf „Wiederannäherung" an den Landesherrn. Dieser wunderliche Ausdruck ist höchst bezeichnend für die ganze Stellung Rostocks, welches sich halb als mecklenburgische Stadt, halb als freie Hansestadt weiß, einer Stadt, deren Selbstverwaltung an kein Oberaufsichtsrecht des Staates gebunden ist, ja welche den Landesgesetzen erst durch eigene Publikation in Stadt und Gebiet Gültigkeit verschaffen muß. Da läßt sich ja wohl auch noch ein Beschluß der „Wiederannäherung" an den Großherzog fassen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die Trümmer und Träume des alten Städtelebens in der Form, wie sie namentlich in den ehemaligen Reichsstädten jetzt noch leben und weben und von neuer Sitte durchwachsen sind, bei weitem nicht mit dem Fleiß aufgezeichnet und beglaubigt werden, wie wir es von den alten Sittentrümmern des bäuerlichen Volkslebens seit Jahren selbst in der Tagespresse gewohnt sind. Es fordert ersteres freilich ein mühseliges Forschen und Beobachtungen, welche nicht bei kurzem Aufenthalt, sondern nur bei längerem Einleben in einer einzelnen Stadt gewonnen werden können. Aber das Beginnen ist auch dankbar, es fördert überraschend neue zeitgeschichtliche Stoffe zu Tage und liefert neue Beweisstücke für das tiefangelegte Sondertum, welches immer noch durch das deutsche Städtewesen geht.

Bei der Erkenntnis dieser Mannigfaltigkeit eigenster Gebilde im Kreis der Städte selber wird dann der Gedanke gar nicht auf-

kommen können, als habe nun vollends der Unterschied von Stadt- und Landgemeinden in der Gegenwart sich bereits glatt und platt ausgeglichen.

Es werden allerdings in vielen, den großen Städten benachbarten Dörfern jetzt bürgerliche Gewerbe betrieben. Aber auch nur das echte Stadtkind, dessen Blick nicht über den Umkreis hinausreicht, den man von seinem städtischen Pfarrturm aus beherrschen kann, wird sich der Täuschung hingeben, als seien alle Landgemeinden gleich dieser Vorpostenkette von halbstädtischen Dörfern. Siedelt der großstädtische kleine Handwerksmann jetzt häufig in die naheliegenden Dörfer über, dann ziehen sich die Bauern auch ebenso stark aus Städten heraus, in denen sie vor fünfzig bis hundert Jahren noch einen starken Teil der Insassen bildeten. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Deutschland eine Masse echter „Bauernstädte". Es waren Städte mit Toren und Wall und Graben und städtischen Vorrechten, wohl gar Residenzen und Hauptstädte. Und doch verspottete man sie mit Recht mit dem Spruch: „Wenn alle Bauern aus der Stadt ins Feld gegangen sind, dann ist kein Bürger mehr zu Hause." Diese Städte sind fast alle entweder zu wirklichen Sitzen des Bürgertums umgewandelt, oder sie sind tatsächlich, das heißt sozial, Dörfer geworden, die nur noch den nichtssagenden politischen Titel einer Stadt führen. Dieser Umwandlungsprozeß wird sich in wenigen Menschenaltern vollendet haben. Die deutschen Staatenkörper müssen über kurz oder lang aus vielen kleinen zu wenigen großen zusammenwachsen. Aber jeder Schritt dieser Zentralisation löst eine Reihe von kleinen zwitterhaften Landstädten auf und gibt ihnen den reinen Dorfcharakter wieder. Nur die Kleinstaaterei kann dauernd den Unterschied von Stadt- und Landgemeinden verwischen. Ihr aber steuert unsre Zukunft nicht entgegen.

Man hat für einzelne deutsche Länder durch Zahlen nachgewiesen, daß das Handwerk in seinen bedeutendsten Zweigen (Schmiede, Schneider, Schreiner, Zimmerleute, Maurer u. s. w.) ebenso stark oder nur um ein geringes schwächer auf dem Lande als

in der Stadt vertreten sei. Dieser Nachweis hat aber für die soziale Scheidung von Stadt und Land nur halben Wert. Die sozialen Gruppen gliedern sich nicht schlechtweg nach der Arbeit, sondern nach der aus der Arbeit aufkeimenden, in Sitte und Bildung geschiedenen Lebensart. Der Schmied und Schuster und Schneider auf dem echten Bauerndorf (und hieher zählt immer noch die ungeheure Mehrzahl unsrer Dörfer) ist und bleibt eben ein gewerbtreibender Bauer, dessen Hauptgeschäft in der Regel der Ackerbau, dessen Nebengeschäft das Handwerk ist und der sich in Sitte und Lebensart, ja sogar auch im Geschäftsbetrieb aufs entschiedenste vom städtischen Handwerker unterscheidet. Es ist sogar die Zahl der auf dem Lande wohnenden „Musikanten" vielfach größer als die der städtischen. Es sind dann nämlich alle Dorfmusikanten, die am Werktag pflügen und am Sonntag geigen, unter dieser Ziffer begriffen. Es wird aber niemand daraus folgern wollen, daß sich die Kunst jetzt vorwiegend auf das Land gezogen habe und die Musik zumeist in den Bauerndörfern blühe. Vielmehr ist der einzig richtige Schluß aus solchen Ziffern, daß eine lediglich aus den Gesichtspunkten der Gewerbesteuer aufgestellte Bevölkerungsstatistik für die soziale Statistik durchaus ungenügend ist. Der Geschäftsberuf und der gesellschaftliche Stand ist keineswegs ein und dasselbe.

Es ist auch eine ganz unbegründete Annahme, als sei der beiläufige Gewerbebetrieb beim Bauernvolke früher nicht vorhanden gewesen und ein ganz neues Wahrzeichen der angeblichen Verschmelzung von Stand und Land. Dörfer, wo der Pflug das einzige Werkzeug ist, welches die Insassen zu handhaben verstehen, waren vordem so selten als jetzt. Die Bauern vor hundert Jahren haben ihre Pferde ebensowenig von städtischen Schmieden beschlagen, ihre Wagen von städtischen Wagnern bauen, ihre Häuser von städtischen Meistern zimmern lassen, als die heutigen. Im Gegenteil haben sie damals eine Menge derartiger Geschäfte selber besorgt, die sie heute in der Stadt besorgen lassen, und man kann in diesem Sinne sagen: es gibt jetzt mehr reine Bauern als

früher. Es fiel aber auch damals niemand ein, den Dorfschmied für einen Handwerker zu nehmen und den Dorfmusikanten für einen Künstler, sondern man nahm beide für das, was sie sind in ihrer ganzen sozialen Natur, für Bauern. Hier zeigt es sich wiederum recht klar, daß wir bei der von allen Parteien gesuchten neuen Gruppierung der bürgerlichen Gesellschaft durchaus zu keinem folgerecht durchzuführenden Einteilungsgrunde kommen, wenn wir äußerlich bloß von den geschäftlichen Berufen ausgehen, statt von dem im Geschäft, Sitte und Lebensart gleichmäßig gewurzelten sozialen Beruf, der eben bei dem handwerkenden Bauern ein ganz andrer ist als bei den bürgerlichen Gewerbetreibenden.

Vordem hat der Kaiser durch seine Privilegien Städte gemacht, jetzt macht die Eisenbahn Städte. Mauern und Tore, auch wenn sie nur ein Dutzend Bauernhütten beschlossen, bildeten sonst das äußere Wahrzeichen der Stadt. In Zukunft wird man die Stadt an dem inneren Wahrzeichen von Beruf und Sitte ihrer Einwohner erkennen. An die Stelle der oft willkürlichen politischen Scheidung von Stadt- und Landgemeinden tritt mehr und mehr die notwendige soziale. Bei dieser Übergangsbildung, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, mag es dann freilich für manches befangene Auge den Anschein gewinnen, als werde der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinde überhaupt verwischt. Nur die alte willkürliche äußerliche Grenzlinie ist es, die verwischt wird. In den Dörfern wird das soziale und politische Gemeindebürgerrecht ineinander aufgehen, sich decken, denn dort wohnt die beharrende Bevölkerung; in den Städten werden beide Arten des Bürgerrechts auseinandergehen, denn hier wird das bewegende und bewegte Element im Bürgerstande immer mehr Raum gewinnen.

Abseits der großen Verkehrswege werden die Dörfer und Landstädte immer dorfmäßiger werden, während die großen Städte, in riesigem Maßstabe anwachsend, immer großstädtischer sich gestalten. Dadurch muß sich ein schroffer Gegensatz von Stadt- und

Landgemeinden herausbilden, wie man ihn vordem gar nicht geahnt hat, wie man ihn jetzt noch nicht kennt.

Die zwei scheinbar geringfügigen Tatsachen, daß es bei jedem Schritt, den die moderne Gesittung vorwärts tut, auch immer tieferes Bedürfnis wird, der flutenden, zeitweilig seßhaften und doch gemeindelosen Stadtbevölkerung eine neue Möglichkeit des Gemeindelebens zu schaffen und aufzuräumen in dem babylonischen Wirrsal, das gegenwärtig in der Definition von Stadt- und Landgemeinden herrscht: diese einfachen Tatsachen sind an sich schon mächtig genug, die gründlichste Reform unserer ganzen bürgerlichen Ordnung zu erzwingen. Durch die Gemeinde führt der Weg zur sozialen Politik.

Im kleinen ist durch jene zwei Tatsachen ganz dasselbe Streben vorgesteckt, von dessen Erfüllung im großen man die Reform der ganzen Gesellschaft weissagt: die sozial heimatlos gewordenen Glieder der Gemeinde wie der Gesellschaft sollen unter einer neuen beweglicheren Form wieder eingebürgert und seßhaft gemacht, die in der jetzigen Übergangsphase äußerlich verwischten Gruppenbildungen der Gemeinde wie der Gesellschaft mit neuen festen Linien umrissen werden.

Die Dorfgemeinde entspricht dem Bauerntum, die Stadtgemeinde dem Bürgertum. Die Tatsache d i e s e r beiden Stände wird darum auch am wenigsten angefochten, weil beide in der Gemeinde bereits eine örtliche Unterlage ihres sozialen Bestandes sich gegründet haben.

Ein der Gruppe der Aristokratie entsprechendes Gebilde der Gemeinde würde erst dadurch ermöglicht werden, daß dieser Stand sich der wirtschaftlichen Basis seines sozialen Berufes als Inhaber des geschlossenen großen Grundbesitzes wieder tiefer und allgemein bewußt würde. Das Sträuben des Landadels, sich dem politischen Organismus der Dorfgemeinden unterzuordnen und der Gewalt des Schulzen zu fügen, beruht vielfach auf einer gänzlichen Verkennung von Wesen und Würde der modernen Gemeinde. Bei vielen wird aber auch diesem Sträuben das ganz richtige Gefühl zu Grunde

liegen, daß der große Grundbesitzer in der Dorfgemeinde, in deren Banne er zufällig wohnt, seine soziale Heimat durchaus nicht finden kann. Früher dachte man wohl, daß das Rittergut an und für sich eine Gemeinde darstelle, und der Ritter war Schultheiß, Magistrat und Gemeinde in einer Person. Eine solche Fiktion würde jetzt vielen sehr barock erscheinen. Allein in einem nicht bloß politisch, sondern auch sozial wohlausgebauten Staate wird es wenigstens nicht ungereimt sein, die Genossenschaft der großen Grundbesitzer eines ganzen Gaues als eine soziale Gesamtgemeinde zu fassen. Ob diese Rittergutsbesitzer dann auch allesamt Ritter seien, wäre hiebei völlig gleichgültig. Denn obgleich die Gemeindegruppen im allgemeinen den Gesellschaftsgruppen entsprechen, fallen sie doch keineswegs vollständig mit diesen zusammen, wie die Stadt immer der Sitz des Bürgertums bleiben wird, wenn auch neben der bürgerlichen Mehrheit noch Adelige, Bauern und Proletarier in Masse wohnen.

Das deutsche Gemeindewesen duldet durchaus keine Gleichmacherei, in sozialer Hinsicht so wenig als in politischer. So gewiß das Streben jedes deutschen Patrioten auf eine nach außen geschlossene staats- und völkerrechtliche Einigung des großen Vaterlandes gerichtet ist, so gewiß würde es eine Sünde gegen den Geist der deutschen Nation sein, wollte man das Gemeindewesen, wollte man die gesellschaftsbürgerliche Ordnung der einzelnen Länder und Landschaften über einen Kamm scheren. Die Uniformierung des Gemeindewesens läuft jenem germanischen Freiheitssinn geradezu wider die Natur, der da will, daß man ihn bei seinen persönlichen, häuslichen Angelegenheiten in persönlicher Eigenart ungestört sich entfalten lasse. Die deutschen Gemeinden bestehen aus einer bunten Reihe moralischer Personen, die aber wirklich ein persönliches Gepräge tragen, die Charaktere sind, häufig Karikaturen, aber doch immer persönlich charaktervolle Karikaturen, nicht tote politische Rubriken. Selbst der kirchlichen Gemeinde gibt der deutsche Protestantismus Raum zur absonderlichen Vielgestalt. Es ist nicht zufällig, sondern wesentlich deutsch, daß in Deutschland fast bei

jeder protestantischen Kirchengemeinde ein eigenes mündlich fortgepflanztes Gemeindeherkommen gilt. Der romanische Geist dagegen zentralisiert das Gemeindewesen. Er hat auch die Kirchengemeinden des katholischen Deutschlands gleichheitlich zusammengeschweißt und jene Fülle örtlich abgestufter kirchlicher Sitte, die im protestantischen Lande wuchert, nirgends so stark aufkommen lassen.

IV

Die Dreiteilung

in der Volkskunde Deutschlands



Erstes Kapitel.

Thesen zur deutschen Landes- und Volkskunde.

1. Das deutsche Tiefland; hochgebirgiges und mittelgebirgiges Deutschland.

Auf den ersten Blick erscheint alles deutsche Land in zwei große Massen der Bodenoberfläche geteilt: Tiefland und Hochland; Nieder- und Oberdeutschland.

Im Norden läuft die große uralische Niederung längs der Meeresküsten her und erstreckt sich in einer Breite von durchschnittlich vierzig Meilen in das Innere Deutschlands herein. Diese norddeutsche Tieflandszone nimmt etwa ein Drittel der Gesamtfläche Deutschlands hinweg.

Dann aber erhebt sich ein Bergwall, der bei den Oderquellen am Westende der Karpathen beginnend unter häufig wechselnden Formationen und Namen bis zu den Ardennen hinüberzieht, gegen Norden vielfach in das Tiefland eingreifend: die mächtige Schwelle Oberdeutschlands.

Dieser für die ganze Kulturentwicklung Deutschlands so entscheidende Bergwall hat merkwürdigerweise keinen gemeinsamen volkstümlichen Namen. Darin liegt ein tiefer Sinn. Denn eben dieses namenlose Gebirge sollte der eigentliche Grundbau der guten deutschen Mannigfaltigkeit und der schlimmen deutschen Zerstückelung werden. Die moderne Landeskunde hat die ganze Kette dagegen mit mancherlei volltönenden Namen getauft; ich nenne den gesamten über hundertunddreißig Meilen langen Berggürtel kurzweg das deutsche Mittelgebirge.

Von da gen Süden steigt der Boden fortwährend. Massenhafte

Hochflächen (wie in Bayern), massenhafte Gebirgsbecken (Böhmen) bilden den Übergang zu den Alpen. Das eigentliche Oberdeutschland breitet sich vor uns aus, dessen Bodenfläche nur ausnahmsweise in tiefen Einschnitten unter achthundert Fuß über den Meeresspiegel sinkt.

Dieses gebirgige Oberdeutschland könnte man — dem Boden nach — auch das alte Deutschland, Urdeutschland nennen; die erst viel später dem Meere entstiegene Tiefebene dagegen das neue Deutschland. Der Bevölkerung nach würde sich aber die Benennung umkehren müssen; denn im Norden strömen zuerst die Germanen ein, während in Oberdeutschland noch lange die Kelten sitzen bleiben.

Eine genauere Rundschau zeigt jedoch, daß Oberdeutschland wieder aus zwei grundverschiedenen Gebirgsgruppen besteht.

Der große nördliche Grenzwall, das namenlose deutsche Mittelgebirge, ist eine wahre Musterkarte der mannigfaltigsten Gestein- und Bodenarten; das südliche Hochgebirge dagegen mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken strebt nach einförmig massenhaften Gebilden. Dieser Unterschied ist im geologischen Bau wie in dem äußeren landschaftlichen Gepräge so groß, daß die massenhafte Hochgebirgszone oft weit mehr Ähnlichkeit zeigt mit der einförmig massenhaft angelegten Tiefebene des norddeutschen Küstenlandes als mit den zerstückelten Formen des Mittelgebirges.

So kommen wir denn zu einer dreifachen Gliederung der deutschen Bodenoberfläche:

Das deutsche Tiefland.
Das mittelgebirgige und
das hochgebirgige Deutschland.

2. Dreiteilung der deutschen Wasserlinien.

Das deutsche Tiefland ist vorwiegend Küstenland und schon hiedurch ganz besonders berufen zu Schiffahrt und Handel. Aber auch die Flußzüge bilden hier große, schiffbare Wasserstraßen. Fast in Parallelzügen strömen Niederrhein, Ems, Weser, Oder und Weichsel in ruhigem Strom und festen Bahnen dem Meere zu.

Eine Flußschiffahrtslinie von mehr als sechshundert Meilen Länge erstreckt sich tief ins Land hinein, vielfach durch Kanäle ergänzt. Hier fand also ein Handelsvolk den bereiteten Boden. Dagegen haben die Gewässer dieser Tiefebene sehr wenig Gefälle. Dies hinderte in früherer Zeit ein massenhaftes und allgemeines Gedeihen der Industrie. Dafür spricht schon die Geschichte der ältesten industriellen Anlagen: der Mühlen. Jahrhundertelang hatte Mittel- und Oberdeutschland bereits Wassermühlen besessen, bevor man im norddeutschen Küstenlande den großen Fortschritt von der Handmühle zur Windmühle machte. Erst in der modernen Zeit beginnt die Kraft des Dampfes hier ausgleichend zu wirken.

Das mittelgebirgige Deutschland zeigt eine ganz andre Flußkarte. Hier ist ein nach allen Winden ausstrahlendes Netz von Flüssen und Bächen. Schiffahrt und Industrie teilen sich im Ausbeuten dieser Wassergefälle. Namentlich aber ließen die zahllosen, überallhin verbreiteten, kleinen und doch nutzbaren Wasserkräfte eine beispiellose Mannigfaltigkeit der industriellen Entwicklung zu. Am Rande des mitteldeutschen Bergwalles lagern die großen Steinkohlenschätze der Saar und Ruhr, der Eifel, des Thüringer Waldes, des Erzgebirges und Riesengebirges. Als Vorposten Mitteldeutschlands schiebt sich, auf diese Kohlenschätze gegründet, die Maschinenindustrie im Nordwesten weit ins Flachland vor, während die Parallellinien der großen Ströme das norddeutsche Tiefland zu großen Massen konzentrieren, wird das mittelgebirgige Deutschland durch die planlos gekreuzten Tal- und Flußlinien zerstückt. Elbe und Rhein durchbrechen den ganzen Gebirgswall, Donau-, Rhein- und Elbegebiet zieht gegeneinander und verschlingt sich ineinander. Darum sind hier jene berühmten Dachtraufen zu finden, von welchen das Regenwasser nach zwei Meeren abläuft, und die Bergköpfe, von welchen man in acht bis zehn deutsche Staaten hineinschauen kann.

Das hochgebirgige Deutschland läßt wiederum ein dem Norden verwandtes Gleichmaß im Zuge der Flußlinien erkennen. Hier gibt es wieder eine einigende Hauptwasserstraße: die Donau. Fast

in Parallelzügen fallen ihr die meisten größeren Alpenströme zu. Aber die meisten dieser wilden verheerenden Alpengewässer taugen weder zur Schiffahrt noch mögen sie sich dienstbar dem Gewerbe fügen. Sie verbinden die Gaue nicht, sondern schließen das Land in großen Massen ab. Der langsame Fortschritt, das Hirtenleben des Hochlandes, das abgeschlossene Bauerntum der Vorhügel und Hochflächen ist hier schon durch Berg und Fluß bedingt. Dagegen zieht im Süden die Industrie in breiter, reicher Entfaltung durch Böhmen aus Mitteldeutschland (Erzgebirge) herüber nach Österreich und bildet hier eine Enklave, die wie ein Gegenbild zu den westfälisch-niederrheinischen Industriestrichen am Saume der nordwestdeutschen Tiefebene erscheint.

Die Grenzlinien lassen sich überhaupt nicht überall mathematisch genau ziehen, und die Dreiteilung der Tiefebene, des mittelgebirgigen und hochgebirgigen Deutschlands läßt sich keineswegs durch drei Parallellinien auf der Karte darstellen. Wie das Mittelgebirge im Osten schmal anhebt, dann aber im westlichen Zug sich immer mehr gegen Norden und noch stärker gegen Süden verbreitert, so geht auch das mittelgebirgige Deutschland herauf bis zum Bodensee und in die nördliche Schweiz, herunter bis gegen Köln. Seine größte Ländermasse liegt in West- und Südwestdeutschland, während im Osten, in Obersachsen und Schlesien niederdeutsche und oberdeutsche Art ganz nahe zusammenrücken. Auf der Karte würde also das mittelgebirgige Deutschland fast wie ein Dreieck aussehen, dessen einer Winkel in Schlesien, der andre am Bodensee, der dritte an der preußisch-belgischen Grenze bei Aachen läge.

Man kann in diesem Sinne auch von einer Diagonale des Mittelgebirges reden, die zu unsrem Heile den Parallelismus von Nord- und Süddeutschland durchschneidet.

3. Dreiteilung des Klimas.

Der Bodenbildung entsprechen klimatische Unterschiede.

Die norddeutsche Ebene hat schwere, feuchte Luft, massenhaft gleichmäßigen Zug der Windströme, wie der Gewitter- und Nebelbildungen.

Im hochgebirgigen Deutschland dagegen herrscht dünne, trockene Luft vor, schroffer Temperaturwechsel, die schärfsten Gegensätze der Jahreszeiten, verheerende Gewitter- und Hagelgüsse. In beiden Zonen aber stählt der Kampf mit den Unbilden des Klimas den Menschen.

Das mittelgebirgige Deutschland weiß wenig von diesem Kampf. Hier gleichen sich die klimatischen Gegensätze aus, die milde weiche Luft der Täler half wohl auch die Menschen behäbig, üppig und weich machen. Nur in den höheren Gebirgslagen wird man an die rauhe, sprunghafte, einen verzärtelten Körper aufreibende, einen kräftigen stählende Witterung der süddeutschen Hochflächen erinnert.

Wie die Luft von den norddeutschen Küsten hinauf zum hochgebirgigen Deutschland stetig leichter und dünner wird, so nimmt auch die Durchschnittsziffer der Selbstmorde von Norden nach Süden stetig ab. Mecklenburg steht hier voran, dann folgt Preußen; dagegen kommen in Bayern und Österreich am wenigsten Selbstmorde vor.

Die klimatischen Unterschiede bedingen verschiedene Ernährungsweise, Lebensart und Sitte. Es ist ein Glück, kein Verdienst der Bewohner unserer Alpenzone und ihres Vorlandes, daß sie dem gesunden Bier weitaus den Vorzug vor dem vergiftenden Branntwein gegeben haben. Anderseits ist der häufige Teegenuß im Norden nicht sowohl ein Wahrzeichen höherer Bildung als tieferer Bodenlage. Wenn sich der Engländer oder Niedersachse auf einer Höhe von zweitausend Fuß und darüber dauernd ansiedelt, dann mäßigt er allmählich von selber sein Teetrinken. Der moderne Verkehr wirkt allerdings ausgleichend auf die geographische Verbreitung der Nahrungs- und Genußmittel. Das bayerische Bier erobert den Norden, und die Seefische der Nord- und Ostsee kommen jetzt in früher ganz ungeahnten Massen nach dem Süden. Die rohen Schinken und ungekochten Mettwürste würden in ganz Süddeutschland verbreitet sein, wenn ihrem rapiden Eroberungszug, der in den Fünfzigerjahren begann, nicht durch die Trichinen Halt ge-

boten worden wäre. Am meisten ausgleichend wirkt die „europäische“ Gasthofsküche. Allein im Bürgerhause und bei den Bauern bewahren sich doch die alten klimatisch wohlbegründeten Unterschiede. Der ausgleichende Einfluß des Austausches der Nahrungs- und Genußmittel auf die gesamte Lebensweise und Sitte ist da noch überall sehr gering. Nur das Übersiedeln ganzer Familien von einer Zone Deutschlands zur andern wirkt hier kräftiger; denn bis zur zweiten Generation behaupten die Eingewanderten oft ihre Lebensart, selbst dem Klima zum Trotz. Das hat gar mancher schon schwer gebüßt. Wenn der Pfälzer oder Franke aus seinem weichen, milden Klima in die harte, frische Münchener Hochluft kommt und hier sich kleidet und lebt wie zu Hause und schließlich krank wird, dann klagt er sehr mit Unrecht das gesunde, nervenstärkende Münchener Klima an, wo er doch nur sich selbst anklagen sollte. Der Süddeutsche fügt sich in der Fremde leichter in fremde Art und Sitte als der Mittel- und Norddeutsche, der, gleich dem Engländer, überall zu finden begehrt, was er zu Hause gewöhnt ist.

Die Isothermen neigen sich im Osten Deutschlands gegen Süden herab und steigen im Westen gegen Norden auf. So erscheint also der Westen, das rheinische Land, die breite Basis des mitteldeutschen Dreiecks als das mit dem gleichförmig mildesten Klima gesegnete. Am frühesten der Kultur erschlossen, ist es zum Teil ebenso gründlich kultiviert als andernteils auskultiviert.

4. Drei Gruppen der deutschen Pflanzengeographie.

Die Tiefebene des Nordens ist noch reich an unbedingten Ödungen, als Dünen, Mooren, Sümpfen, Heiden; nicht minder der hochgebirgige Süden, wo sich zu den Heiden und Mooren Schneefelder und nackte Felsengebirge gesellen. Dagegen sind im mittelgebirgigen Deutschland fast alle größeren Ödungen längst der Kultur gewonnen und absolute Wüsten ähnlich den Dünen und Schneefeldern sind massenhaft gar nicht vorhanden.

Im Norden treten die Wälder nicht nur in großen Massen auf, sondern auch die Art des Waldbestandes ist einförmig, vor-

wiegend ins Große und Ganze angelegt: große Nadelholz- und Birkenwälder im Osten, reine Buchenwälder in Holstein und Mecklenburg, reine Eichenbestände in Westfalen. Man kann Eiche und Buche immer noch die charakteristischen Waldbäume Norddeutschlands nennen, während sich im Mittelgebirge Nadelholz und Laubholz um den Vorrang streiten. Hier sind überhaupt die Wälder kleiner, zerrissener, die verschiedensten Baumarten wechseln in denselben; gemischte Waldbestände sind häufig. Freilich ist dies eine neuere Tatsache; denn vor anderthalbhundert Jahren herrschte auch im Mittelgebirge noch das Laubholz massenhaft und einseitig. Aber wie viel schärfer hat sich seitdem überhaupt die Dreiteilung im Bodenbau wie im Volksleben Deutschlands ausgeprägt! Die Übergangsformen von Wald- und Feldbau, in der Haubergswirtschaft, ferner von Forstwirtschaft und Forstgärtnerei, wie von Waldarbeit und gewerblicher Arbeit (im Eichenschälwald) finden im Mittelgebirge ihren Stammboden.

Dagegen sehen wir im hochgebirgigen Deutschland wieder massenhafte und einförmige Wälder. Entschieden überwiegt das Nadelholz, dazwischen prangt der mächtige Ahorn und an den Südhängen der Tiroler Alpen wird die Tanne durch die Lärche verdrängt. In zahlreichen Winkeln des Hochgebirgs wuchern die Bäume noch wie im Urwald und Tausende von mächtigen Stämmen brechen vor Alter verwittert in sich zusammen, bevor die Axt des Holzhauers sie erreicht.

Dieselben Gegensätze wiederholen sich auf andern Gebieten der Pflanzenwelt. Man hat den allgemeinen Satz aufgestellt, daß in Norddeutschland die Flora ärmer sei an Gattungen, die Gattungen aber reicher an Individuen als in Süddeutschland. Dabei ist jedoch Süddeutschland, wie so oft, mit dem mittelgebirgigen Deutschland verwechselt. Der eigentliche Süden, die Zone der Hochflächen und Hochgebirge, zeigt wieder massenhaft gesellige Heidepflanzen, Alpenpflanzen, Sumpf- und Moorpflanzen, Wiesenkräuter, wie die nach großen Gruppen verteilten Gewächse der Wald- und Feldkultur; er ist also (mit Ausnahme der mildesten südlichen Hochgebirgs-

täler) bei weitem nicht durch die auf kleinstem Raume mannigfaltigste Pflanzenfülle ausgezeichnet wie die Mittelgebirge. Unbedingt gilt dies namentlich von den Kulturpflanzen.

Im Norden sehen wir ungeheure gleichförmige Getreidefluren, weitgedehnte Kartoffelfelder, große zusammenhängende Wiesengründe, Heiden, die auf viele Stunden Wegs mit geselligen Heidekräutern derselben Gattung überdeckt sind. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich auf den südlichen Hochflächen und dem Weideland der Alpen. Im Mittelgebirgsland dagegen wechseln Brot- und Handelsgewächse und Obstbäume aller Art auf kleinstem Raume. In ganzen Gauen wird der Acker schier zum Garten. Nicht bloß die Bodenbildung, auch der damit zusammenhängende Gattungsreichtum der Flora lädt hier ein zur Kleingüterei, wie er anderseits wieder durch letztere zum Äußersten erhöht wird.

So konnte also in Mitteldeutschland der Ackerbau zu gartenmäßiger Vielgestalt gebracht werden, während er im Norden und Süden weit mehr durch die Massen seiner Produkte mächtig ist. Entsprechend haben die rohesten, ursprünglichsten Wirtschaftsweisen noch ihren Hauptsitz im Tiefland und im Hochgebirge: Weidewirtschaft oder Graswechselwirtschaft geht durch fast alle norddeutsche Küstenländer, wie durch die Alpenstriche, wo sich noch die urälteste Form, die nomadisierende Hirtenwirtschaft der Sennereien hinzugesellt; die alte Dreifelderwirtschaft herrscht noch immer in Bayern, Österreich, Böhmen, einem großen Teil von Preußen, Hannover und Braunschweig. Dagegen ist die vollendetste, geschulteste Bauart des Fruchtwechsels recht eigentlich in Mitteldeutschland zu Hause: Sachsen, das südliche Westfalen und Schlesien, die Pfalz, Württemberg und Baden gehen hier voran im durchgebildetsten landwirtschaftlichen Betrieb.

Als Parallele dazu kann man anführen, daß auch die älteste roheste Betriebsart des Waldbaues, die Femel- oder Plänterwirtschaft nur allein im Hochgebirge und einzelnen unbedingten Waldstrichen der Meeresküste ihr Recht nicht nur behauptet hat,

sondern behaupten muß. Denn der Kampf mit der Natur zwingt hier, wie beim Ackerbau, zum einfachsten, aber auch unergiebigsten Wirtschaftsverfahren.

5. Geschichtliche Entwicklung der drei Volksgruppen.

Im Nordosten strömen die deutschen Stammvölker in die Tiefebene ein und bilden dort für viele Jahrhunderte ein Hinterland des rohen, ursprünglichen deutschen Volkstumes.

Im Südwesten dagegen stößt deutscher Naturwuchs zusammen mit römischer Kultur. Hier bildet sich der eigentliche Herd der mittelalterlichen Gesittung, in welcher germanische und romanische Eigenart verschmolzen erscheint. Das südwestliche Mitteldeutschland wird die bewegende deutsche Kulturmacht des früheren Mittelalters. Während die Bewohner des Rheingebiets, siegend oder besiegt, im Kampfe mit höher zivilisierten Völkern deren Gesittung aufnehmen und weiterbilden, erprobt sich die Naturmacht des deutschen Volkstumes im Norden und Südosten gegen barbarische Völker, von denen wenige oder gar keine Bildungselemente in jene Gaue einströmen konnten.

Das entscheidende deutsche Kulturvolk des früheren Mittelalters, die Franken, übernimmt die große Rolle der Verschmelzung deutschen und romanischen Wesens, je mehr es aus seinen ursprünglichen nordwestlichen Sitzen heraufsteigt zum Nieder- und Mittelrhein. Der Geist der Wildnis, zugleich aber auch der strengen, harten germanischen Eigenart, weicht von ihm, sowie es aus den Marschen des Küstenlandes dem Zauberbanne des mittelgebirgigen Westdeutschlands näher rückt. Wie ein Keil schieben sich die Franken zuletzt in das mittelgebirgige Deutschland selbst hinein und Chlodwig legte schon am Mittel- und Oberrhein den Grund einer neuen fränkisch-deutschen Kultur.

Die mächtigen Nebenbuhler der Franken in unsrer älteren Kulturgeschichte, die Goten, kommen hier nicht in Betracht, weil ihre Sitze außerhalb der Grenzen des späteren Deutschlands fallen, und weil sie ihr Volkstum auch nicht zum Teil wenigstens, gleich

den Franken, selbständig zu bewahren wußten, sondern es ganz hingegeben haben in den großen Zersetzungsprozeß mit dem Wesen der besiegten Romanen.

Karl der Große gründete den Stuhl seiner Weltmacht im westlichen Mitteldeutschland. Durch ihn wird der Rhein erst recht der König der deutschen Flüsse. Die dichterische Feier rheinischer Natur, rheinischen Geistes, rheinischer Sage und Geschichte zieht sich von da an durch alle Zeitstufen unsers Volkslebens. Die Heimwehseligkeit nach dem Rhein, die den Deutschen auch dann so oft beschleicht, wenn er kein Rheinländer, ist zugleich das Heimweh nach der verklungenen Herrlichkeit der poetischen Jugendtage unsrer nationalen Macht. Und diese Jugendgeschichte ist überwiegend eine mitteldeutsche, eine rheinische Geschichte bis zu den Tagen der Hohenstaufen — oft auch nur ein rheinisches Märchen.

Dem vielfach gemischten deutschen Kulturvolk der Franken samt den Schwaben, Allemannen und Bayern steht im Norden das so spröde deutsch geartete Naturvolk der Sachsen gegenüber, während im Südosten noch der deutsche Boden den aus Ungarn andringenden Barbaren abgerungen werden muß. In den Glaubens- und Nationalitätskämpfen Karls des Großen im deutschen Norden und Südosten sind es bereits die Vorgebilde der später immer kräftiger entwickelten deutschen Volksdreiheit, welche aufeinanderstoßen.

Mit dem Erlöschen der karolingischen mitteldeutschen Großmacht schiebt sich der Schwerpunkt des kaiserlichen Regiments wie der Kulturblüte auf längere Zeit von der westlichen Basis des mitteldeutschen Dreiecks gegen das Innere unsers Mittelgebirgslandes vor. In dem Jahrhundert der Herrschaft der sächsischen Kaiser werden in Thüringen und Obersachsen neue Herde der Gesittung und Staatsmacht gegründet; dieses Land wird nun erst recht hineingezogen in die Individualisierung des mitteldeutschen Volkslebens. So geht es weiter bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Durch Thüringen und Sachsen zum Rheine geht die Achse der großen Kulturentwicklungen und mit den Hohenstaufen

wird im mittelgebirgigen Deutschland zum letzten Male das bewegende Zentrum unsrer nationalen Macht aufgestellt.

Greifbar hat sich die Geschichte der alten Kulturmacht Mitteldeutschlands verkörpert in den Baudenkmalen. Denn die Baukunst des Mittelalters war wie keine andre an den Zusammenhang von Land und Leuten gebunden.

Die älteste deutschromanische Architektur der karolingischen Zeit hat ihre Werke am Rhein gegründet. Dann aber verdeutscht sich der Basilikenbau des romanischen Stils immer mehr, je entschiedener die Architektur zur Zeit der sächsischen Kaiser nach Sachsen und Thüringen hinüberdringt. Die kunstgeschichtlich wichtigsten Denkmale reihen sich hier genau an die Mittelgebirgszone: der Harz und der Thüringerwald bilden auch in der Geschichte der Architektur die Brücke zum Norden für das am Rhein erweckte Kunstleben. Dann flutet zur Zeit der fränkischen Heinriche und der Hohenstaufen der Strom der künstlerischen Entwicklung wieder zurück zum Südwesten, um auch die Binnengaue am Obermain, in Hessen, in Schwaben befruchtend zu erfüllen. Die höchste Blüte des romanischen Stiles und die keusche Frühblüte der Gotik gehört nicht mehr bloß dem Rheintal an, sondern dem ganzen weiten Rheinstromgebiet samt den ins Mittelgebirge verflochtenen Wassernetzen der Donau, Weser und Elbe — dem ganzen mittelgebirgigen Deutschland, aber die eigentliche Basis bleibt doch auch hier immer die Rheinlinie.

Mit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts hat das Mittelgebirgsland seine volle Individualisierung erreicht, seine Kulturmacht nach allen Seiten entfaltet und fortgepflanzt. Darum beginnen jetzt die zwei andern großen Gruppen deutscher Landes- und Volksart in den Vordergrund zu treten.

Schon lange hatte sich im stillen die kriegerische, gesammelte, unabhängige Macht der östlichen Markgrafen gefestet. Die Kreuzzüge machen das südöstliche Donau- und Alpenland zur großen Bühne des Zwischenhandels im orientalisch-nordischen Weltverkehr. Mit Rudolf von Habsburg hört Mitteldeutschland auf, die Basis der kaiserlichen Hausmacht zu bilden und das Östreich im hoch-

gebirgigen Süden tritt in diese Rolle ein. Böhmen greift mitentscheidend herüber in die deutschen Geschicke. In der norddeutschen Tiefebene wird die Hansa zu einer neuen Großmacht des deutschen Handels, der deutschen Kriegs- und Seetüchtigkeit und des Städtebürgertums. Die Hansa und die großen landesherrlichen Städte des Nordens konzentrierten das Land. Der zersplitternde innere Zwist der Geschlechter und Zünfte, dann der Städte und Fürsten berührt das mittelgebirgige Südwestdeutschland am tiefsten, den hochgebirgigen Süden und die nordische Tiefebene dagegen nur wenig. Im Nord- und Südosten dringt jetzt deutsches Volk, niederreißend und erbauend zugleich, in die Slavenländer; im Südwesten dagegen verhält sich alsbald das deutsche Volkstum nur noch verteidigend und abwehrend gegen das zentralisierende Frankreich, um zuletzt die wichtigsten Grenzstriche demselben preiszugeben.

Auch hier versinnbildet uns die Entwicklung der Architektur den Umschwung in der politischen und Kulturmacht. Im 14. Jahrhundert erst erhält das Ostseeland seine eigensten Baudenkmale in den strengen, schlichten, oft massenhaft gewaltigen und kühnen Kirchen- und Schlösserbauten dieses weiten Striches, die unter sich ebenso nahe verwandt sind als grundverschieden von der mitteldeutschen Gotik.

So war Mitteldeutschland am frühesten mächtig, am frühesten durchgearbeitet und gegliedert, aber auch am frühesten zerstückt und als selbständige Macht aufgelöst.

In tausend Einzelzügen aus der Geschichte der alten Zeit bis herab zu unsern Tagen ließe sich dies noch weiter ausführen.

Der Erfolg liegt jetzt vor aller Augen. Im nördlichen Tiefland und in der süddeutschen Hochgebirgs- und Hochflächenzone haben die großen und mittleren Staaten Deutschlands die Pfeiler ihrer Macht gefunden. Die städtischen Mittelpunkte des Großhandels, der Kunst und Wissenschaft, der modernen landesherrlichen Macht und teilweise auch der Industrie, sind immer umfangreicher und bedeutsamer im zentralisierten Süden und Norden erwachsen, während uns in Mitteldeutschland weit mehr die Vielgestaltigkeit,

Geschmeidigkeit und Zerfahrenheit als die Machtfülle des deutschen Kulturlebens entgegentritt.

So charakterisiert es gegenwärtig schon den deutschen Norden und Süden, daß er im Eisenbahnnetz die größten und wichtigsten Linien des Weltverkehrs besitzt, während das mittelgebirgige Land ein weit reicher gekreuztes Eisenbahnsystem des Ortsverkehrs aufzeigt, die meisten Linien und die größten Strecken der Schienenwege auf kleinem Raum.

6. Die Verteilung der Volksmassen.

Wie man unbedingte und bedingte Ödungen unterscheidet, Landstrecken, die überhaupt nichts Nutzbares erzeugen können, und Striche, die einstweilen noch wenig oder nichts erzeugen, so gibt es auch Gegenden, die für immer nur eine ganz magere Bevölkerung besitzen werden und solche, die aus historischen Gründen einstweilen noch dünn bevölkert sind.

Unbedingt volksleere Gegenden fallen bei uns mit den unbedingten Ödungen zusammen: sie gehören dem Hochgebirge, den kulturunfähigen Geröll- und Sandwüsten des Südens und Nordens an. Im mittelgebirgigen Deutschland finden wir auf den wasserarmen Flächen der Jurakalkgebirge, auf den Heiden des westlichen Basaltgebirgsgürtels u. s. w. Landstriche, die zur Zeit nur eine dünne Volksmasse ernähren, früher dagegen teilweise schon weit dichter bevölkert waren und überhaupt zu einer dichteren Bevölkerung durchaus nicht schlechtweg ungeeignet sind. Mitteldeutschland ist überall fähig einer dichten und dichtesten Bevölkerung, Nord- und Süddeutschland nicht überall.

Mitteldeutschland besitzt aber auch jetzt schon im großen und ganzen weitaus die dichteste relative Bevölkerung. Abgesehen von den überall am stärksten bevölkerten Gebieten der großen Städte, zeigen die an der Schwelle des Mittelgebirges gelegenen Industriebezirke bei Düsseldorf, dann einige mittelrheinische und obersächsische Striche (namentlich Rheinhessen und der Kreis von Zwickau) die stärkste Bevölkerung. Hier wohnen (1853) zwischen

9 000—10 000 Menschen auf der Geviertmeile. Das Königreich Sachsen hat überhaupt die Durchschnittszahl von mehr als 7000 Bewohnern auf die Quadratmeile. In Hessen, der Rheinpfalz, Rheinpreußen, Baden, Württemberg und den thüringischen Landen geht diese mittlere Zahl durchaus über 5000. In Böhmen und Österreichisch-Schlesien sinkt sie schon auf 5000 herab. In Altbayern auf 2000—2500, in Salzburg, Tirol und Kärnten auf 1100 bis 1700; desgleichen in Oldenburg, Hannover, Mecklenburg und den nördlichen und östlichen preußischen Regierungsbezirken auf 1800—2800. So erhalten die Hauptstaaten der norddeutschen Tiefebene und der südlichen Hochgebirgszone, Preußen, Österreich und Bayern, obgleich sie teilweise bedeutend in reich bevölkertes Mittelgebirgsland hinübergreifen, doch nur eine Durchschnittsziffer von 3000—4000 Köpfen auf die Geviertmeile, während diese Zahl bei den mitteldeutschen Staaten 5000 übersteigt. In der niedrigsten Ziffer trifft hier wieder der äußerste Norden mit dem äußersten Süden zusammen, indem in einigen westpreußischen und pommerschen Bezirken, wie in einigen Gegenden Tirols nur 800—1000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen.

Dagegen ist Niederdeutschland wie das hochgebirgige Oberdeutschland gegenwärtig durch einen viel stärkeren Volkszuwachs ausgezeichnet vor der Mittelgebirgszone. Ja es erfolgt durch die massenhafte Auswanderung sogar eine Abnahme der Volkszahl in einigen mitteldeutschen Gegenden. Im Norden hat das Auswanderungsfieber nur in Holstein und Mecklenburg festen Fuß gefaßt. Im ersteren Lande wohl überwiegend aus äußeren, politischen Gründen; in Mecklenburg dagegen aus sozialen. Denn kein andres Land der Tiefebene erinnert durch seine soziale Verwirrung in der Gegenwart so bedenklich an vergangene mitteldeutsche Zustände, wie Mecklenburg.

Bemerkenswert dürfte dem Sozialpolitiker wohl auch erscheinen, daß im mittelgebirgigen Deutschland die meisten Juden wohnen (trotz der sehr kleinen Judenschaft der sächsischen Länder); das geringste Prozent der Gesamtbevölkerung bilden dagegen die Juden

in Nord- und Süddeutschland (immer mit Abzug der Großstädte), trotzdem, daß hier wiederum Posen und die Provinz Preußen mit ihrer sehr starken Judenschaft ausgleichend in die Wagschale fallen. Die äußersten Punkte sind auch hier durch das nordische Küstenland, das südliche Hochgebirge und das rheinische Mitteldeutschland bezeichnet. In Steiermark nämlich und in Österreich ob der Enns gibt es gar keine Juden, in Tirol kommt auf nahezu 2000 Einwohner nur ein Jude, im Regierungsbezirk Stralsund einer auf 1180. Dagegen bilden die Juden in Hessen ein Vierundvierzigstel der Volkszahl, im mittleren Westdeutschland überhaupt ein Sechsundvierzigstel, im Südwesten ein Siebenundsiebzigstel. Wo die Juden massenhaft sitzen, da sitzt fast allemal das Gesamtvolk staatlich und wirtschaftlich zersplittert. Das Kleinkapital des kleinen Schacherjuden läuft viel lustiger und im buntscheckigen Mittelland bei den Städtebauern und Dorfbürgern, als im Hochgebirge und der Ebene beim echten Bauersmann. Im südlichen Oberbayern ist nicht einmal der ländliche Viehhandel in den Händen der Juden, während in manchen fränkischen Gegenden kein Kalb ohne einen solchen Zwischenhändler verkauft werden kann. Der oberbayerische Bauer verkauft seine Rinder und Pferde selber. Auf weiten Strecken des südbayerischen Hochlandes wird man vergebens einen Juden suchen, freilich ebenso vergebens — einen Protestanten, der dort wohl kurzweg ein Heide genannt wird.

Diese Thesen von der Landes- und Volksdreiheit Deutschlands lassen sich noch bedeutend vermehren. Ich begnüge mich hier nur mit den einfachsten Grundzügen. Die folgenden Abschnitte bringen in einer freieren und mehr künstlerischen Form weitere Studien, namentlich in Betreff jenes dreifachen Gegensatzes, der sich durch die innere Welt des sozialen und religiösen Volkslebens zieht, wie in der äußeren Staatenbildung.

Nur gegen zwei Mißverständnisse möchte ich mich hier noch von vorherein verwahren. Erstlich nehme ich den Ausdruck „Mittel-

deutschland" stets als gleichbedeutend mit dem „mittelgebirgigen" Lande, wie es sich in dem oben beschriebenen Dreieck von Schlesien und Sachsen herüberzieht bis an den Niederrhein und in die westliche Schweiz, so daß Thüringen und Obersachsen nicht sowohl als Zentrum, denn als Spitze und Übergangsgebiet dieser Gruppe erscheint. Zweitens finde ich die „Zerrissenheit" dieses Mittellandes nicht bloß darin, daß einzelne Striche wirklich in sozialer Auflösung und politischer Zerstückelung sich verfangen haben, sondern daß auch die besten Elemente echten deutschen Volkstums hier vielfach noch inselartig eingesprengt liegen zwischen Gegenden, die nur noch ein zersetztes, verwittertes Volksleben zeigen. Der Mangel an innerer Einheit, die Individualisierung im Guten und Schlimmen spricht sich also für Mitteldeutschland auch darin aus, daß auf kleinen Strecken (zum Beispiel im Altenburgischen) noch ein festgeschlossenes, altertümliches Bauerntum in der Nachbarschaft von modernisierten Bauern sitzt, daß in einzelnen Strichen, ja in vereinzelten Dörfern, noch strenger Kirchenglaube herrscht neben kirchlicher Gleichgültigkeit. Ich verstehe unter Individualismus eben nicht eine besonders neumodische Sitte und Art, sondern jene bunte Musterkarte des Volkslebens auf engem Raum, in welcher — grundverschieden vom Norden und Süden — überall Neues und Altes, Fremdes und Eigenes, Gutes und Schlimmes sich kreuzt und entgegensteht. Darum findet man allerdings norddeutsche und süddeutsche Elemente ganz bestimmt, ja hie und da in örtliche Selbständigkeit abgeschlossen, auch im mittleren Lande; aber für das Ganze maßgebend bleibt dann umsomehr die Auflösung, Vielfarbigkeit und innere Zersplitterung dieser Gruppe, die freilich nicht klar wird, wenn man den Blick lediglich auf einzelne kleine Landstriche heftet, sondern wenn man die ganze Gruppe vergleicht mit den für den Sozialpolitiker ins massenhafte geeinigten Ländern der norddeutschen Tiefebene und der südlichen Hochgebirgszone.

Zweites Kapitel.

Randzeichnungen des Sozialpolitikers.

Auf der Schauseite norddeutscher Bauernhäuser steht der Spruch zu lesen:

„Wat frag' ick na de Lü! —
Gott helpet mi!"

Dieser auserlesen schöne Sinnspruch spiegelt das stolze Selbstbewußtsein des norddeutschen Volkes. Im individualisierten Mitteldeutschland, dessen Dome und Burgen, dessen in modernem Glanze gebauten Stadtdörfer die niedrigen namenlosen norddeutschen Bauernhäuser so hoch überragen, fällt doch schon längst keinem Bauern mehr so ein stolzer Kraftspruch ein, daß er ihn heute noch über seine Haustür schriebe. Das norddeutsche Volk ist stolz auf seine Eigenart, es „fühlt sich" in derselben; das süddeutsche nicht minder, wenn es gleich sein fröhliches Heimatbewußtsein nicht in so ausschließender, vordringender Art auszusprechen pflegt, wie das norddeutsche. Das mitteldeutsche Volk dagegen hat seinen Stolz verloren, es schämt sich vielfach der eigenen Sitten und schwört dieselben ab.

Seit dem allmählichen Verfall des alten Deutschen Reiches hat sich diese natürliche Dreiteilung Deutschlands, die im Boden und Volksstamm wie im daraus erwachsenen sozialen Leben ihre Grundlagen hat, immer deutlicher herausgebildet. Die politische Trias kommt hinzu, diese Gruppen noch schärfer zu umreißen Der alten Zeit war der Gesamtbegriff eines „Norddeutschland" wie wir ihn fassen, fremd, am allerwenigsten war er ins Volks-

bewußtsein übergegangen. Letzteres geschieht jetzt mehr und mehr, fast jeder Tag bringt uns Belege dafür. In der Natur des Landes war diese Dreiteilung von Anbeginn vorgezeichnet, allein eine politische Möglichkeit ist sie erst geworden durch den Verfall des Deutschen Reichs und das Emporwachsen Österreichs und Preußens zu selbständigen Großmächten. Als Denkmal von dem Verfall des Deutschen Reichs ist Mitteldeutschland stehen geblieben mit seinem sich selbst zersetzenden, ins kleinste getriebenen Sonderleben, mit seiner politischen Zerrissenheit, mit seinem überkultivierten Volk, mit seiner Auflösung der natürlichen Gesellschaftsgruppen, aber auch mit seiner rastlosen Einzelbetriebsamkeit, mit seinen tausend Ruinen alter Pracht und alter Macht. Es zeigt uns, was ganz Deutschland geworden wäre, wenn nicht im Süden und Norden eine großartige politische und soziale Einung Raum gewonnen hätte.

Das Glück und das Genie, mit welchem preußische Fürsten in den letzten Jahrhunderten die Auflösung des Deutschen Reiches für ihre Hausmacht ausnützten, gewann ihnen nicht bloß diesen neuen norddeutschen Großstaat Preußen[1]). Trotz der geographisch

1) Ich brauche wohl kaum ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Nachfolgende in den Fünfzigerjahren niedergeschrieben wurde, und daß manches, was damals Tatsache war und als solche hier verwertet wurde, jetzt nicht mehr gegenwärtige Tatsache, sondern nur noch historische Erinnerung ist. So wird zum Beispiel niemand mehr die heutigen Grenzen Preußens ungünstige nennen, und die Verschmelzung der Rheinlande mit der preußischen Gesamtmonarchie hat sich rascher erfüllt, als ich oben prophezeite. Vor dreißig Jahren mußte ich ebenso selbstverständlich vom Deutschen Bunde ausgehen, wie ich heute vom Deutschen Reich ausgehen würde. Für meine Hauptaufgabe, den bewegenden Gesetzen des Volkslebens in dem Wechselbezuge von Land und Leuten nachzuspüren und dieselben durch Züge, die ich aus dem Leben griff, zu verdeutlichen, ist dies aber nicht entscheidend. Dieses ganze Buch ist ein historisches geworden, es will mit historischem Sinne gelesen sein; und so mögen denn auch die Belege, welche ich aus der Vergangenheit schöpfte, hier stehen bleiben, wie nicht minder so manches Urteil, welches ich im Geiste einer nun schon recht fernliegenden Zeit aussprach. Die Hauptsache bleibt davon doch unberührt: Land und Leute in ihrem ursächlichen Zusammenhang.

heute noch so ungünstigen Abgrenzung des preußischen Landes wuchs dazu auch ein preußischer Gemeingeist im Volke groß. Man spricht sogar von einem preußischen „Nationalstolz", obgleich es eigentlich gar keine preußische „Nation", sondern nur ein preußisches Volk gibt. Wohl aber gibt es einen deutschen Nationalgeist des Norddeutschen, der sich politisch vertreten weiß in Preußen, und mit dem fabelhaften Aufblühen des neuen Großstaates Preußen wuchs auch schrittweise dieser norddeutsche Nationalstolz wieder auf. Der bindende Kitt, welcher für das norddeutsche Volk des Mittelalters die Hansa gewesen, ist für das moderne Norddeutschland Preußen. Die preußische Rheinprovinz, die ihrem größten Teile nach geographisch, ethnographisch und sozial zu Mitteldeutschland gehört, wird durch das Massengewicht der preußischen Hauptlande schrittweise für Norddeutschland erobert. Trotz des Widerstrebens im Volke ist hier binnen wenigen Jahrzehnten ein ungeheurer Umschwung in den Sitten und im politischen Geiste angebahnt worden, ja selbst der Dialekt der Gebildeten verberlinert merklich. Geht es so fort, dann wird binnen hundert Jahren die Rheinprovinz einen wesentlich neuen, einen überwiegend preußisch norddeutschen Charakter haben. Anderseits dringt aber auch in dem südlichsten Winkel des deutschen Westens, in Baden und Württemberg, das mitteldeutsche Wesen immer entschiedener vor: das alte Schwaben, vorzeiten das Kernland des deutschen Südens, ist nicht bloß politisch, sondern auch sozial in Stücke gegangen. Es fehlt bei jenen beiden Staaten der Rückhalt einer großen, von Natur gefesteten Volksgruppe, wie sie für Preußen in der Mark, in Pommern u. s. w., für Bayern in Altbayern und bayerisch Schwaben, für Österreich in dem weitgedehnten Gebiet seiner Hochgebirgsländer gegeben ist. Und gleichwie sich die hannöverische, mecklenburgische, oldenburgische Bevölkerung in der neueren Zeit enger als je zuvor mit dem preußischen Volke verbunden weiß, so ist es auch trotz noch nicht verjährten politischen Grolles mit den Bayern und Österreichern geschehen. Beklagt man auch in Bayern die Irrgänge der österreichischen Staatslenker, so ver-

gißt doch das Volk seine Verwandtschaft mit dem deutschen Österreich in Stamm und Sitte nicht. Politisch waren beide Völker häufig Gegner, sozial fühlten sie sich immer als Vettern, und wenn der Gegensatz zu nord- und mitteldeutscher Art daneben stand, sogar als leibliche Brüder. Dem individualisierten, konfessionell gemischten württembergischen und badischen Volke dagegen erscheinen die mitteldeutschen Nachbarn im allgemeinen weit verwandter als das große Zentralland des deutschen Südens, Österreich.

Die drei Gruppen also haben ihre Vermittlungen und Übergänge; nicht ausschließende, sondern nur entschieden vorwiegende Eigentümlichkeiten bestimmen ihren sozialen Charakter. Aber dem Wesen nach besteht dennoch die dreifache Gliederung. Man kann jetzt nur erst ihre ungefähren Grenzen ziehen, allein diese Scheidelinien werden immer bestimmter werden, je tatkräftiger das soziale Leben überhaupt sich weiter entwickelt. Und dazu sind wir auf dem geradesten Wege.

Gegenwärtig sucht namentlich Mitteldeutschland noch sich selber. Es wird sich aber finden. Je tiefer der Gedanke einer sozialen Politik in das Volksbewußtsein dringt, je klarer die Tatsache wird, daß ein nach kleinen Häuflein abgesondertes Volk in ganz andrer Art sich hervorbildet, als ein nach großen Massen gegliedertes, umso deutlicher werden die Grenzen dieses gesuchten Mitteldeutschlands ans Licht treten. Wenn das zähe Festhalten an überlieferten Sitten und das bewegliche Wechseln derselben, das Vorwiegen des großen Grundbesitzes oder der Kleingüterei, die Scheidung von Stadt und Land oder die Verwischung dieses Gegensatzes, das Vorhandensein oder die Abwesenheit einer sozial eigengearteten grundbesitzenden Aristokratie, die Bewahrung oder die Ausebnung der uralten natürlichen Ständeunterschiede, der Gegensatz eines vielfältig noch neu zu bauenden und eines bereits ausgebauten Landes, — wenn diese und hundert ähnliche Gegensätze Land und Leute in sozialem Betracht sondern können, dann besteht auch jenes gesuchte Mitteldeutschland.

Die Geographen sind bekanntlich uneinig über die Grenzlinie zwischen Nord- und Süddeutschland. Der Stein des Anstoßes ist eben Mitteldeutschland; sie wissen nicht, ob sie es zum Norden oder zum Süden rechnen sollen. Das Volk aber ist hierüber gleichfalls noch uneinig und unklar. Denn Mitteldeutschland ist der Übergangspunkt, wo die bestimmten leicht greifbaren Gegensätze des deutschen Wesens zusammenstoßen, sich kreuzen, verwischen und aufheben. Es läßt sich leichter bestimmen nach dem was es nicht ist, als nach dem was es ist. Es ist in dieser Beziehung vergleichbar dem „vierten Stande" in der bürgerlichen Gesellschaft, der tatsächlich vorhanden, aber noch nicht abgeschlossen ist, dessen flüssiges Wesen die scharfe Grenze des Begriffes flieht, der im einzelnen nur die Elemente der modernen Stände in sich enthält, als Ganzes aber doch neu und eigenartig erscheint.

Weil in Mitteldeutschland die widersprechendsten Charakterzüge des deutschen Volkslebens zusammengedrängt und untereinander gemengt sind, so liegt die Versuchung nahe, diese bunte Enzyklopädie unsrer Gesellschaft für die bürgerliche Gesellschaft von ganz Deutschland zu nehmen. In diesem einseitigen Verfahren sind sehr viele ehrlich liberale Politiker befangen. Dasselbe gewinnt umsomehr den Schein für sich, als in der Tat eine große und reiche Periode unsres nationalen Lebens noch nicht weit hinter uns liegt, in welcher unsre ganze literarische Bildung wesentlich von denselben Elementen durchdrungen und getragen war, welche auch das mitteldeutsche Volksleben tragen und durchdringen. Der Humanismus, der die religiösen Gegensätze verwischt oder übersieht, die Standesunterschiede ausgeglichen denkt und sich um die gewaltigen Trümmer der alten rohen, naturwüchsigen Volksgebilde nicht kümmert, fand sein leibhaftes Leben in den Gesellschaftszuständen der mitteldeutschen Kleinstaaten. Es ist darum auch mehr als eine abgedroschene Phrase, wenn man seinerzeit das „im Herzen" Mitteldeutschlands gelegene Weimar das „deutsche Athen" und Leipzig klein Paris genannt hat. Unsre klassische Literaturepoche gehört vorwiegend Mitteldeutschland an. Wien

zählte kaum; Berlin war beim Beginn des Jahrhunderts noch eine Art literarischer Vorstadt von Weimar, Jena, Leipzig, Göttingen und all den andern kleinen Zentralpunkten mitteldeutschen Geisteslebens. Selbst in den geistlichen Staaten und den „finsteren Pfaffenstädten" am Rhein und Main herrschte damals ein Geist der Aufklärung und des Weltbürgertums, von dem man in den uralt freien Marschen unsres Nordens und in mancher weiland republikanischen Hansestadt wenig oder nichts wußte, und welcher der weitaus größten Ländermasse des zentralisierten deutschen Südens bis auf diese Stunde fremd geblieben ist. Darum vergaß man aber auch bei der Schätzung der geistlichen und gesellschaftlichen Nationalzustände diese Barbaren am Meere und im Hochgebirge. Trotz seiner politischen Ohnmacht war Mitteldeutschland durch einen großen Teil des 18. Jahrhunderts tonangebend für das lediglich mit literarischem und künstlerischem Maße messende Urteil über unser gesamtes Kulturleben. Die brennende Streitfrage unsrer Zeit, ob die deutsche Gesellschaft bereits ein gleichheitlicher Molluskenbrei oder noch immer ein gegliederter Körper sei, diese Streitfrage mit all ihren Konsequenzen ist ein Kampf des deutschen Nordens und Südens zur Freimachung von der sozialen Oberherrschaft Mitteldeutschlands. Vom Norden und Süden, wo noch die großen Wälder, Sümpfe und Berge sind, kam die deutsche Reaktion. Ist nicht in Norddeutschland dermalen das Hauptquartier der Junker und Aristokraten, der Männer der Stände und Körperschaften, der Frommen und Strenggläubigen, der protestantischen Missionsleute, der Treubündler, der Männer des christlichen Staates? Sitzen nicht im Süden die Ultramontanen, die mönchischen Maler, die Schutzzöllner, die Zunftleute, die schwarzgelben Monarchisten? In Norddeutschland ist heute noch ein Streit auch der politischen Parteien vorhanden, der sich um große Fragen dreht. In Mitteldeutschland hat man die großen Fragen schon längst mit den kleinen und kleinsten vertauscht. Das alles wäre nicht so gekommen, wenn die „barbarischen" Hinterländer des deutschen Nordens und Südens nicht gleichsam neu

wieder entdeckt worden wären auf der sozialen Karte von Deutschland. Wäre die neueste Reaktion (1850) aus Süden und Norden bloß eine Reaktion der Regierungen, der Parteien, oder gar, wie man es gern darstellt, einer Gruppe von Schulpolitikern gewesen, sie würde ohnmächtig geblieben sein. Sie war aber zugleich eine Reaktion aus dem Volke, eine gesellschaftliche Reaktion, und soweit sie das letztere ist, hat sie nichts Verlebtes wieder aufgefrischt, sondern sie sucht Lebendes, aber Vergessenes und Zurückgeschobenes wieder zu seinem Rechte zu bringen und bekundet hiemit auch das Wesen eines wirklichen Fortschrittes.

Im Norden wie im Süden Deutschlands hat übrigens die soziale Zentralisierung keineswegs die berechtigten sozialen Besonderheiten vernichtet. Einigung und Uniformität ist zweierlei.

Schon die Musterkarte der Volksdialekte, die an den Meeresküsten nicht minder bunt ist als in den Alpen oder den Mittelgebirgen, verkündet, daß unser Volkstum noch nirgend uniform geworden. Allein die niederdeutschen und oberdeutschen Mundarten haben noch eine Einheit, die mitteldeutschen kaum mehr. Schon in dem oberflächlichen Gesamtnamen des „Plattdeutschen", so reich sich auch dasselbe im einzelnen wieder abstuft, ist der Gedanke eines herrschenden Grunddialekts für ganz Niederdeutschland ausgesprochen. Für die obersächsischen, thüringischen, hessischen, fränkischen, pfälzischen Mundarten Mitteldeutschlands ist eine solche Gesamtbezeichnung gar nicht denkbar, denn sie sind längst zu Mischdialekten des verschiedensten Ursprungs geworden. Es ist mir begegnet, daß man mich um der rheinfränkischen Farbe meines Dialektes willen in Norddeutschland für einen Österreicher hielt, im Süden dagegen für einen ausgemachten Norddeutschen. Dergleichen kann eben nur einem Mitteldeutschen begegnen. Die schwäbischen, bayerischen und österreichischen Mundarten, nicht minder das Plattdeutsche, sind für den Poeten noch äußerst bildsam und haben sogar in unsrer modernen Literatur sich wieder d e u t s c h e Geltung verschafft. Dies ist bei keiner einzigen mitteldeutschen Mundart der Fall gewesen. Ja es hat sich sogar durch

die moderne künstlerische Nachahmung und Erweiterung des süddeutschen Volksliedes, durch die schwäbischen Dorfgeschichten und österreichischen Volkspossen eine allgemeine, gleichsam schriftmäßige Form des Schwäbischen, Bayerischen und Österreichischen festgestellt, die keiner der hundertfältigen Abstufungen der Dialekte, wie sie in jenen Ländern wirklich gesprochen werden, vollständig entspricht, sondern die höhere Dialekteinheit all dieser örtlichen Schattierungen geradezu literarisch repräsentiert. Hebel, Auerbach, Kobell, Gotthelf, Raimund, Klaus Groth, Fritz Reuter haben nicht bloß für ihre Stammlandschaft, sondern für ganz Deutschland gedichtet.

Hebel und Reuter haben uns gezeigt, daß die Dialektpoesie in allemannischer und plattdeutscher Mundart nicht bloß den unnachahmlich eigenartigen Ausdruck des Naiven, Schalkhaften, Treuherzigen und Spaßhaften geben kann, sondern zuweilen auch rührend, wehmutvoll, ja ergreifend erhaben zu wirken vermag. Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit" mit seinem erschütternden Bilde des Weltuntergangs ist ein unvergleichliches Probestück des tiefernsten Ausdruckes, der auch der naiven Volkssprache eignet. Nun denke man sich aber diese Hebelschen Verse in die pfälzische oder obersächsische Mundart übertragen, so würden sie sofort zur Karikatur, sie werden beleidigend komisch wirken; denn die Fratze des Erhabenen beleidigt immer. Und doch ist auch die pfälzische und obersächsische Mundart reizend im rein komischen Effekt. Beide Mundarten sind aber viel zu sehr gemischt mit Elementen der hochdeutschen Bildungssprache, sie haben ihre volkstümliche Naturkraft verloren, sie erinnern an den Manschettenbauer, der vornehm sprechen will und dabei fortwährend in sein Bauerndeutsch zurückfällt, sie sind an sich schon eine Satire auf sich selbst. Das kann allerliebst komisch sein, aber für eine Aussprache des ernst Gemütvollen oder gar des Erhabenen taugt es ganz und gar nicht. Am komischsten wirkt darum mitteldeutsche Volksmundart, die städtischer Dialekt geworden ist, wie ihn etwa der Frankfurter Hampelmann spricht.

Diese kleinen Züge bergen einen bedeutsamen Fingerzeig zur Erkenntnis des ungebrochenen ober- und niederdeutschen und des von städtischer Bildung durchsetzten mitteldeutschen Volkstums.

Es ist ein wunderbares Ding um diese tiefe, oft den Leuten selber unbewußte Einheit in der bunten Vielgestalt des norddeutschen und süddeutschen Volkslebens. Der Bewohner der Hochalpentäler lernt oft seine nächsten Nachbarn, die vielleicht nur zwei, drei Stunden Wegs von ihm entfernt sitzen, niemals kennen, weil sie in einem andern Talgefälle wohnen. Er weiß von ihnen nur vom Hörensagen; sein eigenes enges Tal ist und bleibt seine ganze Welt. Dennoch würden sich diese Nachbarn, die sich nie gesehen, sofort als Brüder und nächste Landsleute erkennen und begrüßen, wenn sie je einmal zusammenkämen. In einer ihm selbst unbewußten Einheit, nicht der einzelnen Sitten, wohl aber der Gesamtgesittung, ist dieses Naturvolk verbunden. In dieser äußerlichen Vereinsamung bei innerem Zusammengehören trifft das Volk zahlreicher abgeschlossener Marschen und abgelegener Inseln der deutschen Nordküsten mit den Alpenbewohnern zusammen. So sind z. B. die Marschbewohner des Stadeschen Altlandes ein kleines Volk für sich. Ihre Häuser kehren eine andre Front der Straße zu, als die aller übrigen Bauern der Elb- und Wesermarschen. Die Altländer unterscheiden sich aufs schärfste in Sitte und Art von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Kehdingern, die den Bewohnern des Landes Hadeln verwandt sind und doch auch von diesen wieder für den feineren Kenner in hundert Stücken verschieden. Von der Giebelfirst des Altländer Hauses schaut das uralte Schwanenzeichen herab, welches sich auch in Flandern findet, während in den angrenzenden elbaufwärts gelegenen Heidestrichen das alte Wahrzeichen des Sachsenstammes, die beiden Pferdeköpfe, an der Giebelspitze prangt. Allein auch in diesen Pferdeköpfen selbst sind wiederum feine Unterschiede des Volkstumes angedeutet. Denn bei Lüneburg, Ülzen u. s. w. sind die beiden Köpfe nach außen gekehrt, während sie bei Bremen, Nienburg und stromaufwärts bis in Westfalen nach innen schauen. Im Altland waren die Rechtsgewohnheiten

noch bis in die neueste Zeit altgermanischen Gepräges. Es gab Gräfen, Hauptleute, Vögte, Schöffen, Findungsmänner, es gab ein Gräfding, ein Botding, Jartentage u. s. w. Ähnliches finden wir bei vielen andern dieser kleinen abgeschlossenen Küstenbezirke, die trotz ihres eigensinnigen Sonderlebens dennoch in der Gesamtgesittung einiger zusammenstehen, als die zerrissenen Ländchen des zumeist in voller Auflösung der alten Sitte begriffenen Mitteldeutschlands.

In dem von der Natur wie von der Politik so viel vernachlässigten Pommern machen sich die verschiedenen Städtchen in Volkssprüchen und Spitznamen über ihre Armut gegenseitig lustig. Wenn sich vordem Boote aus Wollin, Cammin oder Gollnow auf der Oder begegneten, so eröffneten sie ein kleines Gefecht mit Wasserspritzen gegeneinander und die Wolliner wurden dabei als „Stintköppe" begrüßt, die Camminer als „Plunderköppe", die Gollnower als „Pomuffelsköppe", aber „Plump aus Pommerland" hält darum doch fester zusammen, als die mitteldeutschen Leute, die großenteils gar nicht den Humor mehr haben, sich gegenseitig zu bespotten. Den Kreisen Bütow und Rummelsburg sagt man in Pommern nach, sie hätten gemeinsam nur eine Lerche, die des Morgens in Bütow, des Nachmittags in Rummelsburg sänge. „In Penkun hängt de Hunger up'm Tuhn" (auf dem Zaun). „In Greifswald weht der Wind so kalt." „Masso — was so — is so — und blüwt so." „In Nörenberg haben die Krebse die Mauer abgefressen." „Jakobshagen, Schaokopshagen." „In Ball wohnen die Schelme all." „Wer sienen Buckel will behullen heel, de heed sich vor Laobs und Strameehl; wer sienen Buckel will hewwen vull, de goh noah Regenwull." Wer diese Auswahl von Spottsprüchen, mit denen sich die kleinen pommerschen Städte gegenseitig beehren, noch erweitern will, der findet in der trefflichen Schrift von Th. Schmidt in Stettin über „die pommerschen Chausseen" weiteres Material dazu. Ein Volk, welches sich solchergestalt noch über sich selber lustig machen kann, muß noch ein kräftiges Volk sein, und solange sich kleinstädtisches Sonder-

tum wesentlich in Versen Luft macht, hat es mit demselben auch keine Not.

Der Bewohner einer Marsch heiratet so selten in eine andre, als der Bewohner eines Hochalpenflußgebietes in das andre. In den abgelegensten Talwinkeln des bayerisch-tirolischen Hochgebirgs gibt es noch einzelne Bauernhöfe, die nachweislich schon seit drei Jahrhunderten ununterbrochen im Besitze derselben Familie sind. Die Abschließung von der Welt hat vielleicht der sehr armen Bauernfamilie solchergestalt zwei der wichtigsten sozialen Attribute des alten grundbesitzenden Adels geschaffen: den Stammbaum und das geschlossene Familiengut. Das Leben in der gleichen wilden Natur und der Kampf mit derselben einigt die vereinsamten Siedler in den Bergen, und so steht der Vorarlberger dem fernab wohnenden Steiermärker weit näher als der Pfälzer dem schwäbischen Nachbar, oder der Rheinfranke dem Thüringer.

Ein merkwürdiges Exempel der von einer höheren Einheit zusammengehaltenen Besonderung des norddeutschen Volkstumes im Gegensatze zu einheitslos zersplitterten mitteldeutschen Gauen bildet die Insel Rügen. Betrachtet man die Silhouette der Insel auf der Landkarte, dieses spinnenartig aufgespreizte Gebilde von Vorgebirgen, Halbinseln und Landzungen, deren Kern selber wieder von Binnenseen durchlöchert ist, dann sollte man glauben, hier könne nur ein zerrissen gesondertes Volkstum seinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entschiedene Anlage dazu überall hervor. Und doch ist der Volkscharakter dieser Insulaner zugleich wieder in den Hauptzügen aufs straffste zusammengehalten und in sich abgeschlossen.

Dazu kommt, daß die Rügener während der größeren Hälfte des Jahres von der Welt abgeschlossen sind, in der kleineren Jahreshälfte aber von Leuten aus aller Welt besucht. Im Winter ist manchmal jeder Verkehr mit dem Festlande tagelang unmöglich und im Sommer liegt Rügen vor den Toren von Berlin; ganz ähnlich

wie unsere Alpentäler, im Winter so unzugänglich und weltvergessen, im Sommer von Fremden überflutet, vor den Toren von München liegen. Daraus erwächst in beiden Fällen ein Gegenzug von Pfiffigkeit und Naivetät, den der Rügener mit dem Tiroler gemein hat.

Die doppelseitige Natur von Land und Volk macht Rügen zu einem Volksbeobachtungspunkte, der wohl ohnegleichen in Deutschland ist. Wie es besonders bevorzugte meteorologische Stationen gibt, so auch ethnologische Hauptstationen, auf denen sich je ein steter Beobachter der Entwicklungen im Volksleben festsetzen müßte. Dann könnten aus dem Austausch einer ganzen Kette von Beobachtungen unsre Staatsmänner erst ungefähr merken, wie sich in den unteren Regionen Wind und Wetter macht. Obgleich nun mein Wissen von dieser Insel bloß flüchtig erwandert, nicht gründlich erlebt ist, so möge doch der Leser um des lockenden Stoffes willen nachsehen, daß ich ein kleines Charakterbild zu Gunsten meiner Sätze zu zeichnen versuche.

Die Bewohner Rügens sind geographisch so streng gegliedert, daß sie in der gemeinen Redeweise ihre Insel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganzes gelten lassen. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchgut, Zudar spricht man hier, als ob das lauter selbständige Länder seien. „Rügen" gilt nur für einen kleinen Teil, und wollte man den Namen für die ganze Insel gebrauchen, so würde der gemeine Mann aus dieser geographischen Abstraktion so wenig klug werden, wie andre Leute aus der Abstraktion eines Gesamtdeutschlands.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe" und der „smalen Heide", hört fast alle Kultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne einer Sterbensseele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Täler gleich als zwei ferne Welten voneinander abschneidet, so halten hier die Landengen das Volksleben auseinander. Jede Halbinsel hat ihren besonderen Lokalton der

Mundart, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in diesen Landen haben wenig Sinn für künstlerische Formen und Farben. Frisia non cantat, sagt man auch auf der andern Seite der schleswig-dänischen Landzunge. Charakteristisch für den farb- und klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein wahres sans-couleur, als ein abscheuliches Gemisch von Schmutzbraun und Teerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Die Mönchguter haben andres Herkommen als die Leute von Jasmund, von Wittow. Man spricht auf Mönchgut noch von dem Bußplatz der gefallenen Mädchen, von dem Schemel der Witwen in den Kirchen. Davon weiß man auf andern Teilen der Insel nichts mehr. So herrscht hier überall das eigensinnigste Sondertum, aber das Volksleben fällt darum doch nicht auseinander, wie im Binnenland. Das würde nur dann möglich gewesen sein, wenn dieses so abenteuerlich gegliederte Land nicht eine Insel wäre, und zwar eine Insel im Meer.

Was dieser bunte unruhige Wechsel von Berg und Tal, Feld und Wald, Heideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland, in der Natur der Eingeborenen zersplittern mochte, das hielt das ringsum flutende Meer wieder mit starkem Arm zusammen. Das Meer ist die oberste sozial erhaltende Macht für Rügen. Im großen wiederholt sich die gleiche Erscheinung bei den britischen Inseln. Das Meer hält Norddeutschland zusammen, wie die Hochgebirge den deutschen Süden. Auf dem festen Boden sind die Interessen der Küstenbewohner mannigfach gestuft und gekreuzt, auf der See sind sie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einseitigkeit, die eine wesentliche Vorbedingung alles Genies ist, beim einzelnen wie bei einer Volkspersönlichkeit.

Man sieht das an dem kleinen Bilde Rügens gar deutlich.

Der Ausfall des Heringfanges ist eine „brennende Frage" für die ganze Insel. Kommen im Frühjahr die Heringe in zahllosen Schwärmen angeschwommen, dann sind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbst. Beide beten um volle Fässer, und das volle Heringfaß läßt sich ebensowenig mit Sicherheit prophezeien, wie das volle Weinfaß. Die Rügensche Chronologie zählt nach guten Heringsjahrgängen wie die Rheingausche nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Heringsjahre sind glücklicherweise nicht so lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, ist wenigstens stolz darauf, eine Tonne „selbst eingemachter" Heringe, die er „grün" aufgekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit den nämlichen selbstgefälligen Randglossen vor, wie der Weinbauer seinen Haustrunk als eigenes Wachstum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wissens ist bei diesen Küstenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein Rügenscher Bauer weiß sich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zu finden. Am Meer fehlt auch dem gemeinen Mann selten einige Anschauung von den gewöhnlichsten geographischen Hilfsmitteln. Überdies braucht der Rügener nur auf den Rugard, das Pehrd oder die Höhenpunkte der Granitz zu steigen, so hat er seine Insel gleich als Landkarte im Original vor sich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen süddeutschen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Tasche, so kann er noch in den Verdacht kommen, ein Hexenmeister zu sein, oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher nachzusehen komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reisehilfsmittel haben diese Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erschrecken auch nicht, wenn man ein Fernrohr ans Auge setzt, denn sie halten das Ding nicht, wie so oft unsere binnenländischen Bauernjungen, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu schließen, daß dieses Inselvolk gebildeter sei als das binnenländische, wäre sehr verkehrt. Es besitzt nur eine Bildung anderer Art.

Dem Küstenbewohner wird Mutterwitz und Wissen gleichsam

vom Meere an den Strand geworfen; das Meer macht ihn zum Genie der Volkspersönlichkeit, aber nur — weil es ihn zur Einseitigkeit zwingt. Die Tierfabel der Rügener spielt unter den Wassertieren wie die Tierfabel der Binnenlandsbewohner unter den Tieren des Waldes. Die Flunder zum Beispiel, ein kleiner plattgedrückter, possierlicher Fisch mit zur Seite gezogenem aufgeworfenem Maul, ist den Rügener Fischern der hohle Renommist in der Fischgesellschaft. Als die Flunder den ersten Hering sah, zog sie ein schiefes Maul und sagte hochmütig spöttisch: „Ist der Hering auch ein Fisch?" Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres Hochmuts für alle Zeiten das Maul schief stehen. Vielleicht schreibt einmal ein Volkspoet an der Ostsee einen Reineke Fuchs, der in der Meerestiefe seine Ränke und Schliche entfaltet, und Kaulbach zeichnet die Charakterbilder der menschlich-närrischen Fische dazu.

Selbst die Poesie des volkstümlichen Sagenschatzes hat hier ihre lautersten Heiligtümer in die Tiefe des Meeres versenkt. Der Nibelungenhort dieser Ostseeinsulaner ist Vineta, die versunkene Stadt an der Küste von Usedom, das Traumbild unter den goldglitzernden Wasserwogen. Wisby auf Gotland, die märchenhafte Trümmerstadt, das skandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehengebliebenes Vineta. Auf Arkona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen Rügenschen Inselspitze, stand der Tempel Swantowits, des großen Slawengottes.

Die heidnischen Slawen auf Rügen wählten sich die poesievollsten Kultusstätten, ähnlich wie unsere heidnischen Vorfahren: am stillen „schwarzen See" im dunkeln, schweigenden Buchenhaine der Stubnitz, und auf Arkona, auf hohem Felsenvorgebirg über dem unabsehbar sich ausbreitenden Meere. Dieser Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meer", ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes dem, der lange sinnend über die Flut hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint — dieser Punkt und kein anderer mußte das Mekka der Insel sein. Mir ist die tiefpoetische Erzählung des Evangeliums, wie Christus auf dem Meere wandelt, nie groß-

artiger und so ganz in ihrer anschaulichen und plastischen Fülle erschienen, als hier auf der Tempelstätte des Swantowit. Wäre ich Pastor auf Rügen, ich würde dem Inselvolk fleißig über diesen Text predigen. Saxo Grammaticus beschreibt den vierköpfigen Götzen Swantowit. Die Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhängend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrählt herabhängende Haar zeichnet heute noch die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhängend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast alles auf der Insel, vom Meere diktiert; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute.

Die alten Rügener hielten so treu an ihrem Götzen! Wird doch auch uns so mancher Götze heilig, wenn er nur vaterländisch ist. Als Mönche von Corvey hier zuerst das Christentum predigten, ließen sich die Insulaner eine Kapelle Sankt Veits, des Patrons von Corvey, gefallen, weil sie „Santa Vit“ und „Swantowit“ für ein und dieselbe Person hielten. Sie scheinen aber doch des Irrtums bald inne geworden zu sein und kehrten wieder zu ihrem echten Heidengott zurück. Als dann fast dreihundert Jahre später (1136) der König von Dänemark das Eiland für sich und für das Christentum eroberte, erklärten sich die Rügener bereit, Christen zu werden, wenn man ihnen nur auch den Swantowit lasse. Allein auch diese Bekehrung hielt nicht stand, und die Leute von Rügen wurden erst gute Christen, nachdem die Dänen (1168) den hölzernen Swantowit in Stücke geschlagen und mit den Holzstücken ihr Siegesmahl gekocht hatten. Der Gott hatte sich nicht dagegen gewehrt, und der Pommer will sehen, um zu glauben.

Jedenfalls gehören die Rügener, und überhaupt die Pommern, zu den jüngsten Christen Deutschlands, da ihr Christentum nicht viel über siebenhundert Jahre alt ist, während die Trierer das ihrige über siebzehnhundert, ja achtzehnhundert Jahre hinauf rechnen und gar den „Jüngling von Nain“ zu ihren ersten Bischöfen zählen.

Doch soll das pommersche Christentum heute nicht schlechter sein als das trierische.

Der ganze Entwicklungsprozeß von Rügen ruht gleichsam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht bloß „Bildung" wirft den Küstenbewohnern die See aus, nicht bloß Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirtschaftlichen Zwecken heimfahren, nicht bloß Quallen und vornehme Badegäste: auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen gefundamentet, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die rätselhaften erratischen Blöcke aus den skandinavischen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem gefundenen Kapital gezehrt haben. Sie sind vielfach so groß, daß man sie mit Pulver sprengen muß, um die Bruchstücke zur weiteren Benützung fortzuschaffen. Höchst charakteristisch nehmen sich diese Granitsteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gotischen Kirchen der Ostseeländer aus. In buntem Farbengemisch, Grün, Grau, Rot durcheinander, sind die verschiedenartigen formlosen Steintrümmer zu einem zyklopischen Bau zusammengesetzt, wie sie gerade eine Sündflut von den Wracken der verschiedensten Urgebirgsfelsen abgerissen hat. In scharfem Gegensatz erhebt sich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backsteinen. So sind auch auf Rügen die mannigfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, zu buntscheckigen trockenen Gartenmauern aufgeschichtet, während überhängende Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen. Man muß eine von den pommerschen, aus Granit gebauten Landstraßen, die gleich den norwegischen fest wie aus Eisen gegossen sind, einmal auf einem Tagemarsch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Solidität des Guten zu viel ist, eindringlich belehrt zu werden, welch königliches Geschenk die skandinavischen Gletscher dem steinlosen Flachland mit diesen gestrandeten Steinblöcken gemacht haben. So muß das Strandrecht

den Ostseevölkern wohl als das erste Naturrecht erschienen sein, und es ist kein Wunder, daß sie sich angesichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern, so schwer von seiner Unmenschlichkeit überzeugen konnten.

Häufig wird der Wanderer in den abgelegenen Dörfern und Gehöften Rügens mit der Frage empfangen: Wie sieht es in der Welt aus? Die Frage ist sehr ernstlich gemeint. Ein alter Heringsfischer auf Mönchgut, dem abgeschlossensten Winkel der ganzen Insel, der dieselbe Frage im Herbste 1851 an mich richtete, hatte natürlich von dem damaligen politischen „Aussehen der Welt“ nicht die dunkelste Ahnung; nur eines interessierte ihn: ob die Franzosen wieder losgeschlagen hätten, oder ob es bald geschehen werde? Sein ganzes Wissen von der europäischen Politik beschränkte sich auf den einzigen Gedanken, daß, zeitungsmäßig gesprochen, Frankreich der europäische Revolutionsherd sei. Die „Revue des deux Mondes“ hatte zur selben Zeit diese Auffassung als ein künstliches Werk der europäischen Reaktion bezeichnet. Aber sie ist in Deutschland eine tief im Volk gewurzelte, ein wirklicher Volksglaube, oder nach Umständen ein Volksaberglaube. Dieser Heringsfischer an den entlegensten Nordostmarken unseres Vaterlandes, der von der ganzen außerrügenschen Welt nichts weiß, der von dem Lande Frankreich gewiß höchst abenteuerliche Begriffe hat, ist von der europäischen Reaktion in Petersburg, Wien und Berlin vermutlich nicht bearbeitet worden, und doch wurzelt jener Gedanke als ein Glaubenssatz in seinem Kopfe. Und der gemeine Mann in ganz Deutschland schwört auf denselben Glauben. Solch ein allgemeiner Volksglaube steht aber nie ganz in der Luft.

Demselben Mann erzählte ich von Süddeutschland — es war ihm ein weit fremderes Land als das revolutionäre Frankreich seiner Phantasie. Ich schilderte ihm die Hochgebirge, die Gletscher und den ewigen Schnee — und nahm dabei wohl wahr, daß er mich im stillen für einen Aufschneider hielt. Ich sprach ihm von den reißenden Gießbächen, im Gegensatz zu den zahmen, schleichenden Sumpfgräben der Insel und des Küstenlandes, von den verheerenden

Wassergüssen, die wir dort bei dem kleinsten Bache zu gewärtigen hätten, während die Leute hier, umringt von der unermeßlichen Flut des Meeres, sicher vor dem Wasser wohnten, von Hagelschlag und Gewittern, die im Binnenland so furchtbaren Schaden anrichteten, während es hier eine wahre Rarität ist, wenn es einmal donnert, und fügte hinzu, wie bei den vorsorglichen Schwaben schier auf jedem Gartenhäuschen ein Blitzableiter stecke, da doch an diesen flachen Meeresküsten die höchsten Türme, Fabrikschornsteine und Paläste meist schutzlos und ungefährdet zum Himmel ragten. Dem zweifelnden Alten gegenüber mochten sich diese meine höchst einfachen Schilderungen fast wie die Reiseberichte des Shakespeareschen Othello ausnehmen:

„Wo's von gewalt'gen Höhlen, toten Wüsten,
Von Brüchen, Felsen, himmelhohen Bergen
Zu reden im Verlauf der Dinge galt,
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, Leuten, deren Kopf
Hervorwächst unterm Arm — —"

Aber der Eindruck bei dem Alten schlug völlig um, als ich ihm die bäuerlichen Verhältnisse im Innern Deutschlands darstellte. Ich erzählte ihm von der unbegrenzten Teilbarkeit der Güter, die dort alljährlich Tausende von kerngesunden, arbeitsfähigen Bettlern ins Land setze, während man auf Rügen nur Krüppel und Lahme betteln sehe. Ich machte ihm anschaulich, wie dort die Morgenzahl der einzelnen Bauerngüter in gleichem Maße abnehme, in welchem die Zahl dieser kleinen im Elende freien Gutsbesitzer wachse. Ich führte ihm als Exempel die mir genauer bekannte Lage von sechs zu einer gemeinsamen Herrschaft gehörigen Dörfern im Hohenzollernschen an. Dort hatten vor 40 Jahren noch 77 Hofbauern gesessen, deren Güter je über 100 Morgen umfaßten, während jetzt in allen sechs Ortschaften kein einziger Bauer mehr 100 Morgen besitzt. Das erklärt sich leicht, denn jetzt müssen sich 5000 Menschen in denselben Güterbering teilen, worein sich damals nur 3000 ge-

teilt hatten. Vor 40 Jahren gab es in diesen sechs Dörfern 360 Pferde, jetzt gibt es noch 60, früher waren dort 830 Zugochsen vorhanden — jetzt besitzen die dortigen Bauern gar keine mehr und pflügen mit den Kühen. Wollte man vordem in Mitteldeutschland einem recht armseligen Bauern einen Schimpfnamen anheften, so nannte man ihn einen „Kuhbauern“, das heißt einen Bauern, der so heruntergekommen ist, daß er mit den Milchkühen pflügt und diese im Zug abmelkt. Bald wird dieser Schimpfname ein prahlerischer Ehrentitel geworden sein, denn schon beginnt man da und dort auf den winzig zusammengeschrumpften Bauerngütern die ganze Ernte mit Menschenhänden nach Hause zu schaffen, und wer es noch mit einer Kuh kann, der gilt so viel als weiland ein zweispänniger Pferdebauer. Ich bat den Heringsfischer, nun einen Vergleich mit seiner heimatlichen Insel zu ziehen, wo der Überschuß der jungen Mannschaft, statt das väterliche Gut zu zerfetzen, hinaus aufs Meer geht und — oft genug auf englischen Schiffen unter der Firma eines „dänischen“ Matrosen — den Engländern Respekt vor der Seetüchtigkeit des Volkes an der Ostsee beibringt, mit seiner Insel, wo die bäuerliche Abgeschlossenheit so schroff ist, daß die Mönchguter nicht einmal von einem anderen Teil Rügens sich eine Frau holen und so „auswärtige“ Familien in ihren väterlichen Gutsbesitz hineinziehen mögen. Als der Alte das gehört, da begann er meinen vorhergegangenen Schilderungen einer großartigen Berg- und Flußnatur, für die ihm seine Hügel und Bäche keinen Maßstab abgegeben, Glauben beizumessen, und meinte: so etwas Schlimmes müsse freilich bei unserem Lande dahinter stecken; gleich als wäre der Gedanke des Dichters in ihm aufgestiegen, daß es auch Länder gebe, die zu schön sind, als daß dort die Menschen glücklich sein könnten!

Der unvertilgbare Heimatstolz des Nord- und Süddeutschen hängt sich bei dem naiven Mann aus dem Volke jetzt vielleicht an allerlei wunderliche Kleinigkeiten. Er hat aber seine tiefe historische Wurzel. Süddeutschland hatte seit uralten Tagen bis gegen die neue Zeit den stählenden Kampf mit Hunnen, Magyaren

und Türken zu bestehen, Norddeutschland mit den Normannen und den slavischen und skandinavischen Grenznachbarn. Süddeutschland drang kolonisierend in den Donauländern vor, und es ist seine Ehre, wenn man in Ungarn heute noch jeden Deutschen einen Schwaben heißt; Norddeutschland kolonisierte die Ostseeländer. Mitteldeutschland hat nichts kolonisiert, es ist ihm vielmehr ein Teil seiner besten Gaue bald vorübergehend, bald für die Dauer von den Franzosen abgenommen worden. Das Ausland unterscheidet darum vorwiegend auch nur Nord- und Süddeutschland. Die Mitteldeutschen blieben seit Jahrhunderten in ihrem engsten politischen Kleinleben sitzen, entwickelten sich freilich im geistigen Leben zuzeiten desto reicher und freier, lebten sich aber auch rascher aus. Nur Norddeutschland und Süddeutschland hat in neuerer Zeit an der europäischen Politik teilgenommen, und gerade um die Kraft unserer beiden mächtigsten Ländermassen zu brechen, war es, daß Napoleon I. einen politisch von beiden losgelösten mitteldeutschen Staatskörper nach eigener Phantasie schaffen wollte.

Es ist ein historischer Zug bei den kleinen Bauern Mitteldeutschlands, daß sie sich, namentlich in Gegenden, wo früher der schwerste feudale Druck auf ihnen gelastet, dem städtischen Fremden gegenüber fast immer für geplagter und gedrückter ausgeben, als sie wirklich sind, während umgekehrt die Bauern in den uralt freien Gegenden des Nordens, oder aus den Hochgebirgen des Südens, wo die Wildnis den Mann frei macht, gern mit ihrem Wohlstand und Behagen oder mit der Pracht und Herrlichkeit ihres Landes prahlen. Der reiche Bauer aus den Marschen kommt freilich in verdächtig abgeschabten Manchesterhosen nach Hamburg, er läßt es aber mit umso größerem Stolze merken, wieviel schwere Taler in den Taschen dieser Hosen zusammenklingen, und der arme Senner und Alpenhirte, dem ihr alle Vorzüge Mitteldeutschlands preist, glaubt euch doch zuletzt mit der einzigen Bemerkung aus dem Felde zu schlagen, daß es dort nicht einmal Gemsen gebe.

Nach tiefgewurzelten, weitverzweigten historischen Prämissen gibt es in Deutschland heute noch zwei grundverschiedene Arten

von Bauern. Erstlich solche, die allezeit ihre Freiheit behauptet hatten, oder die wenigstens unter vernünftigen Herrschaftsverhältnissen standen, die sich sozial und wirtschaftlich gesund entwickelten und bis auf diesen Tag das derbe, tüchtige Volkstum stolz und selbstbewußt nach guter alter Art und Sitte bewahren. Dann aber auch Bauern und Bäuerlein, die seit alten Tagen von kleinen grundherrlichen Despoten und hinterdrein von allerlei sehr unaristokratischem Mäkler- und Schachervolk bedrückt und ausgesogen worden sind. Diese wurden mißtrauisch, hinterhaltig, sie verloren alles Selbstvertrauen, alle Freude am eigenen Stande und mit derselben die überlieferten Sitten und Bräuche und jegliche Poesie des naiven frohen Volkstums. Beide Gruppen finden sich im Norden und Süden, im Osten und Westen der deutschen Lande. Die gutsherrlichen Verhältnisse Nieder- und Oberdeutschlands waren grundverschieden. Dennoch findet man den echten Bauern, der sich fühlt und behauptet, ganz besonders original am Meere und in den Alpen; seltener und minder scharfen Gepräges in der Mitte. War und blieb er hier frei, wie die Rheingauer, dann wurde er schon früh städtisch nach Sitte und Siedlung, während der freie Marschenbauer und der freie Alpenbauer sich bis auf diesen Tag als Bauer behauptet hat.

Die Erkenntnis des Unterschiedes unserer großen sozial zentralisierten Ländermassen und der individualisierten mitteldeutschen Gaue ist für die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft von größter Tragkraft. Was hier bei den Skizzen des Verhältnisses von Land und Leuten in seine geographischen Besonderungen zerlegt erscheint, das soll in einem Grundriß der bürgerlichen Gesellschaft von Deutschland wieder zu seiner prinzipiellen Einheit zusammengefaßt werden. Es gilt dann, aus den hier geschilderten örtlichen Gliederungen und Bruchstücken des Volkslebens in Deutschland die idealen Gruppen des deutschen Bürgers, des deutschen Bauern u. s. w. in ihrer Allgemeinheit abzuziehen. Diese allgemeinen Züge der deutschen Gesellschaftsgruppen werden aber so selten richtig erfaßt, weil man die örtlichen Besonderungen und

Zufälligkeiten vorher nicht bestimmt genug als solche erkannt hat, und darum sie selber wieder je nach persönlicher Neigung oder politischer Parteilaune für das Ganze nimmt. Ich wurde dessen recht deutlich inne, als ich die vielfältigen Urteile, welche mein Buch über die „bürgerliche Gesellschaft" veranlaßte, im Geiste zusammenstellte. Was man vom nord- oder süddeutschen Lokalstandpunkte als allgemein treffend und wahr in den Schilderungen erkannte, glaubte man häufig in der Anschauung der Mitteldeutschen für einseitig und irrig erklären zu müssen und umgekehrt. Gerade durch diese sich kreuzenden Urteile aber kam ich zu der beruhigenden Überzeugung, daß ich im allgemeinen beiläufig das Richtige getroffen haben müsse. Ich sah aber auch ein, wie notwendig es sei, sich über das örtliche Sonderleben und sein Verhältnis zu dem daraus geschöpften Gesamtbild der bürgerlichen Gesellschaft klar zu werden, und so entstanden diese Untersuchungen über Land und Leute als die notwendigen Prolegomena zu dem Buche von der bürgerlichen Gesellschaft.

Bei den zentralisierten Volksmassen des deutschen Nordens und Südens, denen vorwiegend die Gegenwart und die nächste Zukunft gehört, brechen auch alle sozialen Bewegungen um so tatkräftiger und einseitiger hervor. Man muß sich aber dadurch ebensowenig verführen lassen, diese kräftigen Einseitigkeiten dem Ganzen unterzuschieben, als man dies früher bei der bunten enzyklopädischen Mannigfaltigkeit, den Mitteltönen und Übergängen, bei der Auflösung und Vertuschung der schroffen Gegensätze deutscher Art und Sitte im mitteldeutschen Volkstum hätte tun dürfen.

In den folgenden drei Abschnitten suchte ich nun die Aufgabe durchzuführen, zuerst ein recht ins einzelne ausgemaltes Bild des Volkslebens eines echt mitteldeutschen Gaues aufzurollen, dann demselben ein stark abstechendes Gegenstück aus einer zentralisierten süddeutschen Landschaft zur Seite zu stellen, und dabei möglichst fleißig die Parallele mit dem zentralisierten Land im Norden zu ziehen. Zum dritten aber gebe ich die Skizze einer Gruppe von

Gegenden, bei welchen der Kampf des norddeutschen Küstenbewohners und des süddeutschen Hochgebirgsvolkes mit dem unwirtlichen Boden, mit der Wildnis und den feindseligen Elementargewalten in die friedlich anmutigen Gebirge Mitteldeutschlands hineingeschoben erscheint und im Verein mit dem eigentümlichen Kulturzustande dieser Gaue die merkwürdigsten Übergangsgebilde des Volkslebens erzeugt hat.

V

Individualisiertes Land

Zwei der derbsten Gegensätze deutscher Volkspersönlichkeit sollen hier als ein Exempel aller verwandten Volksgruppen nebeneinander gestellt werden: die Rheingauer als echte Vertreter des zersplitterten mitteldeutschen Volkslebens und die Südbayern als echte Stammhalter des nach breiten Massen entfalteten süddeutschen Volkstumes. Ein armes Volk und ein reiches. Aber in dem Bilde des armen Volkes wird ein heiterer, ein humoristischer Grundzug überall hervorlugen, wie in dem Konterfei des reichen ein melancholischer. Und das arme Volk wohnt in dem reichen Winkel der alten goldenen Pfaffengasse am Rheinstrom, und das reiche auf den armen öden Hochflächen und Vorbergen Rätiens! Treten wir zuerst zu dem armen Volk im reichen Lande.

Es ist ein altes Lied, daß der Rheingau kranke an einseitiger Überkultur, denn es wird bereits seit dem 15. Jahrhundert gesungen. Schon damals standen Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht in keinem Verhältnis mehr zu dem Übermaß der Weingärten, schon damals war der Weinbau eine Sucht geworden, und das Volk verarmte und verdarb, weil es von der fixen Idee nicht lassen konnte, daß aus jeder Scholle Landes ein Weinbrunnen rinnen müsse.

Wir haben hier eine ganze Bevölkerung vor uns, welche jenes soziale Elend, das uns ein modernes dünkt, bereits seit Jahrhunderten ausstudiert hat, ein Bauernland, welches schon seit vielen Menschenaltern gerade den Fluch am schwersten trägt, den man sonst von den bäuerlichen Gegenden am meisten weggenommen wähnt, den Fluch des Mißverhältnisses zwischen der Rente des

Kapitals und dem Lohne der Arbeit. Wie jetzt der rheingauische Winzer nach Nordamerika und Australien auswandert, um zu versuchen, ob er dort leichteren Herzens die Frucht seines Weinstockes brechen könne, so ist er schon im 12. und 13. Jahrhundert nach Sachsen und Hessen, ja nach Brandenburg und Pommern hinausgezogen, wo er Weinbaukolonien gründete, die freilich längst zu Grunde gegangen sind. Aber bestehen blieb der Weltruf, welchen diese Auswanderer den Produkten ihres heimatlichen Bodens gewannen, und die Absatzwege, welche durch sie denselben geöffnet wurden.

Die Überkultur bedrängt schon seit unvordenklichen Tagen diesen Landstrich. Doch erst in neuester Zeit ließen sich die Bewohner durch die bitterste Not zwingen, hie und da zu einfacheren, gröberen Formen des Anbaues zurückzukehren und zu dem Weine sich auch ein Stück Brot zu suchen. Im Namen der höheren Kultur rodet man Weinberge zu Kartoffeläckern und Kornfeldern um, und freut sich des Gewinnes, als ob man eine Wüstenei gerodet hätte. Wenn man sonst im Rheingau einen Mann als recht nachlässigen lüderlichen Wirtschafter bezeichnen wollte, so sagte man von ihm: „Er pflügt seinen Weinberg." Jetzt hat das Pflügen des Weinbergs aufgehört Barbarei zu sein, denn aus den Furchen des Pfluges wächst doch vielfach da ein gewisses Stück Brot, wo vordem aus dem mühseligen Häufelwerk der Weinbergshaue nur der gewisse Bankerott aufgesproßt war. Der Viehstand der meisten Weinbauern war bisher viel zu klein — nicht erst seit gestern, sondern bereits seit Jahrhunderten — und doch beginnt man jetzt erst den Zauberkreis der Weinberge zu durchbrechen und prosaische Kleeäcker und Wiesengründe anzulegen.

Gleich hinter dem Johannisberg wurde im Spätsommer 1850 der Wanderer durch den Anblick eines weitgedehnten Berghanges überrascht, auf welchen sich Tausende von kleinen qualmenden Feuern aneinander reihten, zur Nachtzeit anzuschauen, als habe hier ein Kriegsheer sein Lager aufgeschlagen, während sie bei Tag dem von der Höhe Herabsteigenden das ganze Rheintal in

die dichteste Rauchhülle versenkten. Es war dies ein großartiges Rodungsfeuer, welches die auf kleine Pyramiden gehäuften Rasenstücke samt dem endlosen Wurzelwerk eines buschigen Waldbodens verzehren und so die Fläche zum ersten Umbruch fruchtbar machen sollte, ein Rodungsfeuer, nicht, wie in Amerika, wider die uralte Wildnis gerichtet, sondern wider das Elend der Überkultur, wie es in den angrenzenden königlichen Rebenhügeln des Johannisberges unter goldgleißender Hülle sich verbirgt. Die alten Rheingauer würden sich allesamt im Grabe umdrehen, wenn sie erführen, daß man Anno 1850 an den Grenzfurchen des Johannisberges neue — Kartoffeläcker angelegt. Und doch ist es wirklich so geschehen!

Drei weiland geistliche Fürstentümer stießen am Mittelrheine zusammen: Würzburg, Kurmainz und Kurtrier. Im Rhein-, Main- und Moseltale fielen die köstlichsten Weinlagen in ihre Gebiete. Dieser von Südost nach Nordwest weithingestreckte Landstrich bildet den eigentlichen Kern des westlichen Mitteldeutschlands. Hier ist seit Jahrhunderten der Ackerbau selbst eine Luxusindustrie geworden; der Winzer spekulierte im Mittelalter schon auf die Schwelgerei der zahlreichen Fürsten und Edeln, die sich hier ringsum zu Dutzenden angesiedelt hatten, und auf die durstigen Kehlen in den reichen norddeutschen Handelsstädten. Kam die Zeit der Not, dann brauchte niemand mehr feinen Rheinwein zu trinken und der Weinbauer trank sich an seinem eigenen Gewächs zum Lumpen. Reiche und arme Leute gibt's in diesen gesegneten Gauen des Mittelrheins und seiner Seitentäler seit uralten Tagen, aber keinen festen Mittelstand. Hier ist für Deutschland eine der Stammburgen des vierten Standes. Der Weinbau setzte bereits das ganze Elend des industriellen Proletariats in die Welt, als es noch gar keine moderne Industrie gab. Dem traubenreichen Maingrund zur Seite aber liegt auf würzburgischem und kurmainzischem Gebiete Rhön und Spessart mit ihrem verkümmernden Volke, dem üppigen Rheingau zur Seite im Taunus der Hungerbezirk des ehemaligen kurmainzischen Amtes Königstein,

und an die Weintäler Kurtriers grenzt der arme Triersche Anteil des Westerwaldes und die noch viel ärmere Eifel und der Hunsrück. So haben wir hier in den Tälern den Humor und auf den Bergen die Tragik des Elends beisammen. Der eigentliche Mittel- und Knotenpunkt dieser merkwürdigen Ländergruppe ist unser Rheingau.

Kein dem Luxus dienender Industriezweig erholte sich langsamer von den Erschütterungen des Jahres 1848 als die höhere Weinkultur. Bei der nassauischen Domanialweinversteigerung von 1850 fiel der höchste Preis einem Stück Hochheimer Domdechantei 1846er zu, welches nur mit 5000 Gulden bezahlt wurde. Drei Jahre früher wären für ein Stück solchen Weines vielleicht 12 bis 14 000 Gulden gegeben worden! Seltene, ganz alte Kabinettsweine aus den besten Jahrgängen des 18. Jahrhunderts, die man vordem zu ungeheuren Preisen verkaufte, sinken immer tiefer im Wert. Wenn jetzt so viele Hunderte für derlei Seltenheiten gelöst werden, als wohl Tausende im Laufe der Zeit für sie aufgewandt wurden, dann ist der Handel am Ende noch nicht schlecht gewesen. Merkwürdig schnell ist die frühere Vorliebe für den alten Wein geschwunden und der junge gleich einseitig in Mode gekommen. Dieser Wandel im Weingeschmack ist dem des geistigen Geschmackes nicht unähnlich. Die alten Weine sind schwer, kräftig, aber auch herb, rauh und ohne den prickelnden Reiz des feinen, modernen Aromas; es steckt nicht so feine Kunst der Behandlung in ihnen, wie in den jungen. Nur in dem aristokratischen England erfreut sich der alte Rheinwein in Flaschen, die mit Kellersand bedeckt und mit Spinnweben verziert sind, noch des überlieferten Vorzugs. Der 42er Wein galt am Rheine Anno 1850 schon für „alten Wein", dem echten Zecher war er bereits „eine Arznei", kein „süffiger Trunk" mehr, und nur in den wenigsten Privatkellern lagerten noch Vorräte desselben. Auch der 1846er würde wohl gar gleichfalls (1850) nicht mehr jung sein, wenn dazwischen ein anderer ausgezeichneter Jahrgang dagewesen wäre. Der Abt würde sich bei einer neuen Teilung der Erde nicht mehr wie zu

Schillers Zeit den „edlen Firnewein" wählen, sondern einen recht jungen, der gerade bis dahin aufgetrunken sein müßte, wo er firn geworden wäre.

Wie aber der Weinpreis im Anfange der Fünfzigerjahre gefallen war, so reißend stieg er auch wieder gegen die Mitte des Jahrzehntes. Nun ward Geld die Fülle geboten, allein die Bauern hatten keinen Wein. Es flutet der feine Weinbau wie ein Bergstrom, der heute überläuft und morgen vertrocknet.

Diese Abhängigkeit der Erwerbsverhältnisse eines ganzen Landstriches von der Mode, von der Laune einer guten oder schlechten Zeit unterwühlt alle Festen des sozialen Lebens. Der kleine Weinzapf wächst in dem Grade, als der größere Handel zusammenschrumpft; dann schossen in jener kurzen Frist der Fülle, da ich dies schrieb, die sogenannten Strauß- und Heckenwirtschaften im Rheingau überall wie Pilze empor. Schier jeder kleine Bauer wollte Wirtschaften halten. Der Wein ward solchergestalt im Trödelhandel verschleudert, im Ausverkauf unter dem Fabrikpreise, damit nur etwas bares Geld herbeikomme. Es lugte ein furchtbares Elend hinter jenen zahllosen Straußwirtschaften.

Auf dem jenseitigen Rheinufer kam es vor, daß der geringe Wein nicht mehr nach dem Maße, sondern nach der Trinkzeit ausgeschenkt wurde: „Eine Stunde zu trinken kostet sechs Kreuzer, die angefangene Stunde gilt für voll!" Die Mode wandte sich von den geringeren Weinen des eigentlichen Rheingaues immer mehr ab; die leichten Pfälzerweine, die minder herben, aber auch matteren Weine des unteren Rheintales hatten die geringen Rheingauer Sorten vielfach aus den Schoppenwirtschaften der Nachbarländer verdrängt, und dies begann auf die Existenz der kleinen Weinbauern den traurigsten Einfluß zu üben. Zudem hatte Preußen seinen Weinbau durch einen förmlichen Schutzzoll vor der gefährlichen Nebenbuhlerschaft der Rheingauer Weine gesichert, indem es von diesen eine Weinübergangssteuer erhob, welche bei den geringeren Sorten einem Einfuhrverbote gleichkam, und den dies-

seitigen Produzenten, die sich keines solchen Schutzes erfreuten, den empfindlichsten Nachteil brachte.

Der Häuserwert war selbiger Zeit in den meisten rheingauischen Ortschaften unglaublich tief gesunken. Häuser, deren bloße Baukosten sich wohl auf 12 000 bis 14 000 Gulden belaufen haben mögen, sind, obgleich im besten Zustande, hie und da zu 3000 bis 4000 Gulden wieder verkauft worden. Aus stattlichen alten Herrenhäusern, deren Portale mit Wappen und anderen Bildwerken geschmückt sind, schauten proletarische Insassen hinter zerbrochenen oder mit Papier verklebten Fensterscheiben hervor.

Man hat nach einem zweihundertjährigen Durchschnitt ausgerechnet, daß im Rheingau auf 20 Jahre elf geringe Weinjahre kommen — für den größeren Gutsbesitzer; für den kleinen Bauern sind das elf Not- und Hungerjahre! In den 9000 Morgen Weingelände des Rheingaues, die dem auf dem Dampfschiffe vorüberjagenden Touristen im Rebengrün so lustig entgegenschimmern, wird gar manche bange Hoffnung in jedem Frühling mühselig eingegraben, und im Herbst findet sich's doch, daß mehrenteils nur Hunger und Kummer darinnen aufgewachsen sei. Mehr als sieben und eine halbe Million Flaschen großenteils vortrefflichen Weines erzeugt ein guter Rheingauer Herbst, aber es sitzen viel bittere Tränen in dem süßen Wein. Das Würfelspiel der „Weinjahre" ist die Angstfrage des Rheingauers. Der fromme Glaube hat nicht umsonst so viele Hergottsbilder in die Weinberge gestellt; er läßt sich den Johanniswein in der Kirche segnen, und schüttet ihn als den letzten Aufguß zu dem jungen Wein ins Faß, damit gleichsam ein Segen das Faß schließe und den edlen Stoff behüte[1]).

---

[1]) Diese Segnung des Weines findet auf Winter-Johanni statt, das heißt am Tage Johannis des Evangelisten, am 27. Dezember. Johannes wird mit dem Kelche in der Hand abgebildet, und unsre Vorfahren tranken sich „Sankt Johannis Minne" zu. Als der Heilige über vergifteten Wein, den man ihm darbot, den Segen sprach, zeigte sich der Wein sofort als vergiftet und warnte gleichsam vor sich selber. Der Jünger, den der Herr lieb hatte, ist also zugleich der Entlarver der

Der Volksaberglaube ist in tausend Formen geschäftig, er fragt die geheimnisvolle Blüte des Efeus um Rat über die nächste Weinernte, und sucht in den Blumenkelchen der Jerichorose die Zukunft des Herbstes zu lesen. Die Wissenschaft hat ausgerechnet, daß man die Zahl der Wärmegrade einer Sommerperiode in die Zahl der darin gefallenen Regenmenge nach Kubikzollen auf den Quadratfuß dividieren müsse, um die auf das Mostgewicht zurückgeführte Weingüte danach mit Sicherheit zu bestimmen, und jeder kann sich so von der Zeit des Verblühens des Weinstockes an alltäglich in seinem Kalender notieren, um wieviel Grade er zum reichen Besitz höher aufgestiegen, oder um wieviel Kubikzoll er tiefer in Not und Elend zurückgefallen ist.

Alle diese Vorausbestimmungen haben ihren unversiegbaren Reiz in einem gemeinsamen Punkt — in ihrer Unzuverlässigkeit. Selbst wenn der Most aus der Kelter rinnt, weiß der Winzer noch nicht ganz, was er an ihm hat. Mancher scheinbar geistlose Most ist schon mit der Zeit zu einem wahren Genie von einem firnen Wein herangewachsen — so ging es zum Beispiel vielfach mit dem 1848er — und umgekehrt offenbart mancher vielversprechende „Federweiße" erst dann seine Flachheit und Mattheit, wann er ausgegoren. Das ist das Geheimnis des Geistigen im Wein, seines Duftes, seiner Würzen, die sich mit der Mostwage nicht wägen lassen, so wenig als eines Menschen Genius, seiner „Gäre", die sich nicht vorherbestimmen läßt, so wenig als eines Menschen innerer Entwicklungsgang. Ein Spielball aber für diese dunkle Mystik der Naturkräfte ist des armen Weinbauern ganze Existenz.

Die alten Rheingauer Klosterbrüder, welche die beiden nebenbuhlerischen Großmächte des Rheingaues schufen, den Steinberg und den Johannisberg, erzielten keine so feinen Weine als wir, aber ihre Weinbaupolitik war viel feiner als die unsere.

Weinfälscher, und folglich ein sehr zeitgemäßer Heiliger, den man im Rheingau, dessen edle Naturweine durch auswärtige Weinschmiererei so schändlich geschädigt werden, auch heute noch mit Recht in hohen Ehren hält.

Wo die Eberbacher Bernhardinermönche in ihrer bewunderungswerten Kolonisationsweisheit Weinberge anrodeten, da gründeten sie Höfe, keine Dörfer, da rundeten sie das Weingut zu großen geschlossenen Massen ab, ja sie kauften bestehende Dörfer an, um alle Bewohner auszutauschen und zum Frommen einer großartigen Weinkultur das Dorf in einen Hof zu verwandeln. So haben sie binnen 60 Jahren wohldurchdacht und allmählich das Dorf Reichhardshausen wieder zu einem Hofe zurückgeschnitten. Wenn man aber schon vor 700 Jahren nur durch abgerundete große Hofgüter den Weinbau fördern konnte, wie will dann vollends jetzt der kleine Weinbau gegenüber dem ungeheuer gesteigerten Wettjagen, gegenüber der zum äußersten getriebenen Verfeinerung der Weinkultur mit seinen paar Läppchen zerstückelten Landes zurechtkommen?

Der Rheingauer Herbst ist nicht mehr das farbenbunte Fest, wie es in Büchern beschrieben, in Liedern besungen ist, auch in den besten Jahren nicht, wo der plötzliche reiche Gewinn das Volk selber noch zu festlicher Stimmung berauschen mag. In kleineren Weingütern wird in schlechten Jahren wohl der ganze Traubenwuchs gegen ein Spottgeld an den Stöcken verkauft, weil der Besitzer sich nicht getraut, das Kapital der Erntekosten hineinzustecken. Wenn man dann mit den Weinbeeren der rauheren Lagen, wie der örtliche Kunstausdruck ist, „Spatzen schießen" kann, mag man wohl das Pulver zu den sonstigen herbstlichen Freudenschüssen sparen. Das „Spätherbsten" ist ein großer technischer Fortschritt, aber es hat den Novemberreif auf das Volksfest der Weinlese geworfen. In laublosen Weinbergen mit durchweichtem oder halbgefrorenem Boden, den aschgrauen Himmel des Vorwinters über sich, vor Kälte zitternd, kann man kein Volksfest im Freien begehen. Als eine halbverklungene Mär aus schönerer Zeit hat sich das Andenken an 1811 erhalten, wo, wie die Überlieferung alter Winzer lautet, die Zehnterheber in Hemdärmeln unter freiem Himmel den ganzen Tag an den Zehntbütten standen, weil die Oktobersonne noch so glutheiß stach, daß man

den Oberrock selbst ruhig stehend und im Freien nicht ertragen konnte.

Dieses durchtriebene Kunststück des Spätherbstens bezeichnet einen merkwürdigen Gegensatz zwischen den Weinbauern im Rheingau, wohl auch auf der Mosel und der Ahr und den Winzern von Württemberg und dem badischen Oberlande. Hier zieht man noch vorwiegend einen „Landwein", einen „Haustrunk", während der Rheingauer seinen Wein fast nur für den Handel baut[1]). Im badischen Oberland braucht der Winzer Geld zu den Kirmessen, die meist in den Oktober fallen. Also muß im September geherbstet werden. Bekommt er wenig für seinen schlechten Wein, aber das Wenige früh genug, dann ist ihm dies im Augenblick lieber, als ob er nach dem Feste das Doppelte löste. Zudem würde der Kirmes der schönste Schmuck fehlen, wenn man keinen „Neuen" zu trinken hätte. Auf diese Art aber kann die Weinernte nur dann einmal recht gut ausfallen, wenn der liebe Gott und die Kirmes sich zufällig in gleicher Zeitrechnung begegnen. Da nun der Mensch eher über die Kirmes gebieten kann, als über Regen und Sonnenschein, so wäre es vielleicht gut, wenn man die erstere tiefer in den Spätherbst hineinrückte. Beim warmen Ofen tanzt sich's auch so übel nicht. Man sieht aber aus diesem einzigen Zug, wie die Oberländer noch den Weinbau als ein Nebengeschäft zu ihrer Lust und nach ihrem Be-

---

1) Die hochfeinen Moselweine sind inzwischen weit über den „Haustrunk" hinausgewachsen und wetteifern mit mancher gepriesenen Rheingauer Lage. Nur muß man sie am rechten Orte aufsuchen, das heißt bei den Produzenten, oder auf dem klassischen Handelsplatz der Moselweine in Trier, oder in den Gesellschaftsräumen des Koblenzer Kasinos, die, so prächtig und traulich zugleich, „auf dem Schoppen erbaut" wurden, oder in den Industriebezirken des Niederrheins, wo zwar kein Wein wächst, wo aber die reichen und gastfreien Fabrikanten den besten Moselwein zu kaufen, zu bewahren und zur rechten Stunde ihren Freunden zu kredenzen verstehen. Wer die deutschen Weine studieren will, der muß überhaupt nicht nur erforschen, wo sie wachsen, sondern auch, wo man sie zu trinken kriegt, und diese letzte Wissenschaft ist oft schwieriger als die erste (1883).

hagen betreiben. Im Rheingau ist dieses Behagen und mit ihm die Poesie des Herbstes jener anderen Poesie geopfert worden, welche sich im kommenden Jahre auf dem Goldgrund eines aufs höchste veredelten Weines widerspiegelt, und jener Prosa, welche bei dem Most, der aus der Kelter rauscht, nur noch die Musik der Taler hört, die in den zusammengeschrumpften Beutel fallen werden.

Auch die alten sinnigen Herbstbräuche sind im Rheingau in gleichem Grade schlafen gegangen als das Spätherbsten überhand nahm. Fast am längsten noch hat sich das uralte Schlußstück dieser Volksfeste erhalten, die sogenannte „Herbstmucke", indem nach vollendeter Lese das schönste Mädchen und der schmuckste Bursche der Gemeinde in buntem Maskenputze zusammen auf das zum letzten Male gefüllte Ladefaß gesetzt und unter Gesang und Musik, von allen Winzern begleitet, ins Dorf gefahren werden.

Das alles findet rasch sein Ende. Ist man doch selbst jener ergötzlichen Satire auf die Weinbereitung, die unter der Firma des „Zinsweines" im ganzen Rheingau durchgeführt wurde und gleichsam den Humor in der Kelter darstellte, durch landständischen Beschluß zu Leibe gerückt. Der Zinswein ist eine altübliche Naturalabgabe des Weinbauern an den Klerus. Es ist aber nur das zu liefernde Maß vorgeschrieben, nicht die Güte. Und hierin steckt eben der Humor des Zinsweins. Wenn man mit dem Auskeltern des wirklichen Weins fertig ist, dann wird der Zinswein gemacht. Den bereits ausgepreßten Trestern sucht man durch einen Aufguß gefärbten Wassers, einer nicht bloß bildlichen, sondern natürlichen Lehmbrühe, oder wenn man recht anständig sein will, alten sauren Weines, und durch abermaliges Zerquetschen den letzten Rest weinartiger Substanz zu entlocken. Das gibt den „Zinswein". Kein Mensch hielt seit unvordenklicher Zeit dieses Verfahren für eine Fälschung; die ehrbarsten Leute erzeugten den Zinswein auf die beschriebene Weise, und die Pfarrer erwarteten nichts Besseres. Jede stehende Naturalbesoldung erhöht sich von selber mit dem sinkenden Geldwert. Dies hat man ausgeglichen, indem man den

Zinswein immer um so viel schlechter machte als das Geld wohlfeiler und also der wirkliche Wein teurer geworden war. Die Naturalbesoldung war daher auf ihrem stiftungsmäßigen mittelaltrigen Nominalwert stehen geblieben, denn der Preis des Zinsweines im 19. Jahrhundert stimmte aufs interessanteste mit den rheinischen Weinpreisen des 14. Jahrhunderts, wo zuzeiten das Fuder Wein zwei bis drei Gulden galt. Der Zinswein war eine zur Sitte gewordene Unsitte, eine Fälschung, die durch ihren historischen Boden ehrlich gemacht, ein Betrug, bei dem Betrüger und Betrogene einverstanden waren, so daß schließlich nur der Sprachgebrauch der Betrüger war, indem er diese Flüssigkeit „Wein" taufte.

Das Elend des Weinbaues hat aber doch die Fülle der Lebenslust nicht vertilgen können, die dem rheingauischen Volkscharakter innewohnt. Die Leute vertrinken ihre Not; denn je weniger Geld der Weinbauer hat, umsomehr hat er ja zu trinken. Den im Weine stets neu erblühenden Lebensmut des Rheingauers hat der Volksmund gar ergötzlich in einer kleinen launigen Historie gefeiert. Nirgends, so erzählt man, legt seltener ein Mann Hand an sich selbst als im Rheingau, besonders aber ist es in der ganzen Chronik des Gaues unerhört, daß ein Lebenssatter je die der düstersten Melancholie eigentümliche Todesart des Erhängens gewählt hätte. Nur einmal war ein Rheingauer Mann, der sich erhängen wollte. All sein Hab und Gut war zerronnen; das letzte Hausgerät hatten sie ihm gepfändet. Bloß eine halbe Zulast Wein hatten die Gläubiger noch im Keller liegen lassen. Da ging der Mann auf den Speicher, nahm einen neuen Strick, strich ihn mit Öl, damit er besser rutsche, drehte eine kunstvolle Schlinge und stellte sich unter einen Querbalken. Er wollte eben die verhängnisvolle Reise antreten, als ihm das halbe Zulästchen einfiel, das noch im Keller lag. Nur noch einen einzigen Schluck auf den Weg! Er besann sich lange; aber er schlich hinunter, nahm den Stechheber und steckte ihn zum Spundloch ein, wo man immer den besten Trunk, so recht das edelste Herzblut des Fasses, herauszieht, und füllte sich einen einzigen Schoppen

Und als er den geleert, fand er, daß der Wein gut sei, und setzte den zweiten darauf. Beim dritten kam ihm der Gedanke, wie es doch gar töricht wäre, noch einen so großen Rest des guten Weins lachenden Erben zu lassen; darum holte er auch noch den vierten dazu. Als er aber beim siebenten Schoppen angekommen war, lupfte er ganz sacht den Spunden, nahm den neuen geölten Strick, warf ihn zum Spundloch hinein und rief: so ertränk dich selbst, verdammter Strick! Erst will ich das ganze Faß bis auf den Grund leeren, dann wollen wir sehen, ob du noch zu brauchen bist. Als der Mann aber nach einiger Zeit das ganze Faß wirklich ausgetrunken, fand er, daß der Strick nicht mehr zu brauchen sei. Das war der einzige Rheingauer Mann, der sich erhängen wollte.

Seit tausend Jahren ist das Rheingauer Leben gleichsam in Wein getränkt, es ist „weingrün" geworden wie die guten alten Fässer. Dies schafft ihm seine Eigenart. Denn es gibt vielerlei Weinland in Deutschland, aber keines, wo der Wein so eins und alles wäre wie im Rheingau. Hier zeigt sich's, wie „Land und Leute" zusammenhängen. Der Wein ist allerwege das Glaubensbekenntnis des Rheingauers. Wie man zu Cromwells Zeit in England die Royalisten an der Fleischpastete, die Papisten an der Rosinensuppe, den Atheisten am Roastbeef erkannte, so erkennt man seit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflasche.

Man erzählt sich im Rheingau von Müttern, die ihren neugeborenen Kindern als erste Nahrung ein Löffelchen guten alten Weines einschütteten, um ihr Blut gleich in der Wiege zum rechten Pulsschlag der Heimat zu befeuern. Ein tüchtiger „Brenner", wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rote Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch gemeinhin mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht den roten Wein vom weißen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur anderen bummeln, um sich an den

Proben gratis satt zu trinken, finden sich wohl nirgends anders in so frischer Eigenart als im Rheingau. Alle diese Charakterköpfe in ihren unzähligen Spielarten zu Gruppen von „Weinproben“ und dergleichen zusammengefaßt, scheinen, gleich den Matrosenkneipen bei den alten Holländern, ein stehendes Thema in unserer modernen Genremalerei werden zu wollen.

Das Zeitbuch des Rheingauers teilt sich nicht ab nach gewöhnlichen Kalenderjahren, sondern nach Weinjahren. Leider fällt die übliche Zeitrechnung, welche von einem ausgezeichneten Jahrgang zum anderen zählt, so ziemlich mit der griechischen nach Olympiaden zusammen.

Die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit ursprünglichen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen. Man könnte ein kleines Lexikon mit denselben füllen. Mehrere der landesüblichen schmückenden Beiwörter des Weines sind ein Gedicht aus dem Volksmunde, in ein einziges Wort zusammengedrängt. So sagt man gar schön von einem recht harmonisch edlen firnen Trank: „es ist Musik in dem Wein“; ein guter alter Wein ist ein „Chrisam“, ein geweihtes Salböl. Die „Blume“, das „Bukett“ des Weines sind aus ursprünglichen örtlichen Ausdrücken bereits allgemein deutsche geworden. An solch prächtigem poetischem Wortschmuck für seinen Wein ist der Rheingauer so reich wie der Araber an dichterischen Beiwörtern für sein edles Roß.

Aber nicht minderen Überfluß hat des Rheingauers Wortschatz an spöttischen Geißelworten für den schlechten, aus der Art geschlagenen Wein, in denen sich der rheinische Humor gar lustig spiegelt. Im Mittelalter ist der schlechte, saure Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt,“ am Rhein „Ratsmann“ geheißen worden, aber wohl schwerlich aus dem unschuldigen Grunde, den ein späterer Chronist angibt, wenn er meint: „denn wie viel man dessen trank, ließ er doch den Mann bei Verstand, gleichwie alle Ratsleut verständig sein sollen.“ Malerisch anschaulich ist die neuere rheingauische Bezeichnung als „Dreimännerwein“, welcher nur dergestalt getrunken werden kann, daß zwei

Männer den Trinker festhalten, damit ihm ein dritter das edle Naß in die Kehle gießen könne. Musikalisch anschaulich klingt der dröhnende „Rambaß" für den groben, rohen Polterer unter den Weinen. Des Dreimännerweins leiblicher Bruder ist der „Strumpfwein", ein Gesell von so sauren Mienen, daß bei seinem bloßen Anblick die größten Löcher in den Strümpfen sich von selber zusammenziehen. Der leichte, flaue, milde, charakterlose Wein, der Philister unter den Weinen, den man täglich wie Wasser trinkt, läuft als „Flöhpeter" mit. Dem oberdeutschen „Batzenwein" entspricht der rheingauische „Groschenburger", als der Chorführer sämtlicher „Kutscherweine".

Der Rheingau hat bekanntlich auch seine eigenen Weinheiligen. Vorab den heiligen Goar, dessen vom Kaiser Karl geschenktes Faß sich immer von selbst füllte und der besonders reich die Gäste beschenkte, welche, wofern sie vorher die Wassertaufe empfangen, bei ihm nun auch noch die Weintaufe begehrten. Die Sage vom heiligen Theonest, der sein Märtyrertum bestand, indem er in lecker Weinkufe längs dem ganzen Rheingau den Rhein hinabschwamm und dann bei Kaub landete, wo er die ersten Reben pflanzte, schließt eine sinnige Bilderreihe von all den Martern in sich, welche die Traube zu bestehen hat, bis sie, erstanden „aus den Todesbanden der Kufe", zum goldenen Weine sich verklärt.

Wenn der norddeutsche Lastträger mit einer schweren Last nicht recht vorwärts kommt und in kleinen Pausen immer von neuem wieder ansetzen muß, dann kräftigt er sich zu jedem neuen Ansatz durch einen herzhaften Fluch, und der hilft allemal. Wenn die Rheingauer Küfer ein recht schweres Faß aus dem Keller heraufschroten, daß sie in Pausen immer von neuem wieder ansetzen müssen, dann kräftigen sie sich zu jedem neuen Ansatze durch einen herzhaften Trunk Wein, und der hilft auch allemal.

Nicht minder unerschöpflich als die Poesie des Weinbergs, aber noch viel weniger ergründet, ist die Poesie des rheingauischen Kellers. Nicht Schloß Johannisberg und Kloster Eberbach allein haben ihren Wein in prachtvollen Kreuzgewölben lagern, wo der

Doppelschein des gebrochenen Tageslichts und des Lampenschimmers so magisch an den Wölbungen wiederstrahlt, während schwer lastende Mauerpfeiler die riesig ausgereckten Schatten dazwischen werfen. Das wiederholt sich im kleinen in Hunderten von alten Privatkellern — stolze unterirdische Prachtbauten in ihrer Art, zweischiffig, dreischiffig, mit einem Querschiff, fast wie eine Kirche anzusehen, darin manches „ewige Licht" brennt. Füllen sich im Vorwinter die Kellerräume mit den tödlich betäubenden Dünsten des gärenden jungen Weines, dann werden, wenn man hinuntergehen muß, Feuerbrände von einem Absatz der Kellertreppe zum anderen vorgeschoben, und während die dunkle Tiefe von dem grellen Scheine durchzuckt wird, steigt man unter dem Schutz und der Vorhut der reinigenden Flamme mählich zu den Fässern hinab. Dringt im Frühjahr unversehens die Rheinflut in die weingefüllten Keller, dann fahren die Küfer nicht selten gleich dem heiligen Theonest in Weinkufen drunten herum, um die Fässer zu sprießen und solchergestalt am Boden zu befestigen. Wasser von außen schadet dem Wein nicht, sondern nur Wasser von innen. Aber nicht immer wissen sich die Küfer so geschickt über dem Wasser zu halten wie jener Heilige, was dann manches nasse Abenteuer herbeiführt.

So hat sich überall der Goldfaden der Poesie in das Elend der Rheingauer gewebt. Überall, wo eine Überkultur des Bodens stattfindet, wird der Volksschlag nüchtern, mehr noch, wo der proletarische Geist im Gefolge dieser Überkultur einzieht. Beide Vorbedingungen sind im Rheingau in hohem Grade vorhanden, und doch ist die eigentümliche Poesie des Volkscharakters hier gerettet, lediglich durch den göttlichen Humor des Weines, der all die Prosa der mageren Jahre im Volksleben noch immer mit magischem Goldschein durchleuchtet hat.

Der Einfluß der Rebe auf den Mann, der Weincharakter des einzelnen, wiederholt sich in den größeren Gruppen des Volkes. Es sitzt auch Politik im Wein. Die Rheingauer versichern wenigstens, daß 1848 ihre ganze Märzrevolution durch den Wein gemacht

worden sei. Die essigsaure Gäre des Siebenundvierzigers begünstigte die politische Gärung außerordentlich. Nicht daß er die Leute durch Verzweiflung zur Revolution getrieben hätte. Aber weil er so schlecht war, daß man ihn nicht verkaufen konnte, schenkte man ihn weg, man ließ ihn laufen, und in der Richtung, in welcher man ihn laufen ließ, durchsäuerte er als ein rechter politischer Sauerteig auch das süßeste Gemüt. Der Siebenundvierziger führt bis auf diesen Tag den Namen „Revolutionswein". Obgleich er so sehr sauer gewesen, obgleich er in Strömen des Überflusses ausgekeltert war und keine Käufer sich einfanden, war er doch alsbald fast ganz verschwunden aus den Rheingauer Kellern. Die Revolution hat ihn aufgetrunken — bezahlt hat sie ihn freilich nicht; er war aber auch nichts wert. Wenn der reiche Weinaristokrat dann und wann eine Viertelohm dem „Volk" opferte, so war damit jedes kommunistische Gelüsten eingelullt. Daß der Spender dabei mit „bourgeoismäßigen" Hintergedanken nur den proletarischen Siebenundvierziger dem gemeinen Besten weihte, den vornehmen Sechsundvierziger aber für sich behielt, sah ihm die rheinische Gutmütigkeit gern nach.

Der Revolutionswein erzeugte namentlich eine außerordentliche Vorliebe für alle Arten von Wahlhandlungen. Man ging hie und da so weit, die heute gewählten Bürgerwehrhauptleute und ähnlich volkstümliche Würdeträger nach vierzehn Tagen wieder abzusetzen, und so immer weiter, lediglich auf daß es einen frischen Wahlakt gebe, da doch jeder Neugewählte seinen Wählern anstandshalber ein Fäßchen setzen mußte. Das gab dann immer wieder ein allgemeines Volksfest. Das Fäßchen wurde hinausgerollt auf die Uferwiesen unter die alten Linden- und Ulmengruppen, wie sie so häufig bei den Rheingauer Dörfern stehen, zu den Linden, in deren Schatten schon die Vorväter angesichts des großen Stromes volksfestlich versammelt gewesen waren, und deren flüsternde Blätter nun schon seit Jahrzehnten keinen Becherklang mehr belauscht hatten. Dort zechte dann alles zusammen und jubelte, vornehm und gering, Männer und Weiber und Kinder,

und wann am Abend die ganze Gemeinde bis zu den Schulbuben abwärts angetrunken war, so stimmte das vollkommen zu dem Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit. Es war doch noch Humor in dieser Art Revolution zu machen, und ist wenigstens eine anmutige Erinnerung daran übriggeblieben. Wann wieder einmal die Kunde einer neuen Welterschütterung von der Seine herüberschallt, dann werden alle Weinfässer in den Rheingauer Kellern vor Schreck erzittern.

Als die nassauischen Soldaten im Sommer 1848 in den schleswig-holsteinischen Krieg zogen, und die Mannschaft auf Dampfern den Rheingau entlang schwamm, zogen von allen Ortschaften Nachen mit Wein beladen nach den Schiffen hinüber und brachten den Söhnen des Weinlandes — nicht in armseligen Gläsern, sondern in Achtelohmfässern und wuchtigen Krügen — den Valettrunk aufs Deck. Von dem Ufer zu den Nachen, von den Nachen zu den Dampfschiffen trank man sich herüber und hinüber zu, und das hielt an, bis die zögernden Dampfboote die Grenzlinie der echten Weinregion überschritten hatten. Es war dies ein rheingauisches Bild, das man hätte malen können.

Die Rheingauer sind ein Volksschlag, der zuerst in der Schule der Üppigkeit und des Wohllebens, später aber in der allzu strengen Zucht des Unglücks verdorben worden ist, dem man aber nur ein paar Festtage zu geben braucht, um den warmen Lichtglanz seines Charakters wieder hervorzulocken. Ein Volk bildet und veredelt sich überhaupt immer noch eher als der einzelne im Jubel der Festesfreude; wer das erproben will, der studiere die Einzelzüge des rheingauischen Volkscharakters. Man sagt, der südliche Talhang des Rheingauer Gebirgs habe die höchste mittlere Jahreswärme in ganz Deutschland; man vergleicht den hier breit gestauten, inselgeschmückten Rheinstrom gern mit den italienischen Seen, und die alten Zopfdichter haben den Rheingau standhaft das „deutsche Italien" genannt. Man muß hinzufügen, daß auch die Rheingauer Leute derjenige deutsche Volksschlag sind, dessen Charakter wohl am meisten Wahlverwandtschaft mit dem italienischen hat.

Als vor einiger Zeit ein rheingauisches Dorf fast zur Hälfte niederbrannte, half die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens mit so mutigem Eifer löschen, daß die abgebrannten Bauern in der aufwallenden Rührung des Dankes den Nachbarn die Spritze zurückhielten und deren Wasserkasten mit Wein füllten. Und nun lagerten sich die beiden Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, sangen und zechten brüderlich, Arm in Arm, und mühten sich in die Wette, die Spritze auszutrinken. Da stimmten die Stadtleute in aller Unschuld das Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb," dessen Strophen bekanntlich mit dem Rundreim schließen: „ach, wenn es doch immer so blieb'!" Dieser Rundreim wurmte den Bauern, sie schauten umher auf die Asche- und Trümmerhaufen, darunter ihre Habe begraben lag, und geboten ihren Gästen, einzuhalten mit dem Liede, da sie keineswegs wollten, daß es immer so bleiben solle. Diese aber meinten, es sei ein gutes Lied und sei nicht so gemeint, und sangen weiter. Als aber der Rundreim wieder kam, schlugen die Bauern mit Fäusten drein, die Städter gaben es zurück, und ehe noch die Spritze halb leer getrunken war, mußten die großmütigen Wirte und die aufopferungsvollen Gäste schon mit blutigen Köpfen auseinandergerissen werden.

Wäre diese Geschichte nicht wirklich gewesen, so bliebe sie doch wahr; sie hat so echt rheingauischen Lokalton, daß man sagen kann, sie müsse sich in Zukunft noch zutragen, wenn sie sich nicht bereits zugetragen hätte. Aber mit ihrer aus der edelmütigsten Rührung plötzlich um nichts und wieder nichts jäh zum wildesten Groll überspringenden Katastrophe könnte sie ebensogut unter Italienern geschehen sein wie unter Rheingauern. Nur müßte man dann den einzigen Zug herauswischen, daß die Leute eine ganze Feuerspritze voll Wein auf einen Sitz austrinken wollten, denn derselbe ist jedenfalls rein germanisch.

Der Rheingauer ist leicht empfänglich für jede Art von Anregung und Aufregung, namentlich für politische; allein bisher konnte man wahrnehmen, daß dieselbe immer ebenso rasch wieder

verflog. Der gemeine Mann, der hier durchschnittlich eher einem verbauerten Städter als einem wirklichen Bauern ähnlich sieht, hat ein ungleich lebhafteres Temperament als die schwerfälligen Kornbauern in seiner Nachbarschaft, ein rascheres Urteil, ein höheres Selbstgefühl und einen gewissen Schliff allgemeiner Bildung. Der Wein schmeidigt den Volksgeist. Aber die Begeisterung dieses Volkes gleicht darum auch oft einem Weinrausche. Als die Leute merkten, daß sich's in der Revolution zwar recht lustig gratis zechen lasse, daß aber die zahlenden Zecher von außen ausblieben, wurden sie, die kleinen Weinbauern vorab, praktisch sehr reaktionär; theoretisch gehört dagegen die Oppositionslust zu den stehenden Zügen des rheingauischen Charakters. Aus allen politischen Bewegungen, von denen die Geschichte des Rheingaues berichtet, reckt leichtblütige, gutherzige Schalkheit das Gesicht hervor. In dem wilden Bauernkriege vergossen die rheingauischen Bauern nur Rebenblut und ließen sich gleichsam beim Fasse totschlagen. Als später einmal die streitbaren Bürger von Rauental ihrem Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz, grollten, weil er nicht erfüllte, was er ihnen verheißen, kamen sie viele Jahre lang allabendlich beim Glase zusammen, um ihrem Zorn in recht fürchterlichem Trinken Luft zu machen, und die Sage bezeichnet heute noch die Stube, worin sie gesessen, als die „Krawallstube". Das war ihre ganze Empörung. In der ersten Verwirrung des Jahres 1848 fürchtete man für die großen Keller in Johannisberg und Eberbach, wo für Millionen flüssiges Gold lagert, und schickte Bürgerwehrleute hin, um diese Schätze vor räuberischen Händen zu bewahren. Der Schutz erwies sich als ganz überflüssig. Denn da, wo die Volkssage berichtet, wenigstens an einem dieser Plätze der Geist des Ortes dergestalt auf die Besatzung gewirkt haben soll, daß die Wachen, die mit dem Gewehr in dem einen und dem Weinkrug in dem anderen Arm vor den Kellertüren schilderten, mitunter nicht bloß abgelöst, sondern auch abgetragen werden mußten, so kann es mit den Angriffen teilungssüchtiger Umstürzler wohl nicht sehr ernsthaft gemeint gewesen sein.

Die Rheingauer sind nicht revolutionär, aber sie sind neuerungslustig, wie alles rheinische Volk; sie sind sehr fortschrittlich, und die besten Fortschritte haben sie gerade in Sachen des Weinbaues gemacht. Der beste Wein ist heute ohne Zweifel weit besser als vor hundert Jahren. (Der schlechteste freilich auch weit schlechter.) Der Wein wird auf dem Stocke wie im Keller weit rationeller „erzogen" als je zuvor. Der feinere Weinbauer ist nicht bloß Bauer, er treibt zugleich Technik, Kunst, Wissenschaft, Handel. Kein Wunder, daß er, so geschult, auch im sozialen und politischen Leben nach jedem Schatten eines Fortschrittes hascht. Zugleich weiß er aber auch, was für ihn Dauer in allem Wechsel behauptet, und das ist eben — der Wein. Darum faßt er bei allem Fortschritt dann doch wieder jede Weinfrage mit sehr vorsichtigen Händen an, bedachtsam, konservativen Geistes, die Tradition der Väter ehrend. Die uralten Bannrechte bei der Bewirtschaftung des Grundes und Bodens sind fast überall verschwunden: im rheingauischen Weinberg werden sie noch zähe behauptet. Beginnt die Traube zu reifen, dann werden alle Wingerte der Gemeinde geschlossen, selbst für den Besitzer, und er darf nur mit der Erlaubnis des Schultheißen, wohl gar nur unter dem Geleit des Flurschützen in seinen eigenen Weinberg gehen. Er darf die Lese nicht beginnen, bevor der allgemeine, öffentlich verkündete Termin erschienen ist. Er darf während der Lese das Tagewerk nicht anfangen lassen, bevor Böllerschüsse oder Glockengeläute die Anfangsstunde für alle kundgeben; er darf nach dem Zeichen des Feierabends keine Viertelstunde mehr auf seinem eigenen Grund und Boden fortarbeiten. Wir stehen in einem durchaus modernen Lande, wir bewegen uns unter Leuten, die in Sitte, Tracht, Lebensweise eifrigst mit der Zeit fortgeschritten sind, Dampfschiffe und Lokomotiven jagen um die Wette an den Rebenhügeln vorüber, aber das alte Bannrecht ruht doch noch auf diesen Hügeln, wie es vor mehr als zweitausend Jahren aus der altgermanischen „Feldgemeinschaft" erwachsen ist.

Es gibt ganze Bibliotheken von Reisehandbüchern über den

Rheingau, davon gemeiniglich eines dem anderen dieselben breitgetretenen Historien nachschreibt. Man notiert jede steinerne und hölzerne Staffage der Landschaft, aber die herrlichste und eigenste Staffage, die scharf geprägte Charakterfigur dieses Volksschlages, stellt keines dieser Bücher in den Vordergrund. Hier zeigt sich recht die Neuheit des Studiums von „Land und Leuten": das „Land" ist topographisch so ausgebeutet, wie kaum ein anderer Strich in Europa, die „Leute" übersieht man. Es liegt aber eine gewisse Beruhigung für den gründlicheren Beobachter in dem Umstand, daß für die allergrößte Mehrzahl von frivolen Touristen, welche alljährlich kommen, um die Reize des Rheingaues abzugrasen, gerade der feinste Reiz des Genusses, der in dem Zauberbild eines originellen Volkslebens liegt, doch ewig verschlossen bleibt. So ist es überhaupt in Deutschland. Die so wunderbar mannigfaltig abgestufte Physiognomik unseres Volkslebens harrt in ihren Feinheiten und in ihren kleinen Einzelzügen fast überall noch des Ausdeuters und Zeichners. Wir treiben so eifrig die Zahlenstatistik des materiellen Volksbestandes; *die geistige Statistik* der Nation liegt zum besten Teile noch brach. In den zahllosen Einzelgruppen, worin sich unsere Volksstämme wieder spalten, webt eine sprudelnde Fülle des frischesten Lebens, die sich als der dankbarste Stoff jedem Beobachter von selbst darbietet, der sich in liebevoller Hingabe dem Volksleben zu nähern weiß. Die meisten Reiseschriftsteller stolpern über diesen Stoff und merken doch noch nicht einmal, daß er ihnen im Wege gelegen habe.

Der heutige Rheingau hat keine echten Städte und keine echten Dörfer. Alle Ortschaften sind Mitteldinge zwischen beiden. So ist auch der rheingauische Winzer kein eigentlicher Bauer mehr, ob er gleich das Land baut. Anderseits ist er aber zum ganzen Bürger auch noch nicht fertig. Diese Vermischung der natürlichen sozialen Gegensätze läßt allemal auf ein Volk schließen, das seine beste Kraft bereits in früheren Zeitläuften ausgelebt hat. Auch in dem geschäftlichen Beruf des Rheingauer Weinproduzenten kreuzen und verschmelzen sich, wie oben gesagt, drei Hauptgruppen

der Arbeit: Landbau, Industrie und Handel. Man kann aber sagen, daß hier weder im Ackerbau, noch in der Industrie, noch im Handel ein rechter Segen wohne, obgleich fast alle Einwohner Ackerbau, Industrie und Handel zugleich betreiben. Es gibt fast nur ganz reiche und ganz arme Leute; sehr große Güter, die aber größtenteils auswärtigen Besitzern gehören, neben einem aufs äußerste zerstückten Boden.

Gleich allen ausgelebten Volksschlägen hat der rheingauische längst keine eigene Tracht mehr. Der Bauer kleidet sich wie ein zurückgebliebener Bürger. Auch die Volkssprache hat ihre schärfste Eigenart längst abgeschliffen. Schon im 16. Jahrhundert war sie durch die verschiedensten Sprachen- und Dialektelemente, welche sich in ihr vermengt hatten, ausgezeichnet. Aber es war nicht der seit uralter Zeit sehr starke Fremdenverkehr allein gewesen, welcher die Besonderheiten der Volkssprache verwischt hatte. In dem ganzen politisch und sozial individualisierten Mitteldeutschland sind die selbständigen Dialekte aufgelöst. Nur Nord- und Süddeutschland zeigen noch die strengen Gegensätze abgeschlossener und annähernd reiner Volksmundarten, in den mittleren Gauen herrschen auch sprachlich zersplitterte, buntscheckige Übergangsbildungen. Hat der Rheingauer aber auch keine streng gesonderte Mundart, so besitzt er wenigstens noch eine Fülle derb kräftiger Bilder und sinnlich greifbarer Redeweisen und Sprüche, Zeugnisse der Poesie und Frische des Volksgeistes, und in ergötzlicher Genialität gangbarer Spott- und Schimpfreden tun es ihm nicht einmal die Pfälzer zuvor.

Die Geschichte des Rheingaues seit dem Ausgange des Mittelalters zeigt, wie trügerisch der allgemeine Satz ist, als müsse die Einwanderung reicher Leute in ein Land und das Einströmen eines großen Verkehrs notwendig auch Wachstum und Erstarken des Volkswohlstandes zur Folge haben. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich eine bedeutende Zahl von Mainzer Patriziern nach dem Rheingau gezogen, eine Schar reicher Forensen brachte Luxus und Wohlleben dorthin, die Mainzer Erzbischöfe

betrachteten den Gau als ihr kostbarstes Besitztum, als die vergnüglichste Wohnstätte in guten und den sichersten Zufluchtsort in bösen Zeitläuften, sie statteten ihn deshalb mit allen möglichen Freiheiten und Vergünstigungen aus, — und doch erwuchs aus all diesen scheinbar so glücklichen Umständen gerade der soziale Ruin der Bewohner, welchem überall auch der materielle Ruin auf dem Fuße folgt. Die Bevölkerung war zu klein und zu unselbständig, um sich vor dem Eindringen dieser fremden Elemente zu schützen, das ganze Land, überdeckt mit Fürsten- und Adelsitzen, ward gleichsam ein großes Hoflager. Damit wurden allmählich alle natürlichen Grundlagen der Gesellschaft erschüttert; die Bauern wurden bürgerlich, die Bürger sahen aus wie vornehme Leute, die alten Sitten wurden zerbrochen, es kam namentlich damals eine förmliche Revolution über das vordem sehr strenge und einfache Hauswesen der Rheingauer. Diese Zustände, die sich zu jener Zeit in verschiedenen mitteldeutschen Landstrichen wiederholten, finden ihr schlagendes modernes Seitenstück in den Gegenden, wo jetzt die Bäderindustrie blüht. Wenn sich's ein ganzes Gebiet zum ausschließlichen Berufsgeschäfte macht, auf Vergnügungssucht und die Verschwenderlaune reicher Leute zu spekulieren, dann wird zuletzt des Volkes ganze Sinnesart sich veräußerlichen, die Leute werden das Aufsteigen zu immer mehr verfeinerten Genüssen als letztes Ziel aller Arbeit ansehen, und tüchtige Bürger verwandeln sich in servile Bedientennaturen und vornehmtuerisches Gesindel. Zur Bewahrung gesunder Gesellschaftszustände ist es nicht genug, daß das Volk arbeite und den nationalen Wohlstand mehre: es kommt auch darauf an, was und warum es arbeitet. Gar mancher moderne Arbeitsverdienst, der dem reinen Finanzmann eine Mehrung des Volkswohles dünkt, ist ein Blutgeld, ein Beutel voll elender Silberlinge, um welche der freie und ehrenfeste Sinn der Bürger verkauft und verraten wird.

Abgeschlossenheit eines Landes schafft ein in seinen Sitten gefestetes, am überlieferten Staatsleben festhaltendes Volk. Dies gilt aber nur, wo die Beschlossenheit des Landes eine natürliche,

wo das Volk groß genug ist, um in seinen gesellschaftlichen Gebilden sich selbst genügen zu können. Die willkürliche Abschließung eines Landes, das von Natur kein selbständiges Ganzes bildet, erzeugt den Partikularismus. Dieser löst die Sitte des Volkes und tilgt in ihm den Sinn für eine in stetiger Gemessenheit fortschreitende politische Entwicklung. Das Unruhige, Unfertige in dem Staatsleben eines allzukleinen Landes prägt sich auch dem Volkscharakter ein. Das feste körperschaftliche Zusammenhalten der echten Stände gibt der natürlichen sozialen Gliederung erst Kraft und Halt, während die Übertragung der nämlichen korporativen Beschlossenheit auf die unechten Stände die ganze Gesellschaft auseinandersprengt.

Die mittelalterige Landesverfassung des Rheingaues gibt das anschaulichste Bild solch eines falschen Abschlusses. Der Gau, obgleich viel zu klein, um sich selbst genügen zu können, war geschlossen gleich einer Burg. Im Süden und Westen sperrte der breite Grenzgraben des Rheinstromes das Land ab; längs der Ostgrenze erhob sich vom Rheine bis zum Gebirg hinauf ein festes Bollwerk von Mauern und Türmen, und wo diese Landesmauer aufhörte, da zog sich nördlich über das ganze Waldgebirg bis wieder zur Westgrenze des Rheines hinüber eine Grenzwehr der eigensten Art, das sogenannte Rheingauer Landgebück. Hier war der Wald selbst zur Festung gemacht, indem Baumzweige und Buschwerk auf Meilen weit zu dem festesten Zaun ineinandergeflochten und im Laufe der Jahrhunderte so dicht zusammen verwachsen waren, daß sie das Land besser als eine Mauer absperrten. Man konnte den ganzen Gau wie ein Haus zuschließen. Dieser territorialen Beschlossenheit entsprach die soziale und politische Abschließung des Volkes. Der Landesfürst schloß den Gau politisch durch seine Vogtei, und die Bewohner selbst schlossen sich sozial ab durch die äußersten Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines Fremden in ihre Genossenschaft. Allein auch positiv sprach sich das sozialpolitische Sondertum aus in dem höchst merkwürdigen uralten Markverein der „rheingauischen Heimgeraide“. Im ursprünglichen Geiste dieses Mark-

vereins sind alle Landesinsassen als eine große Familie gedacht. Die Heimgeraide bildete das gemeinsame Eigentum dieser Familie, die Almende des Landes. „Wald, Weide, Wasser, Weg und Steg" sind die Nutzungen, auf welche jeder Rheingauer ein angeborenes Recht hatte, aber nur im Sinne der Gütergemeinschaft, denn keiner durfte sich von diesen Stücken etwas zum Privatbesitz aneignen. Dieser urväterliche Kommunismus, der eine ganze Gaubevölkerung zur engverbundenen sozialen Familie zusammenrückte, war außer dem Rheingau gerade in solchen Gegenden ganz besonders ausgebildet, wo heute noch eine starke politische Zerstückelung und Kleinstaaterei herrscht, in der südwestdeutschen Staatengruppe. In der ältesten Zeit ein mächtiger Hebel zur Förderung der Kultur, politischen Gemeingeist weckend im Volke, wurden diese Markvereine und Waldgenossenschaften später die Stützen eines falschen Sondergeistes. Selbst die immer kräftiger herausgebildete landesherrliche Gewalt vermochte lange nicht, den im Volksleben gewurzelten Partikularismus zu bemeistern. Die Grenzen der Markvereine durchkreuzten mitunter die Grenzen der fürstlichen Territorien und trugen so noch eine soziale geographische Zersplitterung in die politische hinein. Die wetterauische „hohe Mark von Oberursel" zum Beispiel griff in Mainzer, Hanauer, Solmser, Frankfurter und anderherrisches Gebiet hinüber. Umgekehrt schloß dann die Rheingauer Mark wieder einen Teil rein mainzischen Gebiets als selbständiges Ganze ab. Die deutsche Kleinstaaterei ist keine Schöpfung der Fürsten, sie gründet sich auf den Partikularismus des Volkslebens, der altersgrau ist neben dem noch sehr jungen Institute der fürstlichen Landeshoheit. Der Bürgerstolz, diesem hochbegünstigten Gau anzugehören und die Eifersucht, daß kein Unberufener eindringen möge, spricht sich in der alten rheingauischen Landesverfassung aufs kräftigste aus. Wer den Charakter eines Gaugenossen hatte, dem fielen die Ansprüche auf Teilnahme an den Freiheiten und Nutzungen zu, wenn er auch nur so viel Grundeigentum besaß, „daß man einen dreibeinigen Stuhl darauf stellen konnte", während ein anderer, der, ohne jenen

Charakter, die größten Liegenschaften im Gau sein eigen genannt hätte, dennoch davon würde ausgeschlossen gewesen sein. Hier liegt der Vergleich mit den alten Reichsstädten nahe. Aus ihrer früher so heilsamen Abschließung entwickelte sich bei vielen dieser Städte später ein versteiftes und verknöchertes Gemeinwesen, derart, daß sie im Wettstreit mit dem entfesselten modernen Städteleben vollständig in die Ecke geschoben wurden; bei anderen aber, namentlich den kleineren, trat das gegenteilige Übel ein; sie verloren alle Eigenart und der ganze Charakter ihres Bürgertums löste sich gründlicher als irgendwo in der sozialen Ausgleichung der Gegenwart auf. Das letztere gilt auch vom Rheingau. Im Mittelalter hat er sein Volksleben aufs individuellste entfaltet und — ausgelebt. Das Übermaß der Abschließung schlug in sein Gegenteil um, in die Verflüchtigung alles Besonderen. Der Gau, welcher früher so spröde tat bei der Aufnahme von Fremden, war in unserem Jahrhundert, wie zur Strafe, einmal geraume Zeit eine wahre Freistätte für fahrendes Gesindel geworden.

Allein obgleich fast alle die früheren sozialen Charakterzüge des rheingauischen Volkes erloschen sind, so war doch ein einziger nicht zu vertilgen: der Rheingauer ist der Mann des deutschen Weinlandes, des Weinbaues und des Weihtrinkens als solcher. Das ist die wunderbare natürliche Wahlverwandtschaft zwischen „Land und Leuten", die durch keine politische Umwälzung zerstört werden kann.

Wir gehen einer neuen Weltteilung der Arbeit entgegen. Wie lange wird Europa in Getreidebau und Viehzucht noch erfolgreich wettarbeiten können mit Amerika und Australien? Begünstigt von einem jungfräulicheren Boden, von besserem Klima und billigeren Arbeitskräften werden fremde Zonen die heutige europäische Landwirtschaft erdrücken und uns zu ganz neuen Kulturformen des Bodens zwingen. Nur die edelsten deutschen Weine, die Rheingauer voran, sind noch von keiner kalifornischen, australischen oder afrikanischen Konkurrenz besiegt worden, sie behaupten den ersten

Rang in Europa und in der Welt. Freilich kann heute auch in den gesegnetsten Lagen des Rheingaues nur noch der größere Besitzer diese edelsten Handelsweine erzeugen. Aber gleichviel! Ein süßer Trost bleibt uns doch: wenn wir auch in künftigen Jahrhunderten Brot und Fleisch bei den Amerikanern und Australiern werden kaufen müssen, dann muß doch immer noch Australien und Amerika zu uns kommen, wenn es den besten Tropfen trinken will.

Der oberste Kanon der alten rheingauischen Landesrechte hieß: „Im Rheingau macht die Luft frei." Dieses große Privileg des salischen freien Landstrichs hat längst seinen politischen Sinn verloren. Aber ein tiefer poetischer Sinn ist dem wunderlich klingenden mittelalterigen Rechtsgrundsatze geblieben. Die Luft ist es in der Tat, die das moderne, in den Banden einer ebenso unreifen als überreifen Zivilisation gefangene rheingauische Volksleben einzig noch frei macht, die milde hesperische Luft, in ganz Deutschland sondergleichen, welche die Traube des Steinbergs und Johannisbergs reift, damit der Wein wenigstens das arme Volk im reichsten Gau mit einem Strahl der Poesie verkläre, und ihm das Köstlichste nicht ganz verloren sein lasse, was den einzelnen Menschen wie Volksgruppen und Nationen auszeichnet: eigenartige Persönlichkeit.

Der vorstehenden Skizze des Rheingauer Lebens schließt sich der Aufsatz „Bauernland mit Bürgerrechten" in meinem „Wanderbuche" ergänzend und historisch fundamentierend an. Weitere Forschungen und Schilderungen aus dem „Individualisierten Lande" gab ich in dem Vortrage „Rheinlandschaft" im ersten Band der „Freien Vorträge", dann in den Abschnitten des „Wanderbuches": „Ein Gang durchs Taubertal" und „Das Gerauer Land mit seinen Kaiserstätten". Endlich gehört auch mein Buch „Die

Pfälzer" hieher. Wer diese sämtlichen Arbeiten zusammennimmt, der wird mir wohl zugestehen, daß ich die Grundideen des gegenwärtigen Kapitels nicht bloß andeutend hingeworfen, sondern auch in jahrelanger mühevoller Arbeit des Wanderns und Beobachtens, Studierens und Schreibens im einzelnen begründet und durchgebildet habe.

VI

Zentralisiertes Land

Wer aus dem westlichen Mitteldeutschland kommt, wo überall auf engstem Raum so große Mannigfaltigkeit des Volks und Bodens zusammengedrängt ist, wo man bei jeder Meile Wegs gleichsam um eine Ecke tritt, daß sich der Anblick eines neuen Landes, anders gearteter Menschen eröffnet, für den fällt auf den langgestreckten bayerischen Hochflächen zwischen der Donau und den Alpen vor allem das Weitschichtige, Auseinandergezogene der Landschaft wie der Volksgruppen auf, der Mangel der feineren Durchbildung auf kleinem Raum. In den erstgenannten Gauen liegt der Stoff zur Landes- und Volkskunde in zahlreichen Duodezbändchen angehäuft, hier in zwei bis drei großen Folianten. Wo dort manchmal ein Nachmittagsspaziergang genügt, um Gegensätze von Land und Leuten nebeneinander im Original zu vergleichen, da fordert dies hier Tagemärsche. Nicht als ob es dem Flach- und Hügellande zwischen Iller und Inn an scharf geprägtem Charakter fehle: derselbe ist nur in breiten Zügen angelegt, und eben darum wußte er sich so ungebrochen derb zu bewahren.

Den bis ins kleinste individualisierten Landstrichen gehört die Vergangenheit, namentlich die mittelalterige. Gehört vielleicht den ins breite und massenhafte angelegten Ländergruppen die Zukunft? Der Hauptstock der am individuellsten durchgebildeten Gegenden Deutschlands: Thüringen, Hessen, die Uferlande des Ober- und Mittelrheins u. s. w. ist in der Kleinstaaterei stecken geblieben; die Ländergebiete der drei mächtigsten deutschen Staaten: Österreich, Preußen, Bayern gliederten sich seit alter Zeit nach massenhafteren Gruppen. Auf den weiten Hochflächen an der

Isar, in den weiten Sandniederungen an der Spree zogen sich in der neuesten Zeit die zwei bedeutendsten Mittelpunkte deutschen Kunstlebens zusammen; nie und nimmer hätte das Mittelalter an solchen Punkten Kunsthauptstädte zu gründen vermocht. Die große Fabrikindustrie und der Weltverkehr der Eisenbahnen sucht jetzt mit Vorliebe die weiten gleichförmigen Ebenen auf, und die endlosen Steppen des russischen Reiches sind es, aus welchen die beklommene Phantasie des vielgliedrigen Abendlandes die dunkeln Schattenbilder einer neuen Völkerwanderung von ferne heranziehen sieht.

Es gibt wohl einen Dualismus deutschen Volkstumes, aber er fällt durchaus nicht mit den Gegensätzen von Nord- und Süddeutschland zusammen. Er gründet sich auf die Doppelart gleichheitlich geeinigten und vielgestaltig gesonderten Landes und Volkes. Die beiden bewegenden Kräfte des Einigungstriebes und des Sondergeistes in der bürgerlichen Gesellschaft entwickeln sich hier auch geographisch und ethnographisch. Der Norden und Süden unseres Vaterlandes zeigt entschieden wahlverwandte Gruppen von Volkscharakteren: Mitteldeutschland ist es, was den Gegensatz hiezu bildet. Sieht man von den Zufälligkeiten, von der Dekoration, dem äußeren Gewand des Volkstumes ab, dann stehen die Ostfriesen, Schleswig-Holsteiner, Niedersachsen, Mecklenburger, Pommern den Altbayern, Tirolern, Steiermärkern unendlich näher als beide den Obersachsen, Thüringern, Rheinfranken u. s. w. Im Norden und Süden sitzen noch Volksstämme in großen und ganzen Gebilden, im Binnenland sind die Trümmer ursprünglicher Stämme aufgelöst und bunt durcheinandergeworfen. Im Norden und Süden findet sich noch reines Bauernvolk, reine Dörfer, dazwischen aber auch reine Städte. In der Mitte ist bäuerliches und städtisches Wesen vielfach verwischt und ineinandergetrieben, die Bauern sind städtisch, die Kleinstädter bäuerisch, bei Hunderten von kleinen Städten und großen Dörfern läßt es sich gar nicht genau bestimmen, ob sie mehr das eine oder das andere sind. Rein bäuerliche Bezirke sind da nur noch im

kleinen eingesprengt, Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Weltstädte, wie Hamburg, Berlin, Wien, hat Mitteldeutschland nicht aufzuweisen, ebensowenig so reine Bauerndörfer gleich jenen am Fuß der Alpen und an der Meeresküste. Im Norden und Süden weiß man noch ungefähr, was Stände sind, in der Mitte ist das Verständnis für die organische Gliederung der Gesellschaft fast ganz erloschen. Die letzten bedeutsamen Reste des alten Innungswesens mußte man zuletzt an der Nord- und Ostsee und in den Vorländern der Alpen suchen; der Ruf nach zeitgemäß erneuten und umgestalteten Innungen ging vom Norden aus. In Ober- und Niederdeutschland herrschen noch reine Volksmundarten vor; die aufgelöste und verwitterte Volkssprache zeichnet Mitteldeutschland. Im Süden und Norden wurzelt vorzugsweise noch ein strenges Kirchentum im Volke, und der Pommer sieht noch ebensogut im Papste den wirklichen Antichrist, wie ihn der Tiroler im Doktor Luther sieht. Im Binnenland mischen sich die Bekenntnisse, und Duldung und Gleichgültigkeit hat selbst im niederen Volke fast nur noch gebrochene und gedämpfte Tinten des kirchlichen Lebens übrig gelassen.

Im Norden und Süden wohnen noch einsame Menschen, der Kultur entrückte Volksgruppen, in der Mitte sind alle Pfade aufgeschlossen und jedes einzelnen Haus steht an der großen Heerstraße. Dort kann man noch Entdeckungsreisen machen, hier stolpert je alle zehn Schritt ein Tourist über den anderen. Wie die Bewohner des einsamen Oberlechtales und vieler anderen Alpentäler in jungen Jahren in die weite Welt ziehen, um draußen ihr Brot zu suchen und erst am späten Lebensabend als gemachte Männer in die stille Heimat zurückkehren, so ziehen Tausende von Küstenbewohnern in gleicher Absicht nach allen Meeren. Von den alten Normannen geht die Sage, daß sie durch das Los ein Prozent des jüngeren Volkes zu ihren Seezügen ausgewählt hätten, und wunderbar genug wird ganz das Gleiche auch in den alten schweizerischen Wandersagen erzählt.

Norddeutsches und süddeutsches Volkstum unterscheidet sich in

vielen Äußerlichkeiten; im Kern und Wesen steht sich beides erstaunlich nahe. Schon in der Landesart ist diese Verwandtschaft im Gegensatze zu Mitteldeutschland aufs schärfste herausgekehrt. Im Norden und Süden herrschen die massenhaften geographischen Gebilde vor, große Ebenen, das Meer, große Ströme, große Gebirge; in Mitteldeutschland der bunteste Wechsel kleiner Hügel- und Flachlandpartien, Mittelgebirge der mannigfaltigsten geognostischen Zusammensetzung, eine Überfülle kleiner Gewässer. Dem entspricht massenhaft geeintes Volkstum auf der einen Seite, zersplittertes auf der anderen. Wenn Professor Bernhard Cotta auf den schlagenden Zusammenhang zwischen dem revolutionären Volksgeiste und den örtlichen geologischen Bodengebilden in Deutschland hingewiesen hat, so liegt in solcher Vergleichung in der Tat mehr als ein bloßes Spiel des Witzes. Wo die urweltlichen Revolutionen augenfällig am tollsten gewirtschaftet und die mannigfaltigsten Gesteinschichten neben- und untereinander geworfen haben, da konnte naturgemäß auf dem zerrissenen Boden auch das Volksleben am frühesten zerrissen und zersplittert werden, und in diese Risse setzte sich die moderne Bildung und mit ihr die Empfänglichkeit auch für die revolutionären Produkte derselben, während ein auf massenhaft gruppiertem Lande heimisches, massenhaft abgeschlossenes Volkstum ungleich spröder und zäher in seiner Eigenart verharren wird. Den mitteldeutschen Stämmen fehlt jene ausschließende Einseitigkeit, aus welcher sich große Volksgruppen als ein einheitliches, zäh beharrendes Originalgenie entwickelten, wie diese Einseitigkeit den geognostischen und geographischen Bildungen seines Bodens fehlt.

In der Absicht nun, ein nach breiten Massen angelegtes Land, ein in großen Zügen gestaltetes Volkstum dem aufs äußerste durchgearbeiteten kleinen Winkel des Rheingaues gegenüberzustellen, wenden wir uns zu den südbayerischen Hochflächen. Blicken wir zuerst auf die Eigentümlichkeiten des Landes.

Ein hohes, rauhes Tafelland, bildet es die Riesenbrücke zwischen den Alpen und unseren binnenländischen Mittelgebirgen. Nur

Hügel, namenlose Hügel, keine Berge beleben die ungeheure Fläche. Jeder Fernblick gegen Süden wird begrenzt durch die am Himmel verschwimmenden Bergspitzen der Voralpen. Man kann auf zwanzig Meilen von Westen nach Osten wandern, und schaut immer dieselbe Bergkette im Hintergrunde. Die ewigen Alpen, das Sinnbild der Stetigkeit in der Natur gleich dem ewigen Meere, blicken als Herrscher und Hüter über das ganze weite Land. Zahlreiche kleinere Flüsse schießen vom fernen Bergwall in reißendem Lauf die steil geneigte Hochfläche hinab der Donau zu, aber kein größerer Strom gliedert das Land. Ufer und Wasserlauf gleichen sich täuschend bei fast allen diesen Gewässern; die meisten strömen in gleicher Linie von Südwest nach Nordost. Bei den Tälern des Lech, der Isar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zusamm, Schmutter u. s. w. ist allenthalben, sowie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Talweitung unverhältnismäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen: die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge. Man sieht fast überall zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die größeren Flüsse dieser Hochfläche haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Zweiggeflechte und Seitenarme auseinander, und nehmen mit nutzlosen Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwassern, kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechts wegen gebührte. In diesen schwer zugänglichen Flußauen herrscht oft noch Urwildnis. Denn es sind diese Flüsse noch nicht Knechte der Gesittung, sondern wilde Feinde derselben. Sie hemmen den Verkehr, statt ihn zu beleben. Die menschliche Ansiedlung hat sich nicht an ihren Ufern

gesammelt, sie ist ihnen vielmehr möglichst weit ausgewichen. Das Schwemmland, welches das Hochwasser heuer geschaffen, wird im nächsten Jahre wieder verschlungen von den tobenden Fluten. Vielleicht zeigen sie nur in einer einzigen regnerischen Sommerwoche ihre volle jähe Zerstörungswut, aber ein paar Stunden genügen dann, um den Acker, welchen man jahrelang dem Element mühselig abgetrotzt, in eine für immer zur Kultur unfähige Geröllbank zu verwandeln. In der Meringerau am Lech lag das uralte Schloß Gunzenlech, wie die Sage erzählt, ein Bau von fabelhafter Größe und Herrlichkeit, in welchem die alten bayerischen Herzoge ihre stolzesten Feste feierten — es ist im Lech versunken, und nicht bloß das Schloß, auch der Boden, auf dem es mit seinen weitberühmten Prunkgärten gestanden, und keiner weiß mehr seine Stätte.

(Nach einer beachtenswerten neueren Hypothese lag Gunzenlech oder „Gunzinleh" nicht unmittelbar am Lech, sondern seitab auf den Hügeln von Kissing, welche die Lechebene säumen. Wenn wir heute auf der Bahnlinie Augsburg-München die kahle Fläche von Mehring durchkreuzen, dann dünkt es uns unfaßbar, daß hier, sei es auf den Hügeln oder am Flusse, die glänzendste Kaiserhochzeit des ritterlichen Mittelalters, die Hochzeit Philipps von Schwaben mit der griechischen Prinzessin Irene (Pfingsten 1197) gefeiert worden sein soll. Und doch war es so. Statt alte Schlösser und Burgen sehen wir in diesen Gegenden jetzt nur Bauerndörfer und wenige neue, oft recht bäuerliche Edelsitze; nicht einmal eine Kirche erinnert uns an das Mittelalter. Vor unserem geistigen Auge steht die schlanke, schöne Gestalt des Staufers Philipp und der edelfeinen, vornehm fremden Irene, zu deren Preis Walther von der Vogelweide Worte gebraucht, die er sonst nur der heiligen Jungfrau gönnte, — und vor unserem leiblichen Auge wandeln untersetzte, grobknochige Bauern und Bäuerinnen der derbsten, hier oft recht unschönen, altbayerischen Art! Diese Hochfläche ist reich an historischen Erinnerungen und ganz arm an historischen Denkmalen. Vergangenheit und Gegenwart scheinen sich zu wider-

sprechen: das gegenwärtige Volk ist das älteste Altertum. Wie ganz anders am Rheine! Dort sehen wir im Volke und seinem Schaffen und Treiben das bewegteste Bild der Neuzeit, und die Landschaft wimmelt von Denkmalen und Trümmern vergangener Jahrhunderte.)

Doch zurück zur örtlichen Charakteristik der südbayerischen Hochflächen- und Hügelzone:

Übermäßig breite Strombette, weitgedehnte unfruchtbare Alluvionen, große Moorflächen, in denen noch vereinzelte Siedler wohnen neben den kleinen Dörfern, ansehnliche Seen und Weiher, zahllose Hügelgruppen, die einander folgen und sich gleichen wie eine Wasserwoge der anderen, darüber ein Himmelsgewölbe, welches südwärts von den Alpen aufsteigt, um im Norden weit über die Donau hinaus im Frankenlande sich wieder auf der Grundlinie des Erdkreises niederzulassen.

Diese breite Physiognomie sitzt dann auch den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Toten oft auffallend weit auseinander gebettet. Überall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine verdoppelte Volkszahl. Es ist noch allerlei Rohstoff des Landes vorhanden, nicht jedes Zipfelchen der Oberfläche präsentiert sich sofort als verarbeitetes Produkt. Die Wahrnehmung, daß hier die Welt noch nicht ganz verteilt sei, hat für jemand, der aus einem übervölkerten Landstrich kommt, etwas Behagliches, Beruhigendes. Die Ackerstücke sind für ein mittelrheinisches Auge mehrenteils erstaunlich groß. Es wäre freilich sehr verkehrt, wenn man diese Raumgröße als Beweis eines größeren Reichtums nehmen wollte, denn auch der Bau des Bodens zielt meist mehr auf das Massenhafte, als auf die Benützung im kleinen und einzelnen. Die Ackerfurchen sind auffallend breit und tief gezogen,

die Pflanzen meist weitschichtig gesetzt. Wie folgerecht leuchtet dieser Grundcharakter eines ausgedehnten, geräumigen Landstrichs überall durch! Und diese hohen und breiten Beete des gepflügten Ackers, deren Urbild die bis zur Donau streifenden sogenannten Hochäcker oder Bifänge zeigen, sind zugleich historische Denkmale; denn so breit und tief, wie heute der oberbayerische Bauer seine Furchen zieht, zog sie hier auch vor langen Jahrhunderten der Kelte mit dem rätischen Pflug, den Plinius beschreibt. In den Wäldern sieht man mehrenteils die gefällten Bäume mehrere Fuß über der Wurzel abgesägt, während dieser lange Stumpf mit der Wurzel im Boden stecken bleibt und häufig genug unbenutzt verwittert. Das ist das letzte Zeichen der Erinnerung an die Zeiten, wo die ganze Bevölkerung an dem in den Wäldern von selbst verdorrenden Holz gerade genug hatte, um ihren gesamten Feuerbedarf damit zu bestreiten.

Dem regellosen Lauf der Flüsse auf diesen Hochflächen sind mehrenteils auch die Wege zu vergleichen. Die kleineren Gemeindewege zumal nehmen sich mit ihren Krümmen — die in uralter Zeit der Fuß des Wanderers vorgezeichnet haben mag, nicht die Meßschnur des Wegbauers — mit ihrem den Hauptweg bald nahe bald weitab zur Seite laufenden Hilfsfußpfaden genau wie das wilde Strombett eines vertrocknenden Flusses aus. Diese ungeregelten, überzähligen wilden Pfade fressen unglaubliche Strecken kulturfähigen Landes weg. Wenn Walther in seiner „Topischen Geographie von Bayern" versichert, daß Bayern durch die Kultur aller seiner Moore innerhalb seiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürstentum erobern könne, so glauben wir, daß durch die Regelung der wilden Wege wenigstens auch noch eine stattliche Grafschaft dazu zu gewinnen wäre. Aber dann müßten die geregelten Wege freilich in einem ganz anderen Stande gehalten werden als gegenwärtig; denn solange man bei nassem Wetter selbst im frisch gepflügten Acker reinlicher geht, als in dem Schlammstrom der Straße, wird die Notwehr von Roß und Mann doch immer die wilden Wege

erzwingen. Nur wer die Armut an Bruchsteinen auf diesen Hochflächen mit eigenem Auge gesehen, begreift, wie die Straßen so schlecht sein können, während doch das Budget so beträchtliche Summen für deren Pflege aufweist. Elendes kleines Kalkgerölle, welches man in anderen Gegenden zu schlecht erachten würde, um den letzten Feldweg zu stücken, wird hier wohl gar meilenweit verfahren zur Unterhaltung von Staatsstraßen ersten Ranges. Wenn man in dem weiten Hügel- und Flachlande zwischen Ulm und München gelegentlich einen durch den Zufall verschleuderten tüchtigen Bruchstein am Wege liegen sieht, so betrachtet man ihn mit kindischer Freude, mit jener Pietät, mit welcher man in holzarmen Gegenden zu einem vereinzelten Baume aufblickt. Hölzerne Grenzsteine sind in den Dorfmarken nichts Seltenes; dem Widerstreit mit der Logik, der in diesen hölzernen Steinen liegt, geht man in neuerer Zeit wohl auch durch Grenzsteine von gebranntem Ton aus dem Weg.

Wo der Backsteinbau ausschließend herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen gegliedert sein. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen, als man gemeinhin glaubt. Ich habe oben auf die Parallele zwischen den Marschen und Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und den Mooren und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen hingewiesen, da nicht bloß die Bodengestalt, sondern auch die darin gewurzelte Verwandtschaft des Kulturlebens des Volkes zum Vergleich herausfordern. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushilfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom Nordsaum der Algäuer Alpen erzählte mir als etwas Märchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe, deren Dächer „ganz mit Schreibtafeln benagelt“ seien. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall sein können.

(Inzwischen beginnt die billige Eisenbahnfracht diese Unterschiede in den Städten stark zu verdrängen. München ist das alte München nicht mehr, seit man dort Marmorpaläste baut und die Häuser mit Schiefern deckt statt mit Ziegeln und Holzschindeln. 1883.)

Der Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für einen Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese entscheidenden Rohstoffe der Zivilisation gründen, erweitern sich bei geschichtlichem Rückblick in riesigem Maßstabe; aus dem örtlichen Gegensatze wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Altertums, der, wie Babylon durchaus, oder wie Indien zum großen Teil, auf den gebrannten Ton hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestdeutschen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Überall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maßstab zusammengeschrumpfen, aber nicht erloschen sind.

Wie fein stuft sich wieder, um auf der südbayerischen Hochebene stehen zu bleiben, hier der ziegelgedeckte Backsteinbau in den Dörfern des hügeligen Teiles gegen die strohbedeckten Häuser der Moosdörfer, gegen die schweizerischen Holzschindelhäuser der höheren Lage ab! Die plumpen, massiven, breit und tief gebauten Häuser der Hügelregion mit ihren quadratförmigen Fenstern, ihren hohen, aber fast im stumpfen Winkel gespannten Giebeln, ihren weiten Hausfluren stellen uns den festen, wohlhäbigen, aber schwerfälligen Kornbauer dieser Gegend, der aussieht, als könne man Wände mit ihm einrennen, den Pommer Süddeutschlands, in klarster architektonischer Symbolik dar. Da wo die Amper bei Wildenrott, die Würm bei Obermühltal gegen die Ebene des Dachauer Mooses durchbricht, hat die Natur zum letzten Male, als auf dem letzten vorgeschobenen Posten, ein Stück wildroman-

tischer Hochgebirgsszenerie inmitten des Flachlandes improvisiert, und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart des Gebirges ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moosstriche gilt, und eine zwingende klimatische Notwendigkeit zur Anlage dieser Hochgebirgshäuser gewiß noch nicht vorhanden war. Mit so wunderbar sicherem Instinkt hat der Volksgeist seine bescheidenen architektonischen Gebilde dem Charakter des Landes angepaßt. Eine vergleichende Überschau des überlieferten deutschen Dorfbaustils, nach Gauen und Stämmen geordnet, würde äußerst lehrreich sein, und es wäre hohe Zeit, dieselbe zusammenzustellen, bevor die immer weiter fressende Gleichmacherei auch hier die alten natürlichen Unterschiede verwischt hat. Die Bauart der Bauernhäuser, wo sie noch historisch und echt ist, gehört ebensogut der Kunstgeschichte, als das Volkslied der Geschichte der Musik. Nicht überall freilich gibt es Dörfer, deren Bau den ästhetischen Gehalt eines volkstümlichen Kunstwerkes beanspruchen darf, aber auch nicht überall sprudelt der Quell des Volksliedes. Die moderne Architektur, nachdem sie mit der Nachahmung der höheren Kunstformen vergangener Jahrhunderte so ziemlich fertig geworden ist, hat jener Baukunst des Volkes schon manche für neu geltende Formen abgelauscht, was uns lebhaft an die Ausbeutung des Volksliedes durch unsere gelehrten Komponisten erinnert; und wenn bei manchen neumodischen Fabrik- und Eisenbahnbauten das travestierte Bauernhaus des Hochgebirgs aus allen Ecken hervorlugt, so ist dies nichts anderes, als wenn die große Oper durch den Schmuck alter Volkslieder wieder jugendlichen Reiz zu gewinnen sucht.

Wie im deutschen Mittelalter das Volksleben in allem Sondertum aufs einzelste durchgebildet war, so zeigt auch die gotische Architektur das gleich Individuellste in ästhetischer Hinsicht. Der Backstein ist, trotz aller Hallenkirchen, der ärgste Feind der gotischen Architektur. Nicht leicht mag eine Stadt solch redendes Zeugnis dafür ablegen, als Augsburg, der uralte Zentralpunkt der südbayerischen Hochflächen. Die gotische Architektur ist hier ver-

kümmert in dem widerstrebenden Material, die altromanische Weise und der Zopf, beide mit breiten Wandflächen, herrschen despotisch. Das geht dann weiter fort durchs ganze Land. Die Zentralisierung des Dorfkirchenbaues hat sich zwischen Iller und Isar in einer Weise vollendet, die vielleicht in ganz Deutschland ohnegleichen ist. Überall derselbe romanische Unterbau des Kirchenturmes, auf den der Zopf dann einen luftigen achteckigen Pavillon gesetzt und diesen mit einer zwiebelförmigen Kappe gekrönt hat, überall dieselben schlanken minaretartigen Türme, die, dem Charakter des Flachlandes entsprechend, wie riesige Spargeln aus der weiten Ebene aufschießen. Es geht eine scharfe Grenzlinie des bayerischen und schwäbischen Volksstammes mitten durch die Hochfläche, das Land in zwei große, nach Geschichte, Sitte, Mundart grundverschiedene Gruppen teilend, aber die Dorfkirchen sind in der gleichen Weise gebaut, hüben wie drüben. Wer da weiß, wie folgerecht sich im Mittelalter der Kirchenbau, und zumal dieser kleinere, handwerksmäßige, streng nach den Grenzen des Gaues sonderte, der wird das Gewicht dieses Umstandes ermessen. Ich wies oben auf die unterschiedliche Bauart der Hügelland-, Moor- und Gebirgsdörfer hin; für die alten Dorfkirchen allein gelten diese Unterschiede nicht: sie sehen sich in allen drei Strichen fast durchweg so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Diese Gleichförmigkeit mag das künstlerische Auge zur Verzweiflung bringen: der Kulturhistoriker sieht in den Hunderten gleich gebauter Türme, Schiffe und Chöre ein imponierendes Denkmal der zentralisierenden Gewalt der Kirche. So hat denn auch der alte augsburgische Bischofssprengel bei Murnau und Starnberg die schwäbische Stammesgrenze weit überschritten, während dieselbe politisch und volkstümlich so zähe festgehalten wurde.

Auch die alten Dorfkirchen sind wenigstens ein Bruchstück volkstümlicher Kunst. Wenn uns die charaktervollen Bauernhäuser die schöpferische architektonische Kunstrichtung des Volkes darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die nachbildende. Denn in ihnen

spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höheren Kunststil sich angeeignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständnis des letzteren. Wer freilich an den modernen Dorfkirchenbau denkt, der lediglich durch die Willkür des Baumeisters, der Gemeindevorstände u. s. w. bestimmt wird, der mag schwer begreifen, welch ein ungehobener Schatz für die Kunstgeschichte noch in den alten Dorfkirchenbauten liegt, die sich nach ganz natürlichen örtlichen Gruppen ordnen und, wie die ganze mittelalterige Baukunst, aufs festeste in dem engbegrenzten Boden gewurzelt sind, der sie trägt.

Eines der merkwürdigsten Denkmale der Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen ist die gotische Frauenkirche zu München. Sie zeigt in ihrer Bauart die auffallendste Ähnlichkeit mit den gotischen Kirchen der deutschen Ostseeländer, die eine so ganz eigentümliche, in der Natur von Land und Volk wie in der Art des Baumaterials (Backstein) begründete Einzelart des gotischen Stiles darstellen. Weite Länderstrecken liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands, nirgends ist eine örtliche Vermittlung, ein Übergang: und doch baute man in München in derselben, weil dem Volksgeist, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise, wie an der fernen Ostseeküste.

Barthold in seiner Geschichte des deutschen Städtewesens zieht eine Parallele zwischen dem alten Lübeck und dem alten München, und weist auf den großen Abstand in den jüngsten Epochen beider Städte. Nur in zwei Bauwerken findet er, daß ein Denkmal der alten Verwandtschaft geblieben sei: in den düsteren, hünenhaft über das Maß ausgereckten Formen der Münchener Frauenkirche und der stilverwandten St. Marienpfarre zu Lübeck. Und wie der Dachgiebel und die wunderlich bekuppten Doppeltürme der Frauenkirche, alles moderne Werk nebenan an Masse überragend, dem von den Alpen niedersteigenden Wanderer als erstes Wahrzeichen aus der Ebene aufsteigen, so begrüßt auch der Schiffer

im Golf von Wagrien das Gewölbe und Nadelpyramidenpaar der Marienpfarre als erste Landmarke.

Ein Holsteiner oder Mecklenburger könnte von Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seen zwischen dem Ammer- und Starnbergersee wandert, durch diese Buchenhaine von so tief gesättigtem, saftigem Grün, wie es nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann, über diese smaragdfarbigen Triften, wie sie nur dem äußersten Norden und dem äußersten Süden unseres Vaterlandes eigen sind. Unter unseren älteren Landschaftsmalern haben die größten Meister jener duftigen Luftperspektiven, jener feuchtverklärten Fernen entweder an unseren nordischen Meeren oder auf unsern südlichen Hochflächen ihre besten Studien gemacht.

In der Mitte Deutschlands, im besonderten Land, spielt der vorzugsweise romantische Teil unserer Geschichte und Sage. Dort ragen auch unsere schönsten Burgen, der reichste Kranz von dichterisch schönen Städtetrümmern und Kirchen- und Klosterruinen. Viel grimmigere Völkerschlachten wurden aber im Nordosten und im Süden geschlagen; an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenhorden. Die südbayerische Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam e i n großes Schlachtfeld gewesen. Hier prallten die Massen aufeinander, wenn im individualisierten Mitteldeutschland die Individuen zusammenstießen. Und doch sind unsere nordöstlichen Grenzmarken gleich den Hochflächen des Südens arm an augenfälligen historischen Trümmern. Die zahlreichen Burgen des linken Lechufers sind fast alle bis auf die Grundmauern hinweggetilgt. Es ist ein Charakterzeichen für diese Gegend, daß man fast immer entweder lediglich die Burgkapelle stehen ließ, oder aus dem letzten Trümmerrest eine Kirche auf die Burgstätte gebaut hat.

Mehr als bloßer Zufall aber ist es, daß in den Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen ist, während in den von monumentalen Trümmern so arg entblößten großen

Landstrichen des Südens und Nordens das lebende Denkmal alter Sitte, Sage, Sprache und Siedlung am festesten sich erhalten hat.

An den norddeutschen Meeresküsten zeigt man oft kleine Strecken des Küstensandes, die ganz rot gefärbt sind von zermalmten, aus der Tiefe des Meeres aufgespülten Ziegelsteinen. Es sind die Stätten, wo ganze Dörfer vor Jahrhunderten von den Fluten verschlungen wurden. So sieht man auf den südbayerischen Flächen mitunter Hügel, deren Köpfe ganz rot gefärbt sind von einer förmlichen Saat zerbröckelter Backsteine. Einen solchen Hügel nennt man am Lechrain einen Burgsel, weil er eine Burg getragen; das rote Geröll aber ist jetzt das einzige Monument versunkener Macht und Herrlichkeit.

In ihrer Masse und Fülle sind diese Hochflächen schön, wie die flachen Meeresküsten in ihrer Masse. Der landschaftliche Reiz unserer mitteldeutschen Gegenden liegt dagegen fast immer in gesonderter Plastik einzelner Formen. So geht auch die landschaftliche Schönheit Hand in Hand mit dem allgemeinen Landes- und Volkscharakter. Das Lechfeld, von der Sage wie von der Geschichte geweiht, ist eine Öde, baumlos, hügellos, eine unabsehbare, braungrüne Fläche. Man hat sie mit einem erstarrten See verglichen. Aber gerade über dieser endlosen Öde schwebt im verglimmenden Abendsonnenschein ein heimeliger herzbewegender Zauber. Es ist nur eine ungeheure Öde, aber doch wieder von tiefem, ureigenem Gepräge. Und in der Erhabenheit der endlosen Öde überwältigt uns der Gedanke, daß die Erde überall schön sei, denn sie ist überall Gottes.

Alles südlich der Donau gelegene bayerische Land gliedert sich für unsere Anschauungsweise nur in zwei große Hauptmassen. Seit uralten Tagen macht hier der Lech den Satz zu Schanden, daß die Flüsse nicht trennende Grenzlinien, sondern Verbindungslinien der Ufervölker seien. Und nicht bloß Südbayern teilt sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in zwei große Gruppen, sondern alle südlich der Donau gelegene deutsche Gaue in eine schwäbische und eine bayerisch-österreichische Hälfte. Der Charakter

des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entsprechenden Gegensatz, und doch hält der schmale Wasserstreif so scharfe Gegensätze im Volkscharakter mit der Genauigkeit einer mathematischen Linie auseinander. Es ist merkwürdigerweise eine Völkerscheide ohne zugleich eine Landesscheide zu sein. Lediglich im äußeren Grundriß des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Verteidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donautales einflutende Heer. Und so ward der natürliche Landwehrgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volkstumes auseinander gehen.

Aber auch die politische Zersplitterung der Ecke zwischen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbst das landschaftliche Gesicht der Gegend verkündet dieses Verhältnis. Die Hochfläche zerklüftet sich zwar in zahllose Hügel, diese aber sondern sich nirgends zu selbständig geschlossenen Einzelgruppen ab. Das Bewußtsein der alten zufälligen Gebietsunterschiede wird gar bald beim Volke vollends erloschen sein, aufgesogen durch den in urvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterschied der schwäbischen und bayerischen Lechseite, den keine politische Verschmelzung so bald vertilgen wird. Nur ein Rückgedanke an die alten Herrschaftsverhältnisse ist — wie fast überall — auch bei den bayerischen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich alte Leute aus den ehemals geistlichen Gebietsteilen mit wehmütigem Behagen der goldenen Zeit erwähnen, wo sie noch unter dem Schatten des Krummstabs wohnten, und — die Maß Bier nur zwei Kreuzer kostete.

Wie scharf die Lechlinie sich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beispiel. Auf dem linken Lechufer gehen gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen" aus, diese charakteristische Form der schwäbischen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Komischen die Alleinherrschaft behauptet. Also: Göggingen, Bobingen, Inningen

u. s. w. Sowie man aber den Fuß über den Fluß setzt, ist schlechterdings kein „ingen" mehr aufzuspüren; dieselbe Form hat sich in „ing" verwandelt, welches in Bayern ebenso bezeichnend vorherrscht wie „ingen" in Schwaben. Also: Meering, Statzling, Darching u. s. w. Diese Ortsnamen auf „ing" gehen aber, obwohl sparsamer, durch das ganze südlich der Donau gelegene Österreich fort bis zur ungarischen Grenze; auf der anderen Seite läuft das schwäbische „ingen" durch Württemberg und Baden nach dem Elsaß, und erlischt erst in den Ostgrenzen Lothringens und der Freigrafschaft. Diese Strenge, mit welcher sich die am meisten charakteristische Formbildung der Ortsnamen für ganz Süddeutschland am Lech abschneidet, zeigt uns recht, welch eine scharf gezogene Grenze der Volksstämme in diesem Flusse gegeben ist. Im Norden der Donau wird man die Grenzlinie zwischen „ingen" und „ing" da finden, wo die Marken des alten schwäbischen und fränkischen Reichskreises im Flußgebiet der Altmühl und Wörnitz in einem Winkel mit dem bayerischen Kreise zusammenstoßen. In Franken kommen beide Endungen nebeneinander, doch nur vereinzelt, vor. Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseinteilung des Reichs, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als großenteils trefflich begründet auf die natürlichen Länder- und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Bayern und Schwaben streng an den großen Wehr- und Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

Heute noch hat der Lech auffallend wenig Brücken, und der Ortsverkehr zwischen beiden Ufern ist erstaunlich gering. Der nächste Übergangspunkt oberhalb Augsburg ist nicht weniger als sechs bayerische Stunden von dieser Stadt entfernt bei dem Dorfe Lechfeld. Hier ist eine Brücke, allein nur für Fußgänger praktikabel. Sie ist mit einem Tor abgeschlossen, und eine gute Strecke seitab in den Wiesen steht das Haus des Pförtners und Brückenzollerhebers. Will man diese Brücke passieren, so ruft man den Mann herbei, der uns mit dem Schlüssel zur Brücke begleitet, das Tor aufschließt und den Zoll erhebt, um dann wieder hinter uns abzuschließen. Diese ebenso gemütliche als gründliche Art der Brücken-

gelderhebung und Kontrolle gibt ein Bild von der hier herrschenden Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern.

In alten Tagen lag es im Interesse der Politik, möglichst wenige feste Brücken über den großen Grenz- und Verteidigungsgraben des Lech zu bauen; die moderne Zeit aber hat in Bayern überhaupt noch nicht allzuviel von dem nachgeholt, was frühere Jahrhunderte in Brücken- und Straßenbau versäumten. Der Abgeordnete v. Koch bemerkte in einem 1850 erstatteten Bericht über das Budget des Straßenbaues als etwas besonders Auffallendes, daß fast sämtliche Brücken des Königreichs Bayern als gleichzeitig reparaturbedürftig aufgeführt seien. Als Sankt Sebaldus im heutigen Bayern an die Donau kam, fand er weder eine Brücke noch ein Fahrzeug. Er besann sich aber nicht lange, breitete seinen Mantel aus und steuerte wie auf einem Schifflein wohlbehalten über das Wasser. Man sieht, die Brückennot ist historisch im Lande.

Äußerst wenige Dörfer liegen unmittelbar am Uferrande des Lech, die meisten sind bis auf eine Stunde Wegs landeinwärts geschoben; dagegen sieht man vielfach die verwachsenen Reste alter Wälle, Schanzen und Gräben am Wassersaum.

Im allgemeinen ist auf der bayerischen Lechseite noch viel größere Abgeschlossenheit des Volkslebens, ältere Sitte, minder bewegliche Entwicklung wahrzunehmen als auf der schwäbischen. Schon die Bauerntracht, obgleich nicht mehr ganz streng nach der Flußgrenze geschieden, macht dies anschaulich. Auf beiden Ufern sind altertümliche Volkstrachten, aber das Datum der bayerischen ist das bei weitem ältere. Wenn unsere heutigen Volkstrachten nichts anderes sind als aus der Mode gekommene städtische Trachten, dann sind die Altbayern bei einer wenigstens um hundert Jahre früher abgelegten Garderobe stehen geblieben als die schwäbischen Bayern. Das rechte Lechufer zieht den Rock des 17., das linke den des 18. Jahrhunderts vor. Dort hohe spitze Hüte, kurze Wämser und lange faltige Lederstiefel bei den Männern und die über die Schultern emporgedrückten Schinkenärmel der Frauen; hier das

kleine runde Hütchen oder der Dreimaster der Zopfzeit, lange Oberröcke mit stehendem Kragen, kurze Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen, oder auch kurze Hosen mit Schnallenschuhen und — keine Strümpfe, wobei das possierlichste Widerspiel von Natur und Etikette auf Beineslänge zusammengerückt ist. In der Dachauer Gegend ist die altüberlieferte Tracht der Frauen häßlich, unbequem und ungesund zugleich. Aber je mehr man die Leute verspottet über ihr wunderliches Kleid, welches auch das schlankste Mädchen von hinten wie eine Buckelige, von vorn wie eine Schwangere erscheinen läßt, desto fester halten sie an demselben.

Warum sind aber diese Volkstrachten gerade bei den oben bezeichneten bestimmten Zeitpunkten stehen geblieben, warum nicht ebensogut bei einem späteren oder früheren? Und ist nicht beiläufig in demselben Zeitraum, wo der Dorfkirchenbau auf dem rechten Lechufer zu stehenden Formen erstarrte, auch die Volkstracht dieser Gegenden für die kommenden Geschlechter gefestet worden? Wäre ein solches Zusammentreffen so ganz zufällig? Wenn ein Volk die Tracht einer bestimmten Zeit auf Jahrhunderte beibehält, dann betrachtet es damit jene Tage als die für sein ganzes nachfolgendes Kulturleben entscheidenden, als die Periode, in welcher es, hegelisch zu reden, den letzten „Ruck in seiner Weltgeschichte“ gemacht hat.

Die Formen der altbayerischen Dorfkirchentürme und der altbayerischen Volkstrachten gehören wesentlich den nächsten Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Kriege an. In diesem Vernichtungskampfe war in den bayerischen Landen von Freund und Feind furchtbar gründlich aufgeräumt worden. Es war Raum für Neubildungen da. Daß sie hervorbrachen, darf nicht wundernehmen. Weil aber gleichzeitig das vorwärtsdrängende politische Leben in Bayern erstarrte, blieben auch diese einzelnen äußerlichen Schöpfungen des Volksgeistes stehen. Die geistigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts mit ihren Gärungen, Zersetzungen, Auflösungen, mit ihren Vorgebilden der Neuzeit sind für Altbayern im allgemeinen kaum, für das Bauernvolk gar nicht vorhanden gewesen. Das

19. Jahrhundert setzte hier gleichsam unvermittelt an das 17. an, das 18. war für diese Gegenden nur eine Wiederholung des 17. gewesen. Dieser Umstand, daß Altbayern an der Hand seiner geistlichen Führer um das 18. Jahrhundert herumgekommen ist, mag gar manche Eigenart des Volkslebens wie neuerer politischer Zustände erst in das klare Licht setzen.

Der gemeine Mann ist hier im Durchschnitt noch streng kirchengläubig, er weiß nichts von den religiösen Kämpfen und Zweifeln, die seit den letzten hundert Jahren wieder die gebildetere Welt aufgerüttelt haben. Er kennt nur seinen Katholizismus, und mancher sehr anständige Mann in Altbayern, der einen sehr feinen Rock trägt, würde baß erstaunen, wenn man ihm die Neuigkeit berichtete, daß die Protestanten auch an Christum glauben. Als Luther mit Langenmantel zur Nachtzeit Augsburg verlassen, ritten sie acht große Meilen in einem fort das Lechfeld hinauf dem blauen Hochgebirg zu, und die zur Verfolgung ausgesandten Leibwächter des päpstlichen Legaten kehrten erschreckt um, da sie Luther und den Langenmantel auf glutschnaubenden und die dunkle Oktobernacht erhellenden Rossen mit Windeseile vor sich herbrausen sahen. In einer in der Lechgegend merkwürdig allgemein verbreiteten Kunde fügt der plumpe Volkshumor hinzu, daß der Reformator bei seiner Flucht in Augsburg die Zeche für zwei Bratwürste schuldig geblieben sei. Diese Geschichte von den Bratwürsten und den feuerschnaubenden Rossen ist dem Landvolk jedenfalls geläufiger als irgend eine auch nur entfernte Anschauung von Luthers Lehre. Der Bauer vom alten Schrot und Korn treibt hier sein Roß an mit den stehenden Worten: „Vorwärts in Gottes Namen!" und wenn er's mutwillig unterließe, vor jedem Kruzifix und Heiligenbild am Wege den Hut zu lüften, so würde er schwerlich mit heiler Haut oder ganzem Geschirr heimzukommen glauben. In München hörte ich, wie zwei Betteleute von Fach, die geschäftsmäßig für jede empfangene Gabe ein Paternoster zu beten versprachen, sehr nachdenkliche Erwägung pflogen, inwiefern die Fürbitte eines Lebenden einem anderen Sterblichen nützen könne, und ob sie den

vornehmen Halunken, denen sie für ihre Pfennige ein Gebet zurückzahlten, noch zu einem Danke verpflichtet seien oder nicht vielmehr diese ihnen. Unter den bayerischen Volkssagen bilden die kirchlichen Legenden eine ungeheure Zahl. Der bestimmte kirchliche Geist sitzt so tief im Volksleben, daß selbst der Volksschwank noch arglos kirchliche Anschauungen in seinen Bereich zieht. Eine fromme Mutter aus Balderschwang hatte ihr Söhnlein vermahnt, vor jedem Kruzifix die Kappe zu ziehen und auch, womöglich, dasselbe andächtig zu küssen. Der Bube nahm sich's zu Herzen, und als er auf dem Felde ein eisernes Ding wie ein Kruzifix liegen sah, warf er sich andächtig zum Kusse nieder. Es war aber kein Kruzifix, sondern eine Fuchsfalle; sie schlug zu und nahm dem Andächtigen die halbe Nase weg. Allein der Bube rief bloß voll Verwunderung über diesen Empfang: „O g'rechter Herrgott, wie g'schnell bist du!" Selbst in vielen Spruch- und Redeweisen spricht sich noch diese Sättigung des ganzen Volksgeistes mit kirchlichen Bildern aus. Ein Ding, das schnell läuft, läuft „wie ein Vaterunser", und ein bestialischer Trinker säuft nicht wie ein Bürstenbinder, sondern noch, nach dem mittelalterlichen Worte „wie ein Templer".

Hier hat die Macht des Klerus in der Tat ihre feste Stütze im Volke selbst. Eine höchst eigentümliche Erscheinung ist der altbayerische niedere Geistliche des vorigen Jahrhunderts gewesen, wie ihn Bucher so oft mit so großer Meisterschaft seines humoristischen Griffels geschildert hat. Diesen Priestern aus der guten alten Zeit machte die Wissenschaft in der Regel nicht viel Beschwerde, sie waren kapuzinerhaft volkstümlich, Bauern, die geistlich studiert hatten, und deren höchst handfeste Auffassung des priesterlichen Berufes vortrefflich zu der handfesten Natur ihrer Beichtkinder paßte. Diese merkwürdigen Leute waren es, welche zumeist dafür sorgten, daß das bayerische Volk vom 17. Jahrhundert ins 19. herüberging, ohne etwas vom 18. gemerkt zu haben. Sie hielten zugleich das gemütliche Zusammenhalten des Bauernvolkes mit dem Klerus zu einer Zeit fest, wo sich's anderwärts der gebildetere Geistliche gerade umgekehrt zur Pflicht machte, jede unmittelbare

Berührung mit der rohen Natürlichkeit des Volkslebens von sich zu weisen, ja von seinem einsamen Pastoralstandpunkte aus die überlieferten Volkssitten möglichst umzubilden und zu zerstören.

Das altbayerische Volk ist politisch konservativ, allein erst in zweiter Linie; in erster Linie ist es kirchlich konservativ. Das weiß der Klerus sehr wohl. In den sozial zersetzten Kleinstaaten Mitteldeutschlands respektiert das Volk vielfach nur noch deswegen die Macht der Kirche, weil es durch die Staatsgewalt gesetzlich dazu gezwungen ist. In den streng protestantischen Provinzen Preußens dagegen geht im Volksbewußtsein noch vorwiegend die Treue gegen die ideelle Herrscherwürde der Kirche in den allgemeinen Gedanken einer preußisch-protestantischen Loyalität auf. Wenn irgendwo, dann ist dort noch der protestantische Grundsatz, daß der Landesfürst summus episcopus sei, eine in der Volksauffassung gewurzelte Tatsache. Wir erhalten also auch wiederum drei Gruppen. Allein der Gegensatz des strengkatholischen Südens und des strengprotestantischen Nordens berührt sich auch wieder ungleich näher in sich, als mit der kirchlichen Indifferenz Mitteldeutschlands. Südbayern war zuerst durch die Kirche geeinigt, nachher durch den Staat. Im Norden und Osten Preußens dagegen trat die neue kirchliche Einung, wie in allen protestantischen Ländern, erst mit der politischen und durch dieselbe ein. Der Protestantismus kennt nicht nur Landeskirchen, sondern auch Provinzialkirchen, und wo der Partikularismus seiner Kirchenverfassung teilweise aufgehoben wurde, da ist dies immer auf den Anstoß oder wenigstens unter tätigster Mithilfe der Staatsgewalt geschehen. Im Süden sehen wir, daß die katholischen Bischöfe durch sehr entschiedene Forderungen zu Gunsten der politischen Unabhängigkeit ihrer Kirche die Ministerien in Verlegenheit setzen, während im protestantischen Norden die Ministerien in dem kirchlichen Eifer ihrer Bischöfe eine Stütze für ihre eigenen, an das Volk gerichteten politischen Forderungen finden. (Seit dem Jahre 1852, wo ich diese Zeilen schrieb, sind freilich die preußischen Minister durch die katholischen Bischöfe Preußens noch etwas stärker in Verlegenheit gesetzt worden

als vordem die bayerischen Minister durch die bayerischen Bischöfe.)

Wir kehren zu unserer Charakterskizze des Volkes auf den südbayerischen Hochflächen zurück.

Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte „Totenbretter" an allen Straßen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayerische Maibaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Totenbrett oder einen mit Holzfiguren prangenden Baum finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing" statt auf „ingen" auslautete. Es bekunden aber die Totenbretter, welche schon in der lex bajuvariorum erwähnt werden, nicht minder wie die Maibäume einen eigentümlichen monumentalen Sinn bei den altbayerischen Bauern. Ist jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes; die Leiche wird eine Weile auf ein Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: „Auf diesem Brett ist tot gelegen der ehrengeachtete N. N." u. s. w. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Kruzifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen, oder auch an seinem Lieblingsplatz, wo er sich in Wald oder Feld auszuruhen pflegte, aufgestellt. Mehrenteils findet man sie an Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise zusammengeordnet. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die „Monumenta" seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen beieinander auf dem ererbten Grundstück. Der Kultus der Leiche, welcher darin liegt, daß der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er „tot gelegen", sich zu eigen weihen muß, hat etwas Schaudererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brett mit dem hellgemalten Totenkopfe angegrinst sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zu-

gleich etwas Ehrwürdiges bei; auch wenn sie zerbröckelnd am Boden liegen, schont man sie noch, und wer über ein solch umgefallenes Brett geht, bekommt Zahnweh. Sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, die in der vollen Naivität des grauen Altertums hier in unsere gesittete Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtnis eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte ebensowohl auf einer Südseeinsel landesüblich sein als in Altbayern.

Der Maibaum ist das Denkmal der Lebenden und zwar in ihrer Arbeit wie in ihrem Spiele. Statt der Zweige sind breite Brettchen sprossenartig übereinander in den Stamm gefügt, und auf demselben die Kirche des Orts und die vornehmsten Häuser in Schnitzwerk nachgebildet, dazu die Figuren der Bewohner in ihren verschiedenen Hantierungen begriffen. In den Rathäusern unserer alten Reichsstädte haben unsere Vorfahren mitunter die Modelle ihrer Häuser, dazu Abbildungen der üblichen Trachten und dergleichen als ein ausdrückliches Vermächtnis für kommende Jahrhunderte niedergelegt. Ist ein solcher Baum, an dessen Stamm das Abbild des Dorfes mit seinen bedeutsamsten Häusern und Berufszeichen sich bis zum Gipfel rankt, nicht ganz dasselbe Vermächtnis, zwar nicht für kommende Jahrhunderte, aber doch vielleicht, wenn Sturm und Wetter gnädig sind, für die nächste Generation?

Das Bestreben, dem einzelnen eine besondere Erinnerung zu stiften und zu bewahren, offenbart sich auch noch in vielen anderen Eigenheiten des geschilderten Volksschlages. So gilt es zum Beispiel als Ehrenpunkt der Familien, daß bei dem Begräbnis eines jeden ihrer Glieder vom Pfarrer ein Lebensbild des Verstorbenen in die Grabrede eingeflochten werde, ja bei Kindern, die keine acht Tage alt geworden, werden die Geistlichen häufig um ein „Lebensläufle“ ersucht. Denn nach den Anschauungen dieser Bauern mangelt es auch bei einem Säugling von drei Tagen keineswegs an biographischem Stoff. Es gilt da zu erörtern, ob

er leicht oder schwer zur Welt gekommen und gestorben sei, namentlich aber einen Exkurs über die Eigenschaften der Eltern und Taufpaten einzuflechten und ihre Stellung in der Familie und in der Gemeinde zu schildern, wobei der Würde, welche dieselben etwa im Gemeinderate, im Feldgericht u. s. w. bekleiden, um keinen Preis vergessen werden darf. In diesem Herkommen spricht sich ein merkwürdiges Werthalten des Individuums aus, welches sehr gut zu dem historischen Geiste stimmt, der überhaupt in dieser Bevölkerung webt. Während diese Bauern selbst dem Säugling seine persönliche Geschichte zuerkennen und dieselbe über dem offenen Grabe ausdrücklich beurkundet wissen wollen, ist es eine angeblich unendlich höhere Zivilisation, welche die Menschen nur noch nach Haufen und Massen mißt und es darum für ganz passend hält, daß der einzelne Verstorbene, der ja aufhört „Werte zu produzieren", in der Stille wie ein Hund verscharrt und sein Gedächtnis der Vergessenheit überliefert werde!

Eine andere Betätigung des monumentalen Sinnes im Volke zeigt sich in den gemalten Votivtafeln, die in ungezählter Menge in allen den südbayerischen Kirchen hängen, welche ein wunderwirkendes Kleinod besitzen. Auf diesen Tafeln sind die Gebrechen und Krankheiten, welche geheilt wurden, die Stücke Vieh, welche durch das Mirakel vor Seuchen, die Häuser, welche vor Feuers- und Wassersnot bewahrt werden sollen, in einem höchst populären Genrestil abkonterfeit. Mustert man eine solche oft Hunderte von Tafeln umfassende Bildergalerie, dann wird man eine Menge interessanter Züge aus dem Volksleben vieler Generationen in naivster Weise bildlich verewigt finden.

Dieses buntfarbige Bildwerk aller Art, wozu auch noch die zahllos ausgemalten Gedenktafeln für Verunglückte zu rechnen sind, hebt in den Alpen an und hat in Tirol seinen klassischen Boden. Im Alpenvorlande herrscht es auf der rechten Lechseite weit entschiedener vor als auf der linken und verschwindet größtenteils an der Donau. Auch der Schmuck der Bauernhäuser innen und außen mit allerlei bunten Schnörkeln des Tünchers (den man

hier, und zwar oft mit vollem Recht, einen „Maler" nennt) pflanzt sich aus den Alpen über die südbayerischen Hochflächen fort, gegen das Donautal hin mehr und mehr verblassend. Es ist der Zug der alten Handelsstraße aus Italien, auf welchem diese rohen Äußerungen des Kunstsinnes beim Volke immer noch fortleben. In den Städten hat selbst der Mangel guter Pflastersteine den Vorwand zu künstlerischem Schmuck abgeben müssen, indem man die kleinen dunkeln und hellen Flußkiesel zu allerlei Rosetten, Sternen, Schachfeldern, mit Arabesken und Namenszügen durchwebt, mosaikartig zusammenpflastert. Solches Pflaster findet sich auch in italienischen Städten; es entstammt dem Mittelalter und ist sehr angenehm für das Auge und sehr unangenehm für die Füße.

Die Roheit der Sitten und die dürftige Schulbildung, in welcher vielfach noch das südbayerische Landvolk befangen ist, erhält ein merkwürdiges Gegengewicht durch die Pflege des künstlerischen Schaffenstriebes. Die Kunst hat hier wirklich einen volkstümlichen Boden, und wer die Malereien und Schnitzwerke in Hunderten von altbayerischen Dörfern gesehen, der wird nicht behaupten, daß die moderne Kunstpflege in München willkürlich in die Luft gestellt sei und außer allem Zusammenhange mit der Bildung und dem Geiste des Landes stehe. In Sachen der Volksbildung sind überhaupt unsre städtischen Literaturmenschen gar flink mit einseitigen Urteilen zur Hand. Die oberdeutschen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutschen Küstenbewohnern in allerlei Kenntnis und Wissen weit überflügelt werden, besitzen wiederum für sich einen Schatz des Kunstsinnes und technischer künstlerischer Fertigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn in den bayerischen und tirolischen Dörfern hübsche Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzschnitzereien gemacht werden, wenn dort von allen Feldern sinnige Volkslieder in tausendfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei Treffliches geleistet wird, so ist das auch Volksbildung. Es gehört zu den größten modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung bloß

danach mißt, wieviel Prozent von Artikeln des Konversationslexikons der gemeine Mann im Kopfe hat.

Zwischen Lech, Iller und Donau dehnt sich ein waldbewachsenes Hügelland, dessen Bewohner, die sogenannten „Staudenbauern“, gewiß zu den abgeschlossensten und bildungsärmsten des ganzen südbayerischen Tafellandes gehören. Man wird hier wahrlich keinen sonderlichen Kunstsinn suchen. Und doch stieß ich auch hier auf die überraschendsten Spuren volkstümlicher Kunstübung. Einen verweltlichten Nachklang der Schauspiele von Oberammergau, vielleicht auch einen Überrest jener Bauernspiele, wie sie im 17. Jahrhundert durch die Jesuiten eingeführt wurden, fand ich in einem der abgelegensten Täler dieser Waldhügel in dem Markte Welden. Auf einer Anhöhe über diesem Orte standen bis vor wenigen Jahren die Trümmer einer Burg mit dem Aufgang einer stolzen hundertjährigen Lindenallee. Diese malerischen Ruinen bildeten die Schaubühne, auf welcher früher in bestimmten Jahreszyklen zwischen Ostern und Pfingsten weltliche dramatische Bauernspiele von den Bauern aufgeführt wurden. Jetzt, wo man die Burg der Erde gleich gemacht und die herrlichen Propyläen des Theaters, die Lindenallee niedergehauen hat, ist die kühle Bräuhalle des Marktes zum Musentempel erwählt worden. Im Frühling 1852 wurde die Geschichte des sächsischen Prinzenraubes vom Schulmeister eigens für die Bretter gerecht gemacht, an allen Sonntagen und einigen Mittwochen zwischen Ostern und Pfingsten dargestellt. Aus der Umgegend war fortdauernd großer Zustrom des Bauernvolkes. Der Bearbeiter hatte sein Buch ganz im Geiste der Darsteller und dieser Zuhörerschaft gehalten. Unstreitig hatte er ein Ritterschauspiel aus dem vorigen Jahrhundert zu Grunde gelegt, dieses aber in der Art umgebildet, daß er alles eigentlich Buchmäßige daraus entfernte, namentlich die Phrasen und Gefühlsergüsse strich, die psychologischen Motivierungen auf das notdürftigste einschränkte, dagegen alle tatsächlichen, die Handlung vorwärts bewegenden Züge stehen ließ und in derben, unvermittelten Gegensätzen aneinander reihte. So war das literarische

Ritterstück in der Tat zu einem echten Bauernspiel geworden, und die Darsteller fanden sich vortrefflich zurecht in dieser ihrem Bildungsstandpunkte durchaus angepaßten Dichtung. Sie entwickelten die in rohen Umrissen gezeichneten Charaktere auf das bestimmteste und sprachen ihren Dialog in bayerisch-schwäbischer Mundart, öfters unverkennbar improvisierend, mit einer Naivität, welche ein Überschlagen der ernsthaft pathetischen Geschichte ins Komische durchaus verhütete. Wir saßen im Dämmerlichte der kühlen Halle auf Brettern, die über Bierfäßchen gelegt waren, hinter uns eine atemlos lauschende, durchaus andächtige, von allem Splitterrichten weit entfernte Zuhörerschaft, vor uns die matt erleuchtete Bühne mit ihrer kindlichen, im Orte selbst gemalten Szenerie, mit den derben, überkräftigen Gestalten der bäuerlichen Spieler, die in seltsam travestiertem Gewand dröhnenden Schrittes auf dem Kothurn einhergingen, und unvermerkt wurden wir kritischen städtischen Zuschauer in dieselbe Andacht hineingezogen wie die Bauern und folgten der Handlung gleich Kindern, die zum ersten Male die Zauberei der Bühne schauen; wir waren vollkommen von dem Ernste der dargestellten Situationen erfüllt und verließen die Halle mit einem Eindruck, mit dem man bei Dramen verwandten Inhalts unsre besten Theater so selten verläßt, mit dem Eindrucke, das historische Ereignis mitgelebt zu haben. Dies kam aber lediglich daher, weil die Darsteller selbst noch so unbefangen waren, daß sie im vollen Ernste in ihren Rollen steckten, weil sie mit heiligem Eifer spielten, in dem naiven Bewußtsein, das einzig Richtige zu wollen und zu leisten, ohne alle Kritik sich dem geahnten Verständnis der ganz einfachen für ihre Bildung passenden Tatsachen, Charaktere und Ereignisse hingebend.

Das begeisterte Lob, welches einer der ausgezeichnetsten Kenner deutscher Bühnenkunst (Devrient) unlängst der freilich ohne Vergleich höher stehenden vollendeten Natürlichkeit der Kunstübung bei den Passionsspielen von Oberammergau spendete, hat die Zionswächter der nüchternen Aufklärerei im Volksleben sofort alarmiert. Denn daß ein Volksschlag dem Drange nach geistiger

Bewegung in derlei idyllischer Kunstpflege Genüge tut, statt nützlichere Dinge zu lernen und seinen Geist zur selbständigen Kritik an Staat und Kirche zu schärfen, ist doch wohl schlimm genug, und dem in sich befriedigten Traumleben einer solchen Kunstspielerei das Wort zu reden, dahinter steckt doch wohl ein arger Obskurantismus!

(Das Passionsspiel von Oberammergau wurde 1850 erst entdeckt für das große gebildete Publikum. Damals war es noch ein wirkliches Bauernspiel. Die bäuerlichen Zuschauer zogen nach Ammergau, wie Wallfahrer, zum Zwecke der Andacht und der Leistung eines „guten Werkes", wobei dann andere minder geistliche Zwecke arglos nebenher liefen. In den Dörfern, die am Wege liegen, wurde der Reisende zum Passionsspiele als ein guter Christ geehrt und begrüßt, der da komme, um sich an den Leiden des Heilands recht nachdrücklich zu erbauen. Allein seit Oberammergau für das „große Publikum" entdeckt war, kam auch dieses große Publikum immer massenhafter und zwar ein Weltpublikum, welches die gläubig anbetenden Zuschauer mehr und mehr zur Seite schob. Zugleich wurden Dekorationen und Kostüme immer reicher, glänzender, stilvoller gemacht und Rede und Darstellung der Bauern, die aber häufig keine Bauern mehr sind, unter offenbarem Einfluß der hohen städtischen Theaterschule veredelt und verfeinert. Der Kern des Ganzen blieb nach der alten Tradition bestehen; die Außenseite modernisierte und zivilisierte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und so ist das Passionsspiel zwar immer noch eine wunderbar lebendige Illustration zur Geschichte des volkstümlichen Dramas, aber ein Bauernspiel ist es längst nicht mehr.)

Wie wir aber die persönliche Mannigfaltigkeit in den Gliederungen der Gesellschaft erhalten und weiterbilden möchten, so auch bei den örtlichen Volksgruppen. Das Volksleben eines jeden Gaues strebt seinem eigentümlichen Berufe zu, und statt darüber zu streiten, ob oberdeutsches Volkstum um seiner natürlichen Poesie und seiner naiven Sitten willen höher oder tiefer stehe als manche

in Wissen und Urteil besser geschulmeisterte Volksgruppen der deutschen Mitte oder des Nordens, sollten wir froh sein, daß wir beide Bildungsformen nebeneinander besitzen; denn die vielgestaltige Durchbildung des Charakters der einzelnen Volkskreise ist eine Bürgschaft für die Lebensfähigkeit der gesamten Nation.

Der oben aufgestellte Satz, „daß in jenen deutschen Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen sei, während in andern von monumentalen Trümmern entblößten Landstrichen das lebende Denkmal der historischen Einrichtungen und Sitten am festesten sich erhalten habe," läßt sich auch auf die moderne Pflege des überlieferten volkstümlichen Kunstschaffens teilweise anwenden. In den Rheingegenden, wo im Mittelalter so reges Kunstleben waltete, ist jetzt der schöpferische Kunsttrieb im Volke entweder ganz erloschen oder außer allem Zusammenhang gekommen mit der früheren volkstümlich künstlerischen Tätigkeit. Ein neues Volk wandelt zwischen den alten Denkmalen. Ganz anders ist dies bei Südbayern. Hier hat das Volk die geschichtliche Spur seiner alten Künstlertätigkeit bis auf diesen Tag nicht ganz verloren. Namentlich in der bildenden Kunst sind die verschiedensten populär gewordenen Spielarten des Stiles neben- und durcheinander stehen geblieben und weiter verarbeitet worden, ganz wie bei dem echten Volkslied, wo auch Jahrhunderte ihren Beitrag zu einzelnen Formen, Wendungen und Zügen liefern, so daß es vielen Geschlechtern zu eigen gehört, aber keinem von ihnen ganz. Dies zeigt sich schon in dem Häuserbau der Dörfer, in dessen mannigfaltigen Abstufungen von den Alpen bis zur Donau die verschiedensten Zeitalter nebeneinander vertreten sind. Klarer noch tritt es in den Kultusbildern zu Tage. Die steifen, mittelalterlichen Formen der Muttergottes von Altötting, mit geradlinigem, durchaus vergoldetem Gewande, schwarzem Gesicht und einem Mohrenknaben als Christkind auf dem Arme, werden von dem ländlichen Bilderschnitzer Südbayerns immer noch in altertümelnder Weise nachgeahmt, während bei andern Bildern der Madonna das Ideal

der Barock-Skulptur oder der Zopfzeit in einer modernen und volkstümlichen Auffassung festgehalten und weitergebildet worden ist. So sind die ältesten Anfänge der geistlichen Bauernspiele in dem „Pfingstritt“ zu Kötzting im Bayerwalde, in dem „Drachenstich“ zu Furth in der Oberpfalz u. s. w. lebendig geblieben, während in den Oberammergauer Passionsspielen diese Volksdramen nach der Tradition ihrer reifsten Entwicklung fortgeführt wurden und in den oben geschilderten periodischen Schauspielen zu Welden im Zopfgewand des 18. Jahrhunderts erscheinen, wobei aber einzelne ältere historische Erinnerungen halb erloschen immer noch durchschimmern.

Zu solch unleugbarem künstlerischem Instinkt, der überall im südbayerischen Volksleben aufblitzt, stehen dann freilich so manche hervorstechende Züge massiven, rohen, ungeschlachten Wesens in grellem Gegensatz, Züge jenes derben Sinnenlebens, welches der deutsche Norden so gern in Verbindung bringt mit den vielberufenen 7½ Millionen bayerischen Eimern Bier, die jährlich im Lande gebraut, aber durchaus nicht alle im Lande getrunken werden. Der Zug des Plumpen und Derben im Charakter des Volkes dieser rauhen Hochflächen spiegelt sich trefflich in einer bayerisch-schwäbischen Variante zu einer hessisch-thüringischen Legende von der heiligen Elisabeth. Der frommen Landgräfin von Hessen verwandelten sich bekanntlich die Speisen, welche sie verbotenerweise den Kranken zutrug, in Rosen, als sie, von ihrem Gemahl ertappt, behauptet hatte, der Korb enthalte Rosen. Die heilige Radegundis, welche von den Anwohnern des Lechs verehrt wird, trug gleichfalls Speisen verbotenerweise den Kranken zu; als sie ertappt wurde, behauptete sie, sie trage Lauge und Kämme im Korbe, und Milch und Butter fand sich in Lauge und Kämme verwandelt. Das charakterisiert mitteldeutsches und oberdeutsches Volkstum: dort Rosen, hier Lauge und Kämme. Auch im volkstümlichen Kunstbetrieb Südbayerns wird man die Anmut, den rheinisch-französischen Schick für eine zierliche Gesamtwirkung vergeblich suchen.

Jeder, der auch nur ein winzig Bruchstück des deutschen Volkes kennt, glaubt sich berechtigt, dieses Stücklein für das deutsche Volk schlechtweg zu nehmen und demgemäß von den Ansichten, dem Bewußtsein, den Forderungen des Volkes zu sprechen.

Das Bewußtsein des deutschen Volkes unterscheidet sich aber dadurch von dem der meisten andern Völker Europas, daß es sich im reichsten Sonderleben durcharbeitet und abstuft und dennoch in den großen Grundzügen eins ist.

Die Bauern der südbayerischen Hochflächen, die so gut wie gar nicht politisch räsonnieren, die in der überfüllten Schenkstube, wann die Abendglocke das Ave Maria läutet, das Bierglas vom Munde setzen und in dem plötzlich kirchenstill gewordenen Raume, während vielleicht die Wirtin oder gar die Kellnerin den Abendsegen spricht, andächtig die Responsorien sagen, und wenn der letzte Ton der Glocke verklungen, wieder zum Bierglas greifen und weiter zechen, wie die Bürstenbinder — diese Bauern sind ebensogut ein Stück deutschen Volkes, und zwar ein tüchtiges Stück, wie ihre viel aufgeklärteren Brüder in Baden, Rheinpreußen oder sonstwo.

Die groben Verbrechen gegen Person und Eigentum: Mord, Totschlag, Raub, Diebstahl, Wilddieberei sind hier verhältnismäßig noch häufig unter dem rohen Volk, anderwärts wiegen die feineren selbst bei dem gemeinen Manne schon vor: Meineid, Fälschung, Betrug u. s. w. Wer will entscheiden, welches von beiden für die tiefere Unsittlichkeit zeuge? Man erzählt sich von altbayerischen Orten, wo eine Kirmes nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht einer wenigstens im Jubel totgeschlagen worden ist. Es wird den Leuten so kannibalisch wohl, daß sie ausrufen: „Heute ist's sakrisch lustig, heute muß noch einer h i n w e r d e n!" Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur. Es gibt gar manche feine Schlechtigkeit, die viel schlechter ist als gar manche grobe, und die Kriminalstatistik läßt uns vielleicht auf die Bildung eines Volkes schließen, aber sie hat keine Prozentziffern für das Herz eines Volkes.

Das Landvolk steht im weitaus größeren Teil Süddeutschlands fast durchweg unter geistlichem Einfluß. Man muß daher in Sachsen oder am Rhein nicht glauben, daß dem „deutschen Volke" überhaupt der Weg zur Kirchentür bereits aus dem Gedächtnis gefallen sei. Bei Bergheim im Wertachtale sind zwei merkwürdige hölzerne Unglückstäfelchen aufgerichtet. Das eine besagt, daß hier ein Bauer des Ortes im Dreißigjährigen Krieg von einem Schweden erschlagen worden; das andre, daß der Dorfschmied, dem Pferde eines schwedischen Reiters an den Schweif gebunden, bis dorthin geschleift worden sei und an der Stätte seinen Geist aufgegeben habe. Solche landesübliche hölzerne Tafeln dauern in der Regel nur zehn bis zwanzig Jahre, man läßt sie verwittern und mit der erlöschenden Schrift erlischt auch allmählich das Gedächtnis des Unglücksfalles. Aber während man Tausende solcher Tafeln zu Grunde gehen ließ, sorgte man, daß gerade diese Denksäulen von Greueltaten der Schweden durch mehr als zwei Jahrhunderte immer wiederhergestellt wurden, damit dem Volke das Grauen vor den schwedischen Ketzern recht frisch und lebendig bleibe.

Das wunderliche Gemisch von natürlicher Roheit und naiv religiöser und volkskünstlerischer Bildung macht den südbayerischen Bauer zu einer höchst anziehenden Charakterfigur. Gesteigert finden sich dieselben Züge bei den Tirolern wieder, wo die blasierten vornehmen Leute ja längst das Anziehende solchen Wesens herausgefunden haben und dem pfiffigen Gebirgssohn einen Sechsbätzner geben, damit er sie duzt und ihnen ein paar Grobheiten sagt und hinterher die dummen Teufel auslacht, welche meinen, diese bezahlte Grobheit sei Natur gewesen. Viele bayerische Dörfer haben ihre förmlichen Heroen der Rauf- und Prügelkunst, Bursche von fabelhafter Kraft der Faust, deren Taten oft noch nach hundert Jahren im bewundernden Gedächtnis des Volkes fortleben. Wir wissen nicht einmal, ob der alte Heide Herkules, ob der starke Hermel aus Rheinland wirklich gelebt hat; aber daß der „Herkules von Bächingen" wirklich gelebt hat; daß er den bayerischen Hiesel

mit der Faust zu Boden geschlagen, daß er die Franzosen in den Revolutionskriegen gefoppt und durchgewalkt hat, wie Simson die Philister, das wissen wir bestimmt. Dieser Herkules aus dem 18. Jahrhundert, von dessen Taten noch immer die Spinnstuben in dem Winkel zwischen Donau, Iller und Lech widerhallen, ließ sich an den Webstuhl fesseln, wie der alte Herkules an den Rocken, und starb als ehrsamer Webermeister.

Wo die Roheit dieses Volk herabwürdigt, da adelt es auf der andern Seite die Kraft. Wenn man solchen Leuten mit einemmal raschen Geist und feinen Schliff aufdringen wollte, dann würde man sie in Grund und Boden verderben. An den bayerischen Seen teeren sie ihre Kähne nicht, so daß dieselben nach wenigen Jahren verfaulen. Ich möchte aber den Hexenmeister sehen, der es solchen Stockbauern in den Kopf brächte, daß ein geteertes Schiff, welches doppelt so lange hält, als ein ungeteertes, darum fast noch einmal so wohlfeil sei, als dieses.

Die Bauern der südbayerischen Hochflächen sind unzugänglich, schwer ins Gespräch zu bringen; sie verraten dem Fremden gegenüber durchaus nicht jene vordringliche Neugier, welche den mitteldeutschen Bauern auszeichnet. Wo die nächsten Hügel grenzen, da ist ihnen, wie man sagt, die Welt mit Brettern zugenagelt. Eben weil ihnen die Neugierde fehlt, kann eine fremde Bildung nicht bei ihnen eindringen. Einem ganz gescheiten und in seiner Art sehr gewürfelten Bauersmann am Ammersee suchte ich vergeblich die Tatsache begreiflich zu machen, daß seine Seegegend vor den benachbarten Hügelregionen durch große Regenmassen heimgesucht sei. Er meinte, wann es am Ammersee regne, werde es auch in der übrigen Welt regnen, übrigens bekümmere es ihn gar nicht zu wissen, ob es anderwärts regne, er habe an seinem eigenen Regen genug. Der rheingauische Bauer ist das gerade Widerspiel zu dieser Art. Er ist das neugierigste Geschöpf, und seine Phantasie weilt oft lieber in Holland, dem gelobten Lande seiner Schiffer und Floßknechte, als in der eigenen Heimat.

Der gemeine Mann auf den südbayerischen Hochflächen trägt

zu jeder Jahreszeit Sonntags einen schweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutschen Gebirgsgegenden meist einen luftigen Kittel.

Der schwere Mantel bei 22 Grad Reaumur hat freilich seinen besonderen Sinn. Er ist das überlieferte Staatskleid des Vollbauern, er ist ein standesmäßiger Mantel, der dem hergelaufenen Tagelöhner oder dem Knecht nicht zukommt. Darum tragen ihn auch kleine Buben als uraltes Wahrzeichen ihres höheren Geburtsstandes. Wenn vornehme Leute in goldbeladenen Uniformen mit Vergnügen schwitzen, warum soll es nicht auch der Bauer in seinem stolzen standesmäßigen Mantel?

In Südbayern ißt man im Dorfe noch Fleisch, und zwar großmächtige Stücke, dazu auch häufig Weizenbrot und Schmalzgebackenes, und trinkt ein kräftiges Bier. In den rauheren Gegenden Mitteldeutschlands ist Fleisch längst eine Rarität beim Bauersmann geworden; man hilft mit Kartoffeln und Käse aus, ißt schweres, nasses Hafer- oder Kartoffelbrot und trinkt Branntwein dazu.

Das materielle Wohlbehagen ist im äußersten Süden wie im äußersten Norden Deutschlands dem Landvolk auch in solchen Schichten noch zu teil geworden, wo in Mitteldeutschland die Armseligkeit vorwiegt. Bei den südbayerischen Bauern, die doch immer noch auf einem Wagen mit ein paar schweren Pferden wettfahrend in die Stadt zu Markte kommen, ist der letzte Rest des städtischen Wohlstandes, der weiland in Augsburg Geschäfte mit 175 Prozent Reingewinn machte, gleichsam aufs Land gezogen. Wenn ich in einem Dorfwirtshause nur die Hälfte der aufgetragenen mächtigen Fleischportionen zu bewältigen vermag, und der Wirt überrascht mich mit einem Bogen Papier, damit ich die andre Hälfte, weil sie ja bezahlt sei, zu mir stecken und mit mir nehmen möge, so zeugt das doch noch von Wohlstand und Gediegenheit. Erkennt man nicht auch hierin, wie sich in Bayern die neue Zeit unvermittelt an die alte angesetzt hat?

Treten wir in unsre mitteldeutschen Dörfer, so fällt mehrenteils das Schulhaus, als der Palast im Dorfe, dem Wanderer zuerst ins Auge. In Südbayern ist dagegen mehrenteils das Wirtshaus der Palast im Dorfe, das Schulhaus findet man seltener heraus. Aber neben dem Wirtshaus steht gemeiniglich die Kirche, und wenn das Wirtshaus am Sonntag abend bis zum Erdrücken voll ist, so war doch auch die Kirche im Lauf des Tages nicht minder überfüllt. Es gibt mancherlei Volkserziehung, und aus sich selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, die seiner Natur am angemessensten ist. Diese so grundverschieden geartete Natur der deutschen Volksstämme läßt sich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer so frischweg von dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des deutschen Volkes im allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayerischen Bauern bei, daß er den Schulmeister über den Pfarrer setze, daß er links vom Lech einen spitzen und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln esse, statt Kalbsbraten; daß anderseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel überhänge, statt des Kittels, und daß die rheinischen Gastwirte aus freien Stücken dem Gast einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt, der muß auch das ihn zunächst umgebende Bruchstück des deutschen Volkes nicht flugs für das ganze Volk nehmen.

Es gibt zweierlei Kunst der inneren Verwaltung; für individualisiertes und zentralisiertes Land. Das ausgelebte, übervölkerte, individualisierte Land fordert, daß man neue Entwicklungsbahnen für die Tatkraft seiner Bewohner aufschließe, neue Gewerbe, neue Formen des Bodenbaues schaffe; das dünn bevölkerte, von der Natur ins Große angelegte Land mit seiner in der Kultur noch naiven Bevölkerung bleibt steif und störrig in seinen alten Formen stehen. Dem alten Ackerbau, dem alten Gewerb muß man hier breiteren Raum gewinnen, das Volk *aus seiner eigenen*

Art heraus zu größerer Rührigkeit wecken, nicht aber eine fremde Kultur ihm unvermittelt aufpfropfen wollen. Hier wäre Gift, was dort heilende Arznei.

Die nieder- und obersächsischen Bauern der norddeutschen Tiefebene und anderseits die schwäbischen, bayerischen und österreichischen Bauern des Alpenvorlandes kommen wenig in die Welt hinaus und wissen wenig von der Welt. Aber die Welt kommt auch nicht zu ihnen und weiß wenig von ihnen. Hunderttausende von Wanderern und Sommerfrischlern durchkreuzen alljährlich das Rheinland, die Mittelgebirge und Alpen, nehmen dort wohl auch längeren Aufenthalt und lernen Land und Leute oft ganz gründlich kennen. Die weitgedehnten Vorlande dieser Berge und das Hinterland der Meeresküste durchfliegen sie höchstens mit der Eisenbahn und sehen nichts. So hat selbst der moderne, die ganze Landkarte durchkreuzende Verkehr diese Gegenden nicht aufgeschlossen. Auch die unmittelbare Nähe der Großstädte vermochte dies nicht. Wie viele Fremde kennen die so öde und doch so originelle Landschaft zwischen Hamburg und Bremen? Wie viele Fremde kennen die ethnographisch so interessante Hügelzone nördlich von München? Es ist Sache eines oft recht sinnlosen Sportes geworden, jede Spitze der Alpen zu erklettern und jede Schlucht zu durchkriechen, aber dem weit nützlicheren und geistvolleren Sport, jede deutsche Volksgruppe zu durchforschen und alles deutsche Land wandernd auszuspähen, huldigen nur gar wenige. Die erlebte Kenntnis deutscher Gaue ist neuerdings mächtig gewachsen, dieses Wachstum ist jedoch sehr einseitig und also schief. Das bayerische Hochgebirg ist freilich malerischer als die Hochfläche, der bayerische Alpenhirt edler von Gestalt und poetischer in seinen volkstümlichen Sitten als der Bauer des hügeligen Vorlandes, das Reiseleben im Gebirg bequemer als in der Ebene. So wurde denn dieses Gebirg allgemein bekannt, ja zu bekannt, um noch den Reiz des Neuen zu bieten, die Ebene aber

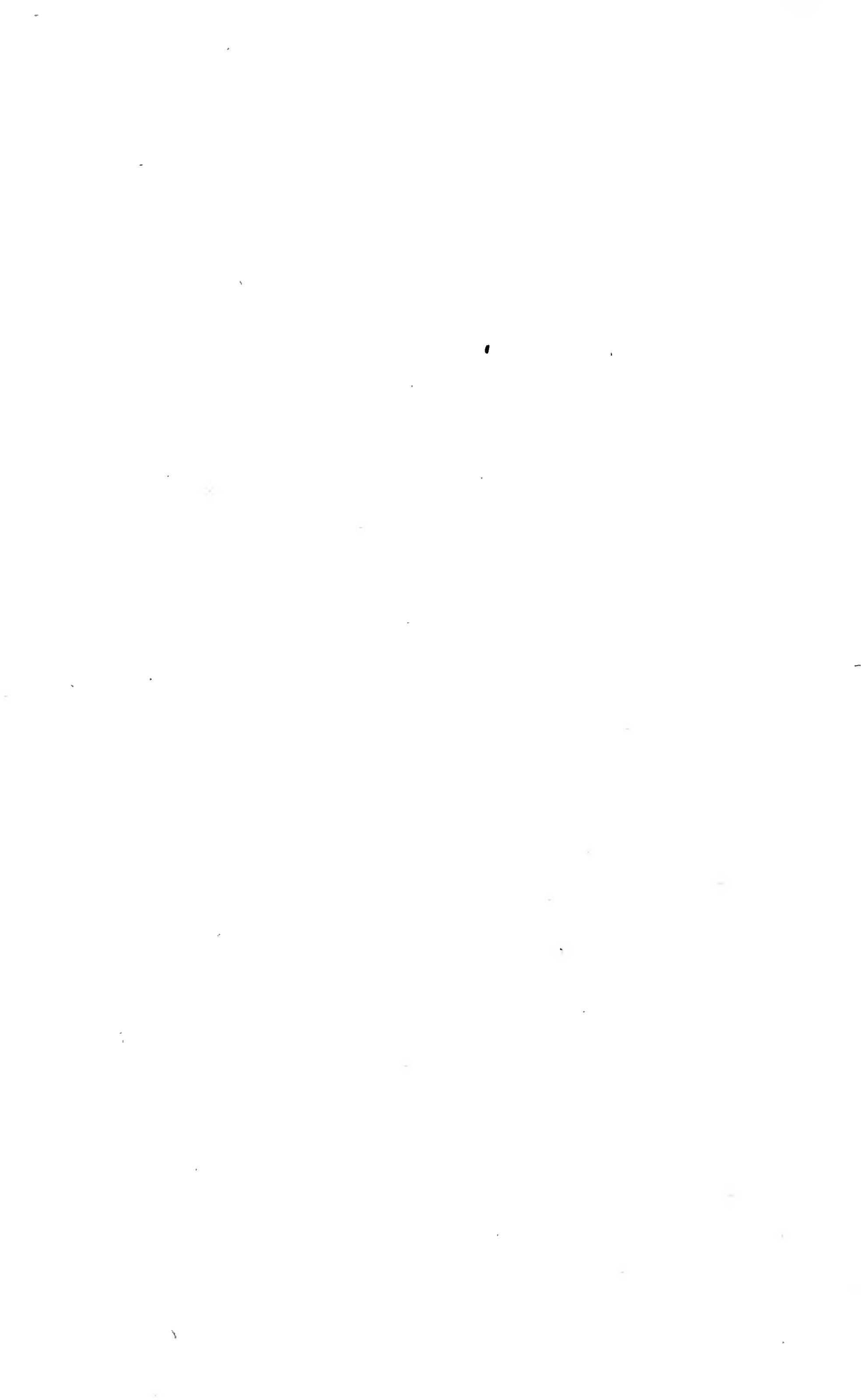
kennt fast niemand. Und doch lockt schon ein einziges Problem hier zu vergleichenden Studien. Wir haben hier bei Hochgebirg und Hochebene das gleiche Klima, den gleichen Volksstamm, der auch politisch seit unvordenklicher Zeit geeint ist, wir haben gemeinsame Straßenzüge, gemeinsame städtische Mittelpunkte, gemeinsames streng gefestetes Glaubensbekenntnis. Woher kommt es nun, daß der Alpenbauer hoch und schön gewachsen ist, der Nachbar im Vorlande aber untersetzt und minder schön, daß der eine stolz und offen auftritt, der andre geduckt und mißtrauisch, der eine gastfrei lebt, der andre ungastlich, daß Gesang und Zitherspiel des Hochgebirges verstummt, je weiter man in die Fläche heraustritt?

Als ich vor dreißig Jahren das vorstehende Kapitel über das Volk der südbayerischen Hochfläche schrieb, da schilderte ich vielen ein neuentdecktes Land. Die Berge waren schon viel früher entdeckt, und Natur und Leben in diesen Bergen ist seitdem unzähligemal poetisch und prosaisch nach seinen kleinsten und geheimsten Zügen geschildert worden. Natur und Leben des Vorlandes dagegen ist heute noch fast ebenso neu und unbekannt, wie vor dreißig Jahren.

Ich habe seitdem die hier gegebene Skizze erweitert durch den Aufsatz „Die Hollebau" in meinem „Wanderbuche" und durch eine Parallele erläutert in dem Vortrage „Alpenwanderung eines Historikers" im ersten Bande meiner „Freien Vorträge". Zu dem Bilde des Landes und des Landvolkes fügte ich außerdem zwei Städtebilder aus dieser Zone: die „Augsburger Studien" in den „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" und „Eine geistliche Stadt" (Freising) im „Wanderbuche". Alle diese Arbeiten bilden zusammen ein Ganzes und dürften eine wenigstens nicht ganz einseitige Anschauung des merkwürdigen Landstriches bieten, den man zu übersehen pflegt, weil das Auge des Wanderers sich nur auf die hohen Alpengipfel richtet, die vom Süden her überall so lockend in das vergessene Land hineinschauen.

VII

Das Land der armen Leute



Ich begegnete einmal im Walde zwei Holzbauern, welche mit der dem gemeinen Manne eigenen Liebhaberei für allgemeine moralische Betrachtungen über ihre eigene Armut philosophierten. Der eine meinte, Armut sei ein böser Stand, der andre aber, nein, Armut sei der beste Stand und die armen Leute die besten Leute; denn wäre Armut nicht der beste Stand, so würde ihn Christus nicht vor allen andern sich erwählt haben und aus freien Stücken ein armer Mann geworden sein. Darauf erwiderte, der zuerst gesprochen: eben darum, weil unser Herr Christus aus freien Stücken arm geworden, sei er gar kein rechter armer Mann gewesen, denn wer arm sein und bleiben wolle, der höre damit schon von selber auf „arm" zu sein; nur wer arm sei und reich werden wolle, ohne es zu können, der sei der rechte arme Mann.

Vervollständigt man die Theorie dieses Holzhauers, dann gibt es zweierlei Armut, die eigentlich nicht arm ist; die freiwillige und die naturnotwendige. Die letztere kann wiederum eine unbewußte sein wie bei ganz rohen Naturvölkern und Naturmenschen, oder eine bewußte, die sich aber in ihrer Naturnotwendigkeit erkennt oder ahnt.

Mit diesen beiden Arten der gezwungenen und doch nicht armen Armut haben wir es hier zu tun.

Es ist eine ganze Kette deutscher Landstriche, welche uns die natürliche, an dem Boden haftende Armut darstellt, mehr als geographische und ethnographische denn als soziale Tatsache. Diese Gegenden sind darum aber doch nicht bloß für das Studium der Wechselbeziehung von „Land und Leuten" besonders wichtig,

sondern auch ebensosehr für jenes der sozialen Gebilde. Wir können hier den Unterschied zwischen armen Leuten und Proletariern, zwischen der naiven und bewußten, der ruhigen und umsturzwütigen Armut im Spazierengehen kennen lernen. Diese Gegenden sind in sozialem Betracht eine großartige historische Ruine. Wir sehen in denselben die armen Leute des Mittelalters noch leibhaftig vor uns stehen, während eine Wanderung von wenigen Stunden seitab in üppigere Gründe und Ebenen uns zu den modernen armen Leuten führt, das heißt: von verarmten Bauern, die aber noch echte Bauern sind, zu echten Gliedern des vierten Standes. Hier also können wir höchst praktische Vorstudien für eine der entscheidendsten Fragen in der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft sammeln.

Ich habe schon mehrfach im Vorbeigehen auf diese für den Kulturhistoriker wie für den Sozialpolitiker gleich wichtigen Landstriche hingewiesen. Zuerst in dem Kapitel von den „Wegen und Stegen". Dort zeigte ich, daß die Armut in den hier zu besprechenden Gegenden der deutschen Mittelgebirge nicht zu allen Zeiten eine naturnotwendige war, wie in den unzugänglichen Winkeln des Hochgebirges, sondern daß sie zum Teil erst in neuerer Zeit eine naturnotwendige geworden ist, geworden durch die veränderten Bahnen des deutschen und europäischen Handels und Wandels. Allein nicht aus Zufall oder Willkür wurden diese Gegenden hiebei allmählich in die Ecke geschoben, sondern die zwingende Notwendigkeit der Bodenverhältnisse entzog sie dem großen Strome des Verkehrs. Gerade durch diese zusammengesetzte Einwirkung der Notwendigkeit flüssigen, freien Kulturlebens und der Notwendigkeit für alle Zeit feststehender Bodenverhältnisse bieten die Zustände dieser abgeschlossenen Mittelgebirgsgegenden ein ungleich tieferes soziales Interesse als jene bloß durch die Naturgewalt von jeher vereinsamten Winkel des Hochgebirges und der Meeresküsten. Zum andernmal gedachte ich der naiven Armut dieser Mittelgebirge, als ich von dem mit Elend gesättigten Reichtum, dem proletarischen Reichtum jener

Rebengaue sprach, die, an ihrer Schwelle liegend, unmittelbar unter ihren Schutz gestellt sind.

Ich fasse hier vorzugsweise die, auch geologisch eng zusammenhängende, Basaltkette des Westerwaldes, des Vogelsberges und der Rhön ins Auge. Denn in dieser Gebirgsgruppe finden sich die gedachten Verhältnisse am reinsten vor; wie eine Insel, voll eigenartiger, in sich abgeschlossener Natur ragt sie aus dem individualisierten Mitteldeutschland auf und bildet zugleich in ihrem nordwestlichen Teile eine Grenzscheide zwischen mitteldeutschem und norddeutschem Land.

Der hohe Westerwald ist ein ins Rheinfranken- und Hessenland vorgeschobenes Stück Westfalens; er bildet den vordersten Wall des westlichen Norddeutschlands, ja er zeigt in Volksart und Sitte bereits Züge norddeutschen Charakters, wie sie viel weiter nördlich im Rheintale noch nicht hervortreten. Fränkische und sächsische, oberdeutsche und mitteldeutsche Natur stößt hier aufeinander, vermittelt und verbindet sich. Diese kahle, arme, fast nur mit dem grünen Samt der Heidevegetation geschmückte Hochfläche, auf welcher zahllose Basaltblöcke zerstreut liegen, als habe der Himmel in seinem Zorn Felsen gehagelt, bildet darum schon in rein ethnographischem Betracht eine der merkwürdigsten Übergangslinien Deutschlands.

Nicht am Main, nicht am Taunus, nicht an der Lahn, sondern erst auf den südlichen Höhevorsprüngen des Westerwaldes beginnt die oberdeutsche Mundart sich von der niederdeutschen zu scheiden; hier aber auch so schroff und plötzlich, daß man die Grenzlinie oft bis auf eine Stunde Wegs ausrechnen kann. Der westfälische und kölnische Dialekt des Westerwälders schließt sich äußerst spröde ab, wie alles auf diesem Gebirgszug in Eigenheit und Eigensinn sich abschließt.

Die südlichen Vorberge des Rothaargebirges, wo Ruhr und Lippe entspringen, stoßen von Norden her in einem stumpfen Winkel auf die Nordostspitze des Westerwaldes. Sie verknüpfen sich so eng mit demselben, daß man sie auch als dessen nordöstliche

Vorkuppen ansehen kann. An dem Edderkopf, um dessen Besitz sich Rothaar und Westerwald streiten können, quillt gen Westen die Sieg, gen Norden die Edder, gen Osten die Lahn, gen Süden die Dill. Mittelrheinisches, niederrheinisches und Wesergebiet sind in dieser Waldwildnis mit ihren Wurzeln förmlich ineinander verflochten: die Marklinie West- und Mitteldeutschlands stößt mit der Marklinie Süd- und Norddeutschlands in dieser öden Ecke zusammen.

Ganz ähnlich wie hier an der westlichen Pforte Mitteldeutschlands ist es auch an der östlichen, beim Fichtelgebirg, dessen soziale Zustände sich vielfach mit denen unsrer Basaltgebirgsgruppe vergleichen ließen. Am Fichtelgebirge stößt Böhmen, Sachsen, Thüringen und Franken zusammen, und von seinem Hauptstock fließen Saale, Eger, Nab und Main nach den vier Weltgegenden, und nach drei Hauptströmen Deutschlands ab. Solche natürliche Grenzburgen sind aber immer auch in sozialem Betracht Burgen geblieben, die nur wenig fremdes Wesen einließen, deren Volksleben namentlich unter einer politischen Zentralisierung selten gelitten hat. Keine dieser Grenzburgen war früher in den Händen einer starken politischen Macht, und die bureaukratische Gleichmacherei konnte in diesen Einöden der Sitte wenig anhaben. So mochte der Fichtelberger zur Zeit der kraftlosen bayreuthischen Wirtschaft wohl das trutzige Verschen sprechen:

„Bayreuther Gebot,
Selb'er Brot,
Thiersteiner Bier
Währet nur ein Wochener vier."

Mit den Vorhöhen des Westerwaldes heben die natürlichen Sympathien für die norddeutsche Großmacht, für Preußen an — so schrieb ich 1851. Der Westerwälder des Südabhanges wohnt noch im Guldenlande, er rechnet aber trotzdem nach Talern, seine Flüßchen und Bäche ziehen nach Süden ins Lahngebiet, aber er folgt nicht diesem natürlichen Zuge. Eine Meile südwärts ins Tal hinab ist ihm weiter als drei Meilen nordwärts über den Kamm

des Gebirges. Nach Norden zieht ihn sein ganzes Interesse; nach dem Kölner Lande führt er seine Produkte, und aus den gewerbfleißigen Tälern der Sieg, der Wupper und der Ruhr strömt ihm das industrielle Leben zurück.

So wird auch der südliche Westerwald zu einer moralischen Provinz Preußens, obgleich öde Bergköpfe und Wasserscheiden den mitten über die Hochfläche laufenden preußischen Grenzgraben nicht nur als Staatsgrenze, sondern auch als Naturgrenze bezeichnen. Der Westerwald weiß sich als ein Ganzes trotz der politischen Teilung, weil er sozial zusammengehört. Sowie man hier die preußische Grenze auch nur um ein paar Stunden überschreitet, stößt man auf eine blühende Industrie, während auf der nassauischen Seite ein armes Bauernland ist, in welchem sich die Keime gewerblicher Betriebsamkeit erst mühselig durchzuringen beginnen; aber Industrieland und Bauernland fühlt sich hier verbunden und einig, weil beides Westerwälderland ist.

Grenzwälle und Grenzgräben pflegt man öde liegen zu lassen: so sind auch diese riesigen Grenzwälle der Basaltberge, welche teils Mitteldeutschland von Norddeutschland scheiden, teils sich in das mitteldeutsche Land hineinkeilen, um diese ohnedies schon hinreichend zerrissenen Striche noch mehr zu zerreißen, öde liegen geblieben.

Die Stetigkeit der Sitte, dazu auch das ökonomische Verwildern und Zurückbleiben der Bauern unsrer Basaltgebirgsgruppe erhält durch die Grenzlage dieser Hofburgen der Armut eine historisch-politische Wurzel. Wenn der Westerwald als ein weit hinausgeschobenes Vorgebirg erscheint, dann trafen neben und in den Bergzügen der Rhön und des Vogelsberges in alten Zeiten die Kreuzungswinkel der verschiedensten Landesgrenzen aufeinander. Auf der Rhön stieß fuldaisches und würzburgisches Gebiet zusammen, dann berührten sich hier die Spitzen von hanau-münzenbergischen, hessenkasselschen, hennebergischen Länderteilen, und dazwischen eingestreut lagen Enklaven der fränkischen Reichsritterschaft.

So klein die Kette des Vogelsberges ist, so grenzten an und auf derselben doch die Marken von Hessen-Darmstadt, Fulda,

Hersfeld, Isenburg, Solms-Lich, Solms-Laubach, Hanau-Münzenberg, Stolberg-Gedern und von reichsritterschaftlichem Gebiet. Von einer gemeinsamen Verwaltungspolitik des ganzen Gebirges konnte also nicht entfernt die Rede sein, fast jedes Tal lag ja für sich abgesperrt in dem Grenzwinkel eines andern Landes. Heutzutage stehen bayerische, hessische, weimarische und meiningische Marksteine auf der Rhön; doch ist wenigstens die überwiegend größere Masse zu Bayern gefallen.

Für den Kulturfortschritt der Gebirge sind jene alten politischen Zustände natürlich vom größten Nachteil gewesen. Sie vermochten aber nicht auseinanderzureißen, was die Einheit der Bodenbildung zu einem sozialen Ganzen verband. Die Gleichförmigkeit namentlich des Westerwaldes und Vogelsberges in den Berg- und Talformen, in der Pflanzenwelt, in der Anlage der menschlichen Siedlungen wirkte mächtiger, als die Buntscheckigkeit der willkürlichen politischen Grenzen. Dies ist ein sehr merkwürdiges Zeugnis für den zähen Zusammenhang von Land und Leuten.

Sodann zogen sich seit dem Ausgange des Mittelalters die Residenzen der Fürsten wie die Herrensitze des begüterten Adels immer mehr nach den Ebenen und großen Flußtälern, nach den dort gelegenen größeren Städten. Seit dem Dreißigjährigen Kriege bis gegen die neuere Zeit hin sind jene rauhen Berggegenden unsres Vaterlandes für die gebildete Welt wie verschollen gewesen; sie mußten erst wieder entdeckt werden. Nicht einmal die modernen Touristen mochten die Romantik der einförmigen Öde des hohen Westerwaldes und Vogelsberges schmecken. Als im Herbste 1850 deutsche Heeresteile auf den unwirtlichen Hochflächen des Fulderlandes Quartier bezogen hatten, und nun die Klagelieder über die entsetzliche Dürftigkeit dieses Strichs durch alle Blätter hallten, da wurde für einen guten Teil des deutschen „Lesepublikums" das Elend erst entdeckt, in welchem die Leute von der Rhön gefangen liegen. Man hörte gespannten Ohres die Schilderungen dieser patriarchalischen Armut und Genügsamkeit, die dann auch der westerwäldischen und vogelsbergischen wie aus dem Gesicht ge-

schnitten ähnlich sah. Es ist bemerkenswert, daß die Händel großdeutscher und kleindeutscher Politik — Bronnzeller Andenkens — unsre Ödungen und Wüsteneien auf eine Zeitlang tagesgemäß gemacht haben. Nachgehends kamen die Hungersnöte auf den unwirtlichen Basaltbergen, da wurden dann die „Mysterien“ dieser vergessenen Winkel erst recht interessant für die blasierten Stadtleute.

Seit alten Tagen sind jenen Landschaften von tausend Fortschritten der Volkswirtschaft und der Kulturpflege des Staates nur kümmerliche Pflichtteile zu gut gekommen. Die abgelegenen Bergbewohner fühlen es heute noch und sprechen es aus, daß sie die Stiefkinder des Staates seien gegenüber den Bewohnern der Niederungen mit ihren Residenzen, Haupt- und Handelsstädten, mit ihren gesammelten Erwerbsquellen. In dem individualisierten Mittelalter waren die Gaben gleichmäßiger verteilt, darum standen damals diese unwirtlichen Gebirge weit weniger in der Kultur zurück gegen die gesegneteren Ebenen zu ihren Füßen. In der bureaukratischen Zeit betrachtete man wohl gar solche Berggegenden als ein kleines Sibirien, wohin man mißliebige und unfähige Beamte verbannte, als bequeme Strafkolonien für anstößige Geistliche und dergleichen. Als ob es nicht im Gegenteil der natürlichste Akt der Staatsklugheit gewesen wäre, gerade den Kern der Beamten dorthin zu senden, wo die härteste Arbeit winkte, wo am heißesten zu schaffen war, um durch gesteigerte Kultur, durch Ausbeutung aller Hilfsquellen der Ungunst von Boden und Klima Trotz zu bieten!

So liefen seit Jahrhunderten tausend feine Fäden zusammen, um allmählich dieses große Netz von Not und Elend zu stricken, welches sich um die deutschen Gebirge zusammengezogen hat, und die feinen Fäden dünken vielen bereits unzerreißbar wie Schiffstaue.

Ein Blick auf die Spezialkarten lehrt, daß die Dörfer fast nirgends dichter beieinander liegen als auf unsern mageren mitteldeutschen Basaltgebirgen, und zwar seltsamerweise oft in den ödesten Strichen

am allerdichtesten. Es ist dies Phänomen aber leichter zu erklären, wie etwa das verwandte, daß die ärmsten Leute in der Regel die meisten Kinder bekommen. Den rauhen Gebirgen entging die chirurgisch heilende Kraft der großen Kriege, welche die Bevölkerung der Ebenen gar mächtig zentralisierte. Im Mittelalter waren die Dörfer in den Ebenen ebenso dicht gesät, wie jetzt noch auf manchen Bergzügen. Die Kriege fegten ein starkes Prozent dieser kleinen Dörfer vom Boden weg und trieben die Bewohner zu größeren wehrhafteren Orten zusammen. Zahllose Namen im Bauernkriege und im Dreißigjährigen Kriege ausgegangener Dörfer geben Zeugnis dafür. Auf der hohen Rhön, der Eifel, dem hohen Westerwald u. s. w. verbietet sich das Kriegführen von selbst. Anno 1850 machten wir diese Erfahrung zum letzten Male. Die ärmsten und unwirtlichsten Gegenden haben deshalb noch die Überzahl der kleinen mittelaltrigen Dörfchen bewahrt, weil der Hunger kein Magnet für Kriegsheere ist. Also auch hier ist wieder ein mittelalterlicher Zustand unberechtigt ins moderne Leben hineingewachsen.

Auf dem Westerwald, wo die Kriege so wenig auf die Zusammenziehung der Siedlungen einwirkten, daß jetzt noch ein großer Teil auf der Übergangsstufe von einer bloßen Hofgemeinde zur Dorfgemeinde steht, gingen im 18. Jahrhundert noch einzelne Dörfer aus, sie gingen von selber aus, wie ein Licht ausgeht, weil ihm die Nahrung fehlt. Das wird sich im übrigen Deutschland in dieser Zeit selten finden.

Auf dem Westerwald lag im 14. Jahrhundert eine Burg, Rohrbruch, inmitten eines kleinen Sees. Sie soll über Nacht spurlos in den See versunken sein. An diese melancholische Sage gemahnten mich immer die ausgegangenen Westerwälder Dörfer. Sie versanken spurlos, weil der Boden der Kultur, der sie tragen sollte, zu dünn war, weil er immer mürber geworden; sie sind nicht vertilgt worden, sie sind verloren gegangen, versunken über Nacht, man weiß nicht, wo sie hingekommen sind.

Auch auf der Rhön begegnen wir der melancholischen Volks-

sage von im Moor versunkenen wohlhabenden Dörfern. Die historische Kritik hat zwar dort das versunkene Dorf im Schwarzenmoor auf ein verlassenes zurückgeführt, allein es bleibt immerhin ein bedeutsamer Zug, daß die Rhöner die „dumpfen Abendglocken" ihres Vinetas unter dem Schlamm eines Moorgrundes läuten hören und da von versunkenen Schätzen träumen, wo dieselben jetzt nur noch in der Form von Torf zu heben sind. Es ist der rückwärts gekehrte Seherblick des Volkes, dem die Vision von den versunkenen Dörfern erschienen ist, und der Wanderer wird ergriffen von der Wahrheit dieser Sage, wenn er durch so manches rhönische Dorf wandert, welches seinem innern Auge auch bereits als versunken erscheint, ob es gleich für das äußere noch fest auf dem Boden steht.

Die Barbarei der Philanthrophie, welche es für menschlich hält, dem Proletarier die Gründung einer existenzlosen Familie zu gestatten, und für staatsklug, Menschen zu züchten auf die Stückzahl, wie man Vieh züchtet, diese Barbarei der modernen Philanthropie trug redlich das ihrige dazu bei, daß die oben angedeuteten unberechtigten mittelalterlichen Zustände festgehalten und erweitert wurden.

Ich sah auf einem der höchsten bewohnten Punkte der Rhön ein einsam gelegenes ganz stattliches steinernes Haus. Der Besitzer hat aber wenig oder gar kein Feldgut. Er spekuliert im Sommer auf allerlei gelegentlichen Erwerb, und der Sommer muß den Winter ernähren. In dem harten März 1852, als ich jene traurige Einöde besuchte, hatte er keine Kartoffeln mehr im Haus, kein Geld und keine Arbeit, wohl aber neun lebendige Kinder. Er konnte nicht einmal mit Erfolg betteln gehen, denn sein Haus ist so abgelegen, daß eine halbwegs einträgliche Bettelfahrt ihm täglich einen Fußmarsch von sechs bis acht Stunden im Schnee kosten würde. Man wird ihn unterstützt haben und er wird nicht verhungert sein mit seinen neun Kindern. Aber es fragt sich, ist das nicht Barbarei aus Philanthropie, Grausamkeit aus weichem Herzen gewesen, welche einem Mann erlaubte, eine Familie zu

gründen, wo er in einer den Ackerbau kaum zulassenden Gebirgslage bloß ein Haus besaß, dazu etwas Spekulationsgeist, aber keine Aussicht, jemals weder Handwerk noch Landwirtschaft betreiben zu können? Den Proletariern das Heiraten zu verbieten ist oft wenig „human", aber desto menschlicher. Wenn einer auf der hohen Rhön bloß ein Haus besitzt und auf diesen Besitzstand hin eine Familie gründen will, so ist das gerade, wie wenn ein Städter nachwiese, daß er Eigentümer eines Ehebettes und einer Kinderwiege sei, und auf Grund dieses Besitzstandes um Heiratserlaubnis einkäme.

Unsre Bureaukratie, die keine soziale Politik studiert, greift oft in gar kurioser Weise in solche Zustände des sozialen Kleinlebens hinein. So fand ich in den höchsten Lagen des Fichtelgebirges ein Einödenhaus, worin ein — Schneider wohnte. Um auch nur zu seinen nächsten Kunden zu kommen, mußte er schon eine Stunde Wegs marschieren. Mit einer zehn Köpfe starken Familie bewohnte er ein kleines Häuschen, welches kaum für drei Menschen hinreichenden Raum bot. Das jüngste Kind, fünf Wochen alt und noch nicht getauft, schaukelte statt in der Wiege in einem Kissen, welches mit Stricken an der Stubendecke befestigt war und also eine Art Hängematte darstellte. Das Häuschen war in früherer Zeit der Familie dieses Schneiders vom Staate geschenkt worden, nicht aber der Grund und Boden, worauf es stand. Dazu hatte der Mann das Recht, sich seinen ganzen Holzbedarf unentgeltlich zu fällen. Nun wollte er bei der wachsenden Familie das Häuschen erweitern; allein man gestattete es ihm nicht, weil man solchen Einödensiedlungen schon aus forstpolizeilichen Gründen mit Recht nicht hold ist. Er kann aber auch ein solches Haus nicht verkaufen, er kann es auch nicht zusamt der kostbaren freien Holznutzung im Stich lassen. Die Behörden zwingen ihn also aus Gründen, die im einzelnen alle ganz triftig sind, mit seiner ganzen Familie zum vollendeten Proletarier zu werden. Aus Gründen der sozialen Politik dagegen bliebe den Behörden nichts andres übrig, als ihm sein Haus und sein Holzungsrecht abzulösen und ihm dadurch die

Mittel an die Hand zu geben, sich anderswo eine vernünftigere und berechtigtere Existenz zu schaffen. In den statistischen Tabellen figuriert dann (beiläufig bemerkt) ein solcher schneidernder Einödenbauer natürlich auch unter der Rubrik der „Handwerker auf dem Lande" und hilft jene Zahl füllen, durch welche uns die sozialen Gleichmacher beweisen wollen, daß der Unterschied zwischen Stadt und Land nicht mehr bestehe. Er gehört auch zu der „Stadt", die auf das Land gezogen ist.

Wie solche Familien kein Recht haben, in solcher Weise zu bestehen, so gibt es in unseren Gebirgen ganze Dörfer, denen das Recht der Existenz fehlt. Man sagt, der Begriff der Übervölkerung ist ein Unding. Wohl. Wer aber etliche Tage selbst hungrig auf der Rhön oder dem Vogelsberg umhergewandert ist, der überzeugt sich gewiß, daß wenigstens die falsche Verteilung der Bevölkerungsmassen kein Unding sei.

Vergleicht man die Einwohnerzahl dieser Bergketten mit der Ziffer des Flächengehaltes, dann scheint es, als sitze das Volk dort allzu dünn, nicht allzu dicht. Es ist dies aber nur Trug und Schein, der abermals lehrt, wie vorsichtig man bei den Schlüssen aus nackten statistischen Ziffern sein müsse. Da ein großer Teil des Bodens aus Wäldern und Wüsteneien besteht, welch letztere kaum je kulturfähig werden dürften, da ferner das angebaute Land selbst einen unverhältnismäßig geringen Ertrag abwirft, so ist die an sich dünne Bevölkerung dennoch zu dicht. Auch in den Häusern der zahllosen winzigen Dörfchen drängen sich hier die Leute weit enger zusammen, als es sonst auf dem Lande zu geschehen pflegt. In dem Spessart, dem Vorhofe der Rhön, in dessen weitgedehnten, unwegsamen Wäldern gut die Hälfte aller deutschen Räuberromane spielt und wo die menschlichen Wohnsitze wirklich nur äußerst sparsam eingestreut erscheinen, herrscht trotzdem Übervölkerung. In den elenden Häusern, die oft nicht einmal Schornsteine haben, sondern wie bei halbwilden Völkern den Rauch zum Fenster hinaus lassen, wohnen durchschnittlich *sieben bis neun Menschen*, ein Verhältnis, welches dem der übervölkerten oberschlesischen

Dörfer gleichkommt und in dem angrenzenden Frankenland nur erst in den kleineren Städten wiedergefunden wird. Dafür sind dann aber auch diese überfüllten, ungesunden Häuser, die sich mit ihrer hinteren Wand meist an feuchte Bergabhänge lehnen, die steten Herde langsamen Siechtums und schnell hinraffender Seuchen. Von so traurigen Zuständen suchen sich aber die Bewohner keineswegs frei zu machen, sie nehmen dieselben vielmehr als notwendige, von der Natur gegebene hin. Professor Virchow, welcher sehr lehrreiche ärztliche Untersuchungen über „die Not im Spessart" veröffentlicht hat, erzählt von einer dortigen Bauernfamilie, von deren sechs Gliedern fünf am Typhus erkrankten und drei rasch nacheinander starben. Nichtsdestoweniger ging der Familienvater zu keinem Arzte, sondern gab nur, als es gar zu schlimm ging, sein letztes Geld hin, um dafür einige Messen lesen zu lassen! Nach der Bemerkung desselben Schriftstellers sind im Spessart die meisten Orte, welche von den Pesten des 17. Jahrhunderts heimgesucht wurden, auch in unsrer Zeit die Stammsitze jener Typhen gewesen, die oft sehr nahe an den Hungertyphus grenzen. Also nicht bloß der Bau der Dörfer, nicht bloß die Sitte der Bewohner, nicht bloß die Armut, sondern auch ganz bestimmte Formen des Siechtums sind hier historisch. Und doch erreichen trotz alledem viele arme Leute des Spessarts ein hohes Alter; das Leben in der Wildnis, das unverkünstelte, rohe Naturleben erhält den Körper zäh bei allem Elend, und die meisten der so verrufenen Bezirke des Spessart zeigen ein günstigeres Sterblichkeitsverhältnis als die Großstadt London und die bedeutendsten englischen Fabrikbezirke, deren wohlgenährte, mit Fleisch gesättigte Bevölkerung uns die Männer des modernen Industrialismus als so gar glücklich auszumalen pflegen.

Auf unsren verödeten Basaltgebirgen will sich die Natur erlösen von dem krankhaften Zustand der Übervölkerung, weil ihr von außen her durch Kriegsheere oder Staatsmänner nicht geholfen worden ist. Sie reagiert durch Seuchen und Hungersnot. Die modernen örtlichen Notzustände sind die Anzeichen der Krisis,

in welcher der kranke Leib sich zur Gesundheit aufzuringen trachtet. Was die Arznei nicht heilt, das muß Eisen und Feuer heilen. So sagen die Ärzte. Auch für Pathologie und Therapie in der Volkswirtschaft gilt dieser Spruch. Unten in den Tälern sitzen die kleinen Menschen und flicken Lehrsätze zusammen über soziales Elend und materielle Not, und oben auf den Bergen fährt der Herr einher im Sturmwind und sendet Unwetter, Seuchen und Hunger, damit sie die chirurgische Operation, die Feuer- und Eisenkur an dem kranken Gliede vornehmen, welche die Kriegsstürme vorzunehmen nicht vermochten. Das ist nationalökonomisches und sozialpolitisches Heilverfahren im großen Stil.

Der Westerwald hat kaum eine eigene politische Geschichte, er hat nur eine Kulturgeschichte, die seltsamerweise durch ihre unendlich langsame Entwicklung das höchste Interesse gewinnt. Er zeigt kaum ein paar dürftige Baudenkmale aus alter Zeit; aber diese Dörfer selbst, obgleich meist nur aus zehn bis zwanzig strohgedeckten Lehmhütten bestehend, sind historische Denkmale. Sie sind großenteils uralt, und doch weiß der Forscher nur gar selten eine geschichtliche Tatsache aus ihrer Vorzeit aufzuspüren. Allein das Bild selber, welches sie bieten, malt dem Auge eine geschichtliche Tatsache. Heute noch wie vor hundert Jahren baut sich der Bauer mit einem Kapital von beiläufig fünfundzwanzig Gulden sein Häuschen; die Arbeit der eigenen Hände, die er in den Bau steckt, ist der bedeutendste Teil seines Anlagekapitals, er baut sein Haus im Wortsinn selber. Darum sieht man auch hier noch so häufig, wie in alten Zeiten, verlassene, in sich zusammenfallende Häuser, namentlich auf einsameren Punkten. Denn der hypothekarische Wert, der Wert des Rohstoffs, der Arbeit, der Lage ist da oft so gering, daß gar keine andre Wahl bleibt, als das Haus verfallen zu lassen, wenn der Bewohner verdorben ist und ein andrer sich nicht sofort einfindet. Die Kosten des Abbruchs würden den Wert des abzubrechenden Materials bei weitem übersteigen. Man reißt heraus, was an Holzwerk noch halbwegs brauchbar ist; den Rest mag dann der Nordwestwind zusammenblasen.

Ganz ähnlich ist es mit dem Vogelsberg.

Die Rhön dagegen hat bessere Tage gesehen als die gegenwärtigen, sie hat eine Geschichte gehabt, welche mehr war als eine bloße Geschichte des Elendes. Für die feudale Zeit war sie kein übles Land, aber unser industrielles Jahrhundert weiß nicht, was es mit solchen abgelegenen, produktenarmen Gebirgen anfangen soll. Nicht bloß die Ungunst des Klimas, auch der ganze eigentümliche Entwicklungsgang unsres Kulturlebens, wenn man will die Weltgeschichte, hat sich wie ein tragisches Schicksal auf diese Berge gelegt. Die Rhön gehört so ganz zu jenen deutschen Gauen, von welchen einer unsrer Dichter sagt, sie seien zu romantisch, um noch glücklich sein zu können, ein Dichter, der selber zu romantisch war, um glücklich sein zu können — Gottfried Kinkel.

Hier also ist die Rhön dem sonst so gleichgearteten hohen Westerwalde ungleich; ihre Blütezeit liegt in der Vergangenheit, die des Westerwaldes in der Zukunft. Die Parallele ließe sich in tausend Einzelzügen entwickeln. Auf der Rhön gibt es allerlei an den natürlichen Schätzen des Gebirges haftende Industrie, aber immer nur sprunghaft, verspritzt, und wie zum Versuch. Es werden Eisenerze gewonnen, plastischer Ton, Schwerspat, Torf, Traß, Braunkohlen, es werden Färberpflanzen gebaut, sogar für Lyoner Seidenfabriken, es wird fleißig gewebt, es werden Holzschnitzwaren gefertigt, Krüge gebacken, es wird Porzellan gebrannt; aber eine massenhafte, das ganze Gebirge beherrschende und emporhebende Industrie hat sich an keinen dieser oft glücklichen Versuche zu heften vermocht. Die „Silberhöfe", welche neben einem der ärmsten Dörfer, Altglashütte, liegen, haben ihren Namen, charakteristisch genug, daher, weil man dort Silber gesucht und keins — gefunden hat. Das Eisen findet sich nur „nesterweis". Dies ist eben der Fluch der Rhön, daß sich alles hier nur „nesterweis" findet, Industrie und Ackerbau so gut wie das Eisenerz. Wo man früher auf Eisen gebaut, sind mitunter längst alle Gruben verschüttet. Auf dem Markt zu Bischofsheim reden alte eiserne Brunnentröge von dem verschollenen Bergbau des Kreuzberges, und

in den herrschaftlichen Häusern zu Fulda stehen große eiserne Öfen aus den versunkenen Schachten des Dammersfeldes.

Auf dem Fichtelgebirge erscheinen Ortsnamen, die gleichfalls wie eine fürchterliche Ironie auf die heutigen Zustände klingen, ganz wie auf der Rhön als die letzten Erinnerungsmale einer längst abgestorbenen Industrieblüte. Wir finden dort Goldkronach, den Goldhof, die Goldmühle, Goldberg und dergleichen. Die Schlacken, welche man bei dem früheren Goldbergbau übermütig weggeworfen, sammelt man heute wieder auf, um mit weit bescheideneren Ansprüchen Antimonium daraus zu gewinnen. Das verarmte Volk aber tröstet sich über die versunkenen Goldschätze durch einen reichen Sagenkreis, der ihm die Wiederauferstehung derselben verheißt. Die Schatzgräberei war bis in die neueste Zeit dort zu Hause, und die dahin zielenden „Wahl- und Geheimnisbüchlein" gehören zum eigensten Hausrat des Fichtelgebirges. Während der arme Mann in den dichten Wäldern Gras sammelt oder Baumpech auskratzt, Holz fällt, harte Granitblöcke zerschlägt, Holzkohlen oder Wagenschmiere brennt, träumt er sich vielleicht als den reichsten Mann, dem nur noch der letzte Schlüssel zu seinem Reichtum fehlt. Denn nach dem Volksglauben soll jeder, auch der gemeinste Feldstein auf dem Fichtelgebirge edle Metalle bergen. Nur muß ein Fremder kommen, um diese besonderen Qualitäten der Steine aufzuschließen, und man hielt vordem dafür, daß namentlich die „Welschen" diesen Zauber besäßen, und unter ihnen vor allen die „Venediger". Man sagt darum: „Auf dem Fichtelgebirge wirft der Bauer einen Stein nach der Kuh, und der Stein ist mehr wert als die Kuh."

Diese dichterisch geweihte Genügsamkeit, welche sich mit dem Goldschimmer der Sage einstweilen abfinden läßt für das wirkliche Gold, ist ein durchaus bezeichnender Zug in dem Charakterbilde unsrer so kindlich befriedeten Gemütes armen Bergbewohner. In der Nähe von Wunsiedel wächst ein seltenes Moos; man nennt es Goldmoos. Schaut man von ferne darüber hin, so funkelt es im prächtigsten Goldschimmer, tritt man aber näher hinzu,

so ist der goldige Glanz durchaus verschwunden, und bei genauerer Untersuchung läßt sich nirgends eine äußere Ursache des trügerischen Schimmers wahrnehmen. Wo dieses Moos wächst, da ist auch der Sagenkreis von den goldenen Reichtümern des Fichtelgebirges gewachsen.

Die Wohnhäuser und Kirchen vieler Rhöndörfer sind stattlicher gebaut, als sich's mit dem gegenwärtigen Wohlstand der Bewohner zusammenreimt. Vergebens sucht man hier die moosige Lehmhütte des hohen Westerwaldes, welche mitunter eher für Indianer, als für deutsche Bauern bestimmt erscheint. Auch die Reste der alten Volkstracht deuten durchaus nicht auf den Bettlerrock zurück. Der turmartig spitze schwarze Kopfaufsatz der Weiber in den Rhöntälern mit den langen flatternden Bändern ist ein kostbares Stück, weit reicher als das rote, von zwei auf- und niederschwankenden Eselsohren flankierte Kopftuch der Bäuerinnen im reichen Bamberger Maingrund. Ja jene in den mitteldeutschen Gebirgen so weit verbreitete Haubenpyramide ist sogar eine der seltenen, noch wirklich aus dem Mittelalter stammenden Volkstrachten. Auf zahlreichen Bildern und Skulpturen der spätgotischen Zeit sieht man vornehme Frauen mit demselben Kopfputz. Der Westerwald dagegen hat weit nüchternere, ärmere und minder alte Trachten. Dort ist in der Tat der Bettlerrock vielfältig seit Anbeginn das Volkskleid gewesen.

Die hohe Rhön hat im Mittelalter eine ausgeprägte politische Geschichte: eine Menge zertrümmerter Burgsitze zeugen dafür. Der hohe Westerwald hat in alter Zeit nur eine Kulturgeschichte, und obendrein eine negative, nämlich eine Geschichte der Unkultur. Keine geistliche Genossenschaft mochte im Mittelalter auf dem hohen Westerwald ein Kloster gründen, und selbst die Ritter und Herren stiegen nur selten mit ihren Burgsitzen über die Grenzen des Gebirges auf. Den südlichen Talbewohnern galt der Westerwald von alters her als die äußerste Thule, als das unwirtliche Land des Nebels und des Schnees; die Luft machte da droben mehrenteils „eigen", wie in dem sonnigen Rheingau die Luft

„frei" machte. Es ist, als ob heute noch über einem Teil der Westerwälder Bevölkerung dieser Fluch ruhe, daß die Luft „eigen" mache. Stillstand und Rückgang des Kulturlebens war jahrhundertelang auf dem hohen Westerwald leibhaftig geworden, eine viel schlimmere Reaktion als die der formellen Politik. Die Sage geht, vor zweihundert Jahren sei einmal eine Kirchenvisitation über den Westerwald gesendet worden, sie habe aber nirgends ein Protokoll aufnehmen können, weil bei keinem einzigen Pfarrer ein Schreibzeug aufzufinden gewesen sei. Dergleichen Stücklein, wahr oder unwahr, erzählt man sich zu Hunderten.

Die Leute von dem südlichen Halbscheid der Westerwälder Hochfläche schlafen und ruhen schier das halbe Jahr. Ihr einziger Erwerbszweig in dem langen Westerwälder Winter ist mehrenteils das Schneeschaufeln! Dem armen Westerwälder sagt man nach: er bete an jedem Winterabend, daß ihm Gott über Nacht einen tüchtigen Schneesturm bescheren möge. Dann hat er bei den gewaltigen Schneemassen, die da droben fallen und von dem dort fast nimmer rastenden Sturm oft haushoch zusammengejagt werden, wenigstens ein nahrhaftes Geschäft, das ihm in Staats- und Gemeindetagelohn 24 Kreuzer täglich abwirft. Und das ist oft die ganze Winterblüte des Erwerbs auf dem industrielosen hohen Westerwald! Viele hundert Hände werden so in jedem Winter beschäftigt, viel tausend Gulden von Staats wegen in den Schnee geworfen, und doch preisen sich die armen Leute glücklich, wenigstens diese Schneeindustrie zu haben, die der Wind in ein paar Tagen wieder wegbläst, die der erste Frühlingssonnenschein jedenfalls in Wasser zerrinnen lassen wird.

Es ist als ob Gewerbe und Industrie förmlich zurückgeschaudert seien vor dem „eigentlichen" Westerwald, während sie am Saume desselben, in den Vorbergen überall, wenn auch nur schüchtern, hereinlugten. So haben einst stattliche Wollmanufakturen am Ostrande des Westerwaldes geblüht; die Feuersäulen der Hochöfen gruppieren sich wie zu einem Strahlendiadem rings um den Saum der Hochflächen, aber sie meiden das Hochland selber; auch

das Land der Krug- und Kannenbäcker liegt hart an der Grenze des Gebirges; reiche Silber- und Kupferbergwerke fangen just da an, wo der hohe Westerwald aufhört, während dieser nur die viel ärmere Ausbeute der Braunkohlenlager dagegen setzen kann. Die verkümmernde Westerwälder Eisenindustrie war bis auf die neueste Zeit großenteils in den Händen von Ausländern, von Engländern und Franzosen, und der arme Westerwälder mußte in fremdem Solde taglöhnern auf seinem eigensten Besitz.

Es ist ein seltsames Ding um diesen öden „eigentlichen" Westerwald.

Wenn man den Südabhang der Bergkette hinaufsteigt und bei den Bewohnern Umfrage hält, wo denn nun der „eigentliche" Westerwald beginne, so wird man immer weiter nordwärts gewiesen; hat man aber endlich den höchsten Kamm des Gebirges erreicht und steigt die nördlichen Talgesenke hinab, so weisen einen die Leute wieder nach dem Südabhang zurück. Kein Mensch will auf dem „eigentlichen" Westerwald wohnen. Und doch ist das Heimatgefühl und der Heimatstolz des echten Westerwälders mächtig genug. Auch der heimwehselige Jung Stilling war ein Westerwälder. Nur den Namen möchte man meiden. Daraus läßt sich folgern, daß der Westerwald besser sei, als sein Ruf. Und so ist es in der Tat.

In gleicher Weise verleugnen die Vogelsberger überall den Vogelsberg.

Die Rhöner dagegen, deren Gebirge einen weit glänzenderen historischen Namen hat, machen es nicht also. Dort war das Dammersfeld, jetzt berühmt durch seine Armut, einst berühmt durch seinen Bodenreichtum. Die Hoftafel der Fuldaischen Fürstäbte wurde buchstäblich fett durch seine Ergiebigkeit, denn es sollen alljährlich an dreißig Zentner der besten Butter von dort in die Hofküche gewandert sein, der saftigen Dammersfelder Rinds- und Kalbsbraten gar nicht zu gedenken. Andre herrschaftliche Domänen wurden aufgebessert mit den Überschüssen vom Ertrag der Dammersfelder Güter. Es klingt uns jetzt wie ein Märchen, wenn

wir lesen, daß Eroberungskriege (zwischen Fulda und Würzburg) um das Dammersfeld geführt worden sind, weil dieser reiche Besitz den Fürsten so verlockend in die Augen gestochen hatte. Jetzt führt man hier keine Eroberungskriege mehr, nur noch Verteidigungskriege — gegen den Hunger. Es ist aber (beiläufig bemerkt) eine für den Volkswirt höchst beherzigenswerte Tatsache, daß die Wiesen des Dammersfeldes nur so lange ihren großen Wert behaupteten, als sie in Form einer großen herrschaftlichen Schweizerei in einer Hand geeinigt bewirtschaftet wurden. „Seitdem das Dammersfeld einzeln verpachtet ist," sagt Schneider in seiner Beschreibung der Rhön, „und die den Graswuchs befördernden Schweizerpferche fehlen, ist es ein mageres, kahles Gebirge, wie seine Nachbarn."

Der Trieb zur gewerblichen Arbeit neben der landwirtschaftlichen sitzt den deutschen Gebirgsbauern im Fleisch. Und doch haben sie bisher fast überall mehr den Fluch als den Segen dieses Triebes geerntet.

Das geschichtliche Andenken erloschener Betriebsamkeit kann bei den Rhönern nur dazu beitragen, die Naivität der Armut zu brechen, und die fehlgeschlagenen Versuche mit modernen Industrieanlagen zeigen den Leuten erst recht, wie arm sie eigentlich sind. Die Fichtelberger wären auch glücklicher, wenn sie statt der magischen Feldsteine einfaches Granitgeröll auf ihren Äckern liegen sähen. Die Leute vom hohen Westerwald, deren Industriegeschichte mit dem Kapitel vom Schneeschaufeln anhebt und endigt, sind viel zufriedener. Wie es mancherlei Stand und Beruf unter den einzelnen Menschen gibt, so auch unter den Ländern. Man vermeint aber in unsrer geldgierigen Zeit, jedes Land müsse schlechterdings zu einem Industrielande gemacht werden. Im Spessart hat man's mit Bergwerken versucht, die eingestellt sind, mit Glashütten, die aufgehört haben. Geblieben aber ist den Leuten durch diese verunglückten Versuche das Bewußtsein ihrer Ohnmacht und Armut. Ja manche *ursprüngliche und natürliche* Formen des Gewerbefleißes im Lande sind durch diese Versuche mit neuen Betriebszweigen obendrein *verdrängt*

worden. Früher bereiteten sich die Leute ihre Kleider selbst, jetzt beziehen sie auswärts gefertigte Stoffe. Die vom bayerischen Ministerium im Frühjahr 1852 zur Untersuchung der dortigen Notstände ausgesendete Kommission fand nach Virchows Bericht die alte Spessarttracht aus „Beidergemang", einem braunen Zeuge eigener Fabrik von Naturwolle und Leinen, nur noch bei einem einzigen Manne. Selbst die Fußbekleidung, welche inmitten eines Walddistrikts so natürlich aus Holz sein könnte, ist überall durch lederne Schuhe ersetzt worden. Die bei einem solchen Klima zweckmäßige ursprüngliche Tracht ist dem modernen, leichten, vergänglichen Stoffe gewichen, die Bedürfnisse sind gesteigert, während sich die Nahrungsquellen bei einer zunehmenden Bevölkerung proportional verminderten. So ist es gekommen, daß die ganze Existenz dieser Bevölkerung zuletzt auf den Kartoffelbau gesetzt war.

Wir finden in diesen Gebirgen den merkwürdigen Widerspruch, daß die Leute oft einen unbestreitbaren inneren Beruf zur Gewerbstätigkeit haben, während ihnen die Lage des Landes ihre industriellen Talente, ihren Eifer zum Fluch werden läßt. Darum ist es in diesen Gegenden ganz besonders bedenklich, mit solchen neuen Industriezweigen zu experimentieren, deren Gedeihen nicht sicher vorauszusehen ist. Ein verunglückter Versuch, der im Flachland höchstens ein paar Familien auf einige Jahre zurückbringen würde, verderbt und verstimmt hier eine ganze Volksgruppe auf ein Menschenalter und darüber.

In diesen Gebirgen geht das Handwerk barfuß, hier wohnen die Naturkinder der Industrie. Ja man könnte sagen, unsre Gebirgsbauern unterscheiden sich dadurch von den Flachlandbauern, daß sie das angeborene technische Genie besitzen, welches jenen mangelt. Dasselbe Elend, welches sich bei den industriellen Dörfern des schlesischen Gebirges und des Erzgebirges in großen weltbekannten Zügen darstellt, wiederholt sich bei den Rhöner Holzschnitzern im kleinen. Die Besitzer größerer Werkstätten in den Städten und an den Landstraßen klagen nicht über Mangel an

Absatz, dagegen gehören die Holzschnitzer in den abgelegeneren Orten zu den ärmsten unter den armen Leuten. Jene arbeiten teilweise für auswärtige Abnehmer, diese aber für den beschränktesten Ortsbedarf, das heißt für Kunden, die selbst nichts haben!

Die Industrie unsrer Gebirgsbauern ist meist erst ein Kind der neuern Zeit. Am Schlusse des 16. Jahrhunderts finden wir auf dem jetzt so betriebsamen Schwarzwald noch keine Spur industrieller Arbeit. Erst die gänzliche Umwandlung der bäuerlichen Verhältnisse in der Übergangsperiode zur modernen Zeit und die landwirtschaftliche Feuer- und Eisenkur des Dreißigjährigen Krieges zwang die Gebirgsbauern zum Handwerk. Aber mit welch unglaublicher Triebkraft hat sich nun seit etwa 150 Jahren diese neue Industrie der Holzschnitzer, Uhrenmacher, Stroh- und Weidenflechter, Spitzenklöppler, Leineweber, Nagelschmiede und Besenbinder überall in die Höhe zu arbeiten gesucht! In diesem gewaltsamen Durchbruch der jüngsten Metamorphose des Gebirgsbauern zeigt sich recht, wie unzweifelhaft ihm der technische Genius von Gott und der Natur zu Lehen gegeben wurde, zum Ersatz für die immer magerer gewordenen Felder. Allein mit dieser Gabe ist zugleich ein tief tragisches Element in das Leben des Gebirgsvolkes gekommen. Das unbelohnte Ringen ganzer Bauernschaften nach Tüchtigkeit im Handwerk läßt sich wohl vergleichen mit dem fruchtlosen Abmühen so manches einzelnen begabten Geistes um eine hervorragende Stelle unter den geistigen Größen der Nation. Der lustige Senner wird allmählich zum ernsten und gesetzten Mann, wenn er sich der Schnitzbank ergibt, und in den nächsten Geschlechtern werden die Holzschnitzer im Schwarzwald auch keine „G'sätzlen" mehr neu ersinnen und singen.

Der industrielle Geist ist oft genug ein Kassandrageschenk für unsre in der Unschuld der Armut glücklich dahin lebenden Gebirgsbauern.

Auf den magern Hochflächen der Rauhen Alb zwischen Pfullingen und Urach verschlug mich vor zehn Jahren ein Hagelwetter

in ein einsam gelegenes Haus. Es sah so dürftig aus, daß es mir bangte einzutreten, bis mir — die Töne eines Klaviers aus demselben entgegenklangen. Ein kleiner barfüßiger Bube spielte das Instrument; er sah nicht aus, als ob er sich alle Tage wüsche, vielleicht aber Sonntags, Feiertags und Markttags. Ich erfuhr, daß die ganze Familie musikalisch sei; man zeigte mir in der Kammer auch noch eine kleine Hausorgel; und das Klavier und die Orgel hat der Hausvater selbst gemacht. Derselbe war aber keineswegs ein Instrumentenmacher, sondern — ein Maurer, und stand damals in Pfullingen in Arbeit. Das Klavier war kein englischer Patentflügel, aber man mußte es doch so gewiß ein Klavier nennen, als man einen Holzapfel einen Apfel nennen muß. Geben Holzäpfel keinen Most, so geben sie wenigstens Essig. Es war der drängende industrielle Geist des Gebirgsbauern gewesen, der den Maurer zu seinem Sonntagsvergnügen ein Klavier und eine Orgel hatte bauen heißen! Wer es verstünde, ein edles Reis auf solche Holzäpfelstämme zu pfropfen!

Gerade der Teil des Westerwaldes, der keine industrielle Geschichte kennt, hat eine industrielle Zukunft, weil hier die Naturschätze nicht „nesterweis" liegen, wie auf der Rhön, sondern in großen Massen und Gruppen beisammen, und weil sie eine harte, mager lohnende Betriebsamkeit, dem Charakter von Land und Leuten entsprechend, voraussetzen. Ein merkwürdiges Beispiel von raschem und segenverheißendem Aufblühen eines neuen Gewerbes erlebten wir hier in den letzten Jahren, und es zeigte sich dabei, was bei unsern Gebirgsbauern eine gut geleitete gewerbliche Aneiferung vermag, wenn sich auch nur noch ein klein Stück alten Bodens vorfindet. Es galt einen ganz eigentümlichen Industriezweig wieder zu erwecken, welcher der südwestlichen Ecke des Westerwaldes geradezu geschenkt ist durch die unerschöpflichen Lager des trefflichen plastischen Tones, aus denen man das sogenannte „steinerne Geschirr", die Mineralwasserkrüge und dergleichen, fertigt. Die sämtlichen Mineralquellen des Taunus und der Lahn hängen in diesem Stücke ab von den Westerwälder Krug-

bäckereien. Der Verbrauch ist außerordentlich. Selters und Fachingen allein brauchen jährlich über zwei Millionen Stück solcher Krüge. Bis in weite Ferne werden Westerwälder Gefäße seit alter Zeit verführt. Im Mittelalter mußten an diesen Tonlagern gelegene Gehöfte ihre Abgaben nicht in Geld, sondern in Schüsseln an den Kurfürsten von Trier zahlen. Ein ganzer Hof zahlte 600 Schüsseln und ein halber 300. Liefen die Abgaben dem Kurfürsten richtig ein, dann konnte er alljährlich einen ganz anständigen Schüsselmarkt in Trier abhalten. Aber trotz dem vielhundertjährigen Stammbaum dieses Industriezweiges ließ man ihn verkümmern bis auf die neueste Zeit. Die rohen Tonblöcke wanderten großenteils ins ferne Ausland, nach Belgien, Holland und Frankreich, um dort verarbeitet zu werden! Den Fuhrlohn, den man erhielt, die Blöcke zur Verladung an den Rhein zu schaffen, nahmen viele als den höchsten für die Gegend aus dem edlen Rohstoff zu erzielenden Gewinn. Als vor Jahren von Staats wegen eine Musteranstalt für die Verarbeitung des Tones, namentlich für die mehr künstlerische zu feineren Gefäßen, errichtet werden sollte, sträubte man sich dagegen, weil man den Frachtgewinn für die rohen Blöcke einzubüßen fürchtete!

Erst als zuletzt der rechte Mann kam und den Leuten aus dem Krugbäckerlande fast täglich ins Gewissen hinein predigte, daß nicht in der Ausfuhr des Rohstoffes, sondern in der möglichst verfeinerten Verarbeitung desselben der beste Gewinn für die Gegend liege, raffte man sich auf. Die Krugbäcker einten sich zu freien Innungen, die fröhlich gedeihen, warfen sich auf feinere, kunstmäßigere Arbeiten, die sich zusehends einen immer größeren Markt erobern, so daß man jetzt dieses Handwerk nur noch künstlerisch etwas reicher befruchten müßte, um die alte hohe Westerwälder Krugbäckerei in eine Kunstindustrie zu verwandeln, die für den Westerwald ebenso bedeutsam werden könnte, wie die Uhrenmacherei für den Schwarzwald.

Auf dem hohen Westerwald brauchen die Kirschen zwei Jahre Zeit, um reif zu werden. Im ersten Jahre nämlich wird die Frucht auf dem einen Backen rot und im folgenden auf dem andern. Mit diesem kleinen Zug hat der Volkswitz die ganze Obstkultur des Landstrichs meisterhaft gezeichnet. Man kann in runder Durchschnittssumme rechnen, daß hier auf 4000 Morgen Landes etwa drei Morgen Gartenland kommen. Dem Auge des Rheinländers macht es einen sibirischen Eindruck, daß längs der Landstraßen Ebereschen und in den Gärten wohl gar Tannen statt der Obstbäume stehen. Der Boden ist großenteils ausgezeichnet, aber der jähe Windstrom, welcher durchs ganze Jahr die kahle Hochebene fegt, läßt keinen Obstbau aufkommen, und die Nässe dieses Nebel- und Regenlandes hat selbst die edleren Getreidearten verbannt. „Nordweststurm und alter Weiber Gegreine hat nimmer ein Ende."

Das Register der vornehmsten Westerwälder Ackerpflanzen läßt sich leicht auswendig behalten: Kartoffeln, Hafer und Gerste. Gesottene Kartoffeln, Kartoffelbrot und Kartoffelbranntwein sind der tägliche Küchenzettel gar manches Haushalts. Dazu kreist Morgens, Mittags und Abends der Kaffeekessel, der hier ganz in die häuslich gemütlichen Rechte des Teekessels der Küstenländer eingetreten ist.

Man könnte den Volkscharakter unsrer Basaltgebirgsgruppe unter dem Gesichtspunkte des Kartoffelbaues darstellen, wie den rheingauischen unter dem Gesichtspunkte des Weinbaues. Die Kartoffel übt vielleicht in keinem andern Striche Deutschlands so zwingende Alleinherrschaft, wie hier. Der Brotbaum des Südsee-Insulaners und die Kartoffelstaude dieser Berge gäbe keine unpassende Parallele. Als vor zweihundert Jahren die ersten Kartoffeln auf den Westerwald kamen, hat eine Braut in dem Westerwälder Städtchen Herborn beim hochzeitlichen Kirchgang ihren Busen mit den Blüten der Kartoffel statt mit Myrten und Rosen geschmückt. So ist dieses Gewächs, das man sonst als den Erzphilister unter seinen Geschwistern ansieht, hier zu den Ehren

der Poesie gekommen. Und Westerwälder Poeten haben auch in der Tat die Kartoffel in Liedern besungen. Die erste ihrer Art, welche auf dieses blumenarme Gebirge gebracht wurde, hegte ein Apotheker als Zierpflanze und stellte das blühende Kraut in einem Blumentopfe aus.

Die edelste Sorte der Westerwälder Kartoffel, bei den Samen- und Pflanzenhändlern weitberühmt, führt den bedeutsamen Namen: „der Preis vom Westerwald". Wenn man inne wird, wie fast alle bäuerlichen Existenzen der weiten Hochfläche in dem Bau der Kartoffeln wurzeln, dann erhält die Weihe, mit der diese Pflanze hier an dem Ehrentage einer Braut eingeführt ward, wohl ihren tiefen Sinn. Dem Anbau des trügerischen Gewächses könnte hier sogar sein proletarischer Charakter genommen werden. In trockenen Jahren mißrät die Kartoffel in den angrenzenden Talgegenden, sie gedeiht dann aber umso besser auf dem wasserreichen Gebirge. Man könnte hierauf fußend die sonst nur am Orte haftende Frucht auf die Ausfuhr bauen, wenn der Blick des kleinen Westerwälder Bauern überhaupt weiter reichte, als der heimatliche Nebel zu sehen erlaubt.

Der Kartoffelbau hat aber hier nicht bloß seine Poesie, er hat auch seine herbe Prosa. Wo vorwiegend Kartoffelland ist, da ist auch Branntweinland. Dies bestätigen unsre Basaltberge. In einem Städtchen der Rhön von nur zweitausendzweihundert Einwohnern wurden in einem der letzten Jahre nach Ausweis der städtischen Akzistabelle nahe an vierhundert Eimer Branntwein getrunken. Dagegen ist zum Beispiel in Altbayern, wo Kornland vorwiegt und Kartoffeln verhältnismäßig wenig gebaut werden, das Branntweintrinken auch entsprechend selten geblieben. Im bayerischen Hochgebirge gibt es noch alte Leute, die niemals einen Schnaps getrunken haben; vor einem Menschenalter gab es dort aber auch noch Leute, die nicht wußten, wie eine Kartoffel schmeckt.

Kartoffelbau und Güterzerstückelung gehen Hand in Hand; so ist denn auch auf unsern Basaltbergen das Ackerland bis zum

äußersten Maße zerteilt. Während das Getreide und das daraus bereitete Brot in der Sitte und Redeweise des Volkes heilig gehalten wird, geht man mit der nicht minder wichtigen Kartoffel weit weniger respektvoll um. Das Volk hat eine Ahnung von dem unheimlichen Wesen, welches in unsrer Kartoffelkultur steckt. Es setzt sogar eine gute Anzahl Schimpfwörter mit der „Kartoffel" zusammen. Im Meiningischen sind die Schimpfwörter „Kartoffelkröt" und „Erdäpfelgehäukröt" gangbar; ein plumpes, dummes Gesicht nennt man überall ein „Kartoffelgesicht" und eine dicke formlose Nase eine „Kartoffelnase". Was plump und gemein ist, wird von dem Volke überhaupt gern mit der Kartoffel verglichen.

Allein trotz dieser geringen Artigkeit gegen die Kartoffel hat sich der Bauer der mitteldeutschen Gebirge völlig verrannt in den übermäßigen Kartoffelbau. Die schweren Warnungen der Hungerjahre haben dort den Anbau dieser tückischen Frucht noch keineswegs erheblich vermindert. Selbst als in den schlimmsten Jahren die Not auf der Rhön am höchsten gestiegen war, ließen sich viele Bauern nicht abhalten, mit dem Setzen von halb kranken Kartoffeln wiederholt den Versuch zu wagen. Es war nicht die bare Not, welche sie hierzu trieb. Denn auch dem Ärmsten war durch die Sammlungen und die Maßregeln der Behörden Gelegenheit gegeben, gesunde Saatkartoffeln zu erhalten. Aber die Leute hatten den Kopf verloren. Die Entsagung schlägt hier in ihrer äußersten Spitze zu unsinniger Vermessenheit um.

Der Kartoffelbau gestattet nicht nur so kleine Kleinbauern, daß zuletzt aus gar manchem ein leibhaftiger Proletarier wird; er lockt auch die großen Bauern in ein Spekulationswesen hinein, welches sonst diesem Stande ganz fern lag. In dem Notjahr 1852 gab es Landwirte am Fuße des Vogelsberges, welche fünfzig bis sechzig Stück Vieh besaßen und mehr als hundert Morgen Ackerland, also gewiß wohlhabende Leute, deren Viehstand aber förmlich ausgehungert war, weil sie, durch den möglichen großen Gewinn verlockt, vielleicht neun Zehntel ihres Gutes mit Kartoffeln bestellt hatten. Diese waren mißraten, und die reichen Leute hungerten

nun zusamt ihrem Vieh. Hätten sie nur die Hälfte ihres Kartoffellandes mit Hafer und Runkelrüben bestellt, so würden sie mit mäßigem Verlust davongekommen sein. Man sieht, es sind hier ganz eigentümliche Formen der Armut zu entdecken, die in keine der hergebrachten Gruppen passen. Der mögliche hohe Ertrag der Kartoffeln durch die Branntweinbrennereien verlockt die Bauern zu einem wirklichen Glücksspiel, sie setzen das Glück eines ganzen Jahres auf eine einzige Karte. Darin liegt ein ungeheurer moralischer Ruin.

Waren jene großen Bauern zu pfiffig gewesen, dann gibt es anderseits wieder Striche in unsern Gebirgsgegenden, wo die kleinen Bauern förmlich dumm geworden sind in ihrer Armseligkeit. Man sollte landwirtschaftliche innere Missionen hinsenden, um den Leuten die Köpfe einzuräumen — wenn's möglich ist. In einem Seitentale der Wisper, wenige Stunden nur seitab von der Weltstraße des Rheins, begehrte ich einmal Eier. Man sagte mir, es gebe keine im ganzen Dorf, weil es keine Hühner gebe, und Hühner halte man keine, weil man Gärten habe, denn die Hühner würden die Gärten verwüsten. Es ist nämlich dort Sitte, Garten und Hof ohne Zaun zu lassen, und ist den Bauern wohl seit Jahrhunderten noch niemals in den Sinn gekommen, daß man die Vorteile des Gartenbaues und der Hühnerzucht zugleich genießen könne, wenn man nur Zäune ziehe. Es wird ihnen diese Einsicht vielleicht auch in langen Jahren noch nicht kommen, obgleich ihnen die Steine zu den Mauern vor den Haustüren liegen und die Hecken nutzlos bis ins Dorf hinein wachsen. Das ist die Nachtseite der beharrenden Bauernsitte.

In den Bergen ist gar manches auf den Kopf gestellt, und die im Flachland in den Städten wohnen, merken es nicht. So blitzt es im Hochgebirg zuweilen den Berg hinauf. Ein rhönischer Frühlingspoet müßte den Mai begrüßen als die Zeit, wo die Spitzen der Berge schwarz werden, nicht grün, denn das ist des Lenzes sicherstes Wahrzeichen, wenn die Sonne den Schnee von den nackten schwarzen Basaltkuppen leckt.

Auf den öden, wasserarmen Hochflächen des Frankenjuras düngt man die Äcker mit Steinen und mäht das Heu von den Bäumen herunter; denn die Millionen der über die Äcker verstreuten kleinen Kalksteine bewahren denselben die Feuchtigkeit, und statt der Obstbäume sieht man zahllose kugelrund geschorene Lindenbäume im Feld, deren Laub beim Mangel des Grases das Viehfutter abgibt. Ist's im Flachland trocken, dann nebelt's und feuchtet's oft auf dem Westerwald, dem Vogelsberg und der Rhön, und umgekehrt. Manchmal ist droben ein Segensjahr, wenn unten ein Mißjahr war. Aber seltsamer noch ist's, daß auch Sitte und Art unsrer meisten deutschen Gebirgsbauern in wirtschaftlichem Betracht auf den Kopf gestellt erscheint. Sie sollten die durchtriebensten, die rationellsten Landwirte sein, denn die Natur schenkt ihnen nichts, und sind doch meist die verstocktesten ökonomischen Reaktionäre, und in den Tälern wohnt der landwirtschaftliche Fortschritt. Darum bleiben sie bei allem Fleiß, bei aller Entsagung doch immer im alten Elend stecken. Man zeigte mir große, freilich etwas abgelegene Ländereien auf der hohen Rhön, die trefflichen Boden haben sollen, aber doch nur alle paar Jahre einmal eine geringe Ernte bringen, weil man sie niemals düngt. Die Besitzer treiben starke Viehzucht und haben Dung genug. Aber weil es die Vorfahren nicht nötig hatten, abgelegene Äcker mit mühseliger Sorgfalt zu bebauen, tut dies der Enkel auch nicht, obgleich er es sehr wohl nötig hätte. Sein Feldbau ist noch ganz darauf berechnet, daß die Ernte wie ehedem von Hand zu Mund gehe. Auf der ganzen großen Basaltkette von der Rhön bis zur Eifel hinüber findet man's häufig noch, daß der Ackerbau schier mittelalterlich betrieben wird, während doch die Bedürfnisse modern geworden sind. Die Leute entwerfen ihren Wirtschaftsplan, als ob es noch keine Tabakspfeife, keinen Kaffee und keine Steuern gäbe, können aber doch zuletzt das eine nicht entbehren, und der andern sich nicht erwehren.

Ich nannte oben den Westerwald einen vorgeschobenen Posten Westfalens, bei welchem der Hofbauer in seinem Übergang zum

Dorfbauern stecken geblieben ist. Darum sehen wir hier fast nur Weiler, die mit allen wirtschaftlichen Nachteilen der zerstückten Dorfackerverfassung behaftet sind, ohne darum anderseits der sozialen Vorteile größerer Gemeindeverbände teilhaftig zu werden. Dies ist das Los der meisten Übergangsbildungen, daß sie wohl die einzelnen Mängel der vermittelten Gegensätze in sich vereinigen, nicht aber die Vorzüge. Selbst ein Mittelzustand zwischen der Rodung des Waldlandes und dem Anbau geklärten Bodens hat sich auf Nord- und Osthängen des Westerwaldes gleichsam flüssig erhalten. Ich meine die sogenannte Haubergwirtschaft. Man läßt Niederwaldungen von Eichen und Birken auf einen sechzehn- bis zwanzigjährigen Bestand anwachsen, treibt sie dann ab, schält den Boden mit der Hainhacke und verbrennt zur Düngung den Rasen und das kleine Reisig. In dieses neugebrochene Land, das gleichsam die ganze Jugendkraft eines Urbodens in seinem Schoße gesammelt hat, säet man dann zwei Jahre lang Frucht, um es hierauf wieder an die zwanzig Jahre ausruhen und als Waldgrund sich erfrischen zu lassen. Diese Haubergwirtschaft ist also ein fortwährendes Roden, ein von Geschlecht zu Geschlecht wiederkehrender Kampf der Ackerkultur wider die wilde Naturkraft des Waldes! Die stählende Arbeit des Neubruchs, welche sonst in alten Tagen ein für allemal zum Frommen aller Nachkommen abgetan wurde, ist hier gleichsam portionenweise für alle Jahrhunderte aufgespart.

Sowie aber der südliche Abhang des Westerwaldes eine selbständige Gewerbeblüte gewönne — und die Natur hat so vielen Anhalt dazu gegeben — würde er aufhören ein vorgeschobener Posten Westfalens zu sein. Er würde aus dem verödeten Grenzwall ein wichtiger streitiger Grenzgau werden, auf welchen niederdeutsches und mitteldeutsches Kulturleben mindestens gleichen Anspruch erheben könnten. An der Lahn und am Mittelrhein würden sich neue und bequemere Märkte für die Rohstoffe des Westerwaldes öffnen. Der Viehzüchter vom hohen Westerwald brauchte die stattlichen Herden seines Schlachtviehes nicht mehr über die

Berge und dann noch Tagemärsche weit zum Niederrhein hinabzutreiben. Es grenzt ans Fabelhafte, wie verlassen von allem industriellen Geist ein großer Teil des Südabhanges und des hohen Westerwaldes ist. Die wenigen großen Geldmänner dieser Gegend kaufen den Grundbesitz von halben Ämtern auf, wodurch der Bauer zum Taglöhner wird, während sie selber ihren Reichtum nicht einmal sonderlich vermehren. Dasselbe Geld auf Gewerbeanlagen verwandt, würde die ganze Kultur des Westerwaldes umwälzen[1]).

Die Bauern vom hohen Westerwald — und Städter gibt es hier keine — sind arm, aber sie sind reich in ihrer Sitteneinfalt. Geld brauchen sie oft nur zum Zinsen- und Steuerzahlen. Durch ihr ererbtes Ackergut stehen sie beim lieben Gott in freier Kost und Wohnung. Leute, die ihre Schuhe mit Weidengerten zusammenbinden, weil sie kein Geld haben, um eine Schnur oder ein Riemchen zu kaufen, und die dennoch durchaus nicht zum Proletariat zählen, sind hier nicht selten. Für die sozialen Irrlehren, welche die halbe Welt berücken, ist ein solches Geschlecht noch nicht geboren. Demagogische Wühlereien sind wohl an wenigen Gegenden so wirkungslos vorübergegangen wie am Westerwald. Öde und von Natur arme Gegenden sind meist in Treue fest. Mühsal und Not übernimmt Geschlecht von Geschlecht als einen Ausfluß von Gottes unerforschlichem Ratschluß. Wo das Erbrecht des Elendes so tief im historischen

[1]) Die oben geschilderten Wirtschaftszustände des Westerwaldes und der Rhön mögen sich seit dreißig Jahren im einzelnen vielfach geändert haben. Doch glaube ich, daß meinen Beobachtungen einiger Wert verbleibt, denn sie sind teils erwandert und erlebt, im eigenen Sehen und Hören an Ort und Stelle erforscht, teils den Mitteilungen landeskundiger Leute jener Gegenden entnommen. Nur in wenigen Fällen aus Büchern geschöpft, gingen sie darum desto mehr in andre Bücher über. Und sind auch viele der berichteten Tatsachen nunmehr veraltet oder, artiger gesprochen, historisch geworden, so verlieren sie dadurch doch ihre fördernde Kraft nicht für die Erkenntnis der Gesetze des Zusammenhanges von Land und Leuten (1883).

Boden wurzelt, da zweifelt man auch nicht, daß das Erbrecht des Überflusses eine historische Notwendigkeit sei. Nur wo die Armut im Gefolge der verfeinerten Sitte einzieht, wird sie empörungslustig.

Auf der Rhön kreuzen sich die Überlieferungen uralter Armut mit denen früherer Gewerbsblüte. Die historische Armut haftet dort mehr an einzelnen Tälern und Hochlagen als am ganzen Gebirg.

Schon eine Menge Ortsnamen bezeugen dann als epigrammatische Geschichtsurkunden aus grauer Vorzeit, daß von Anbeginn Armut, Öde und Düsterheit das Grundwesen solcher Striche gewesen sei: Sparbrod, Wüstensachsen, Kaltennordheim, Wildflecken, Schmalenau, Dürrhof, Dürrfeld, Todtemann, Rabenstein, Rabennest, Teufelsberg, Mordgraben u. s. w. Im Geiste der Etymologie des 18. Jahrhunderts leitete man den Namen der Rhön selbst frischweg von „rauh" ab. Bei andern deutschen Gebirgen kommt ähnliches vor, aber schwerlich sind irgendwo auf so kleinem Raum so viele schauerlich deutsame Namen zusammengedrängt. Unter den Würzburger Bischöfen findet sich auch ein Mann von der hohen Rhön: Heinrich von der Osterburg. Er soll aber seinen Hofhalt so kümmerlich ausgestattet haben, daß man ihm den Beinamen „Käs und Brot" gegeben. Wenn man heutzutage durch die hohe Rhön wandert und tagelang in den elenden Dorfschenken in der Tat noch immer keine andre Kost als Käse und Brot nebst widerlichem Kartoffelsusel auftreiben kann, dann bleibt einem dieser Bischof fortwährend in lebhaftem Andenken, und man wird versucht, ihn als das echteste Rhöner Kind zum Schutzpatron des ganzen Gebirges zu erklären.

Der kleine Westerwälder Bauer treibt nicht unbedeutende Viehzucht, aber er ißt kein Fleisch. Und wenn je an hohen Festtagen ein Stück auf seinen Tisch kommt, dann hat er es in der Stadt gekauft. Verbrechen gegen das Eigentum sind selten. Einzeln gelegene Gehöfte und Mühlen sind fast nirgends mit Mauern umgeben oder von Kettenhunden bewacht. Das Eigentum hat zu wenig allgemeinen Wert, als daß es der Mühe lohnte, zu rauben

und zu morden. Stehlen würde kostspieliger sein als Kaufen, und hier, wo Obdach so billig ist, wäre das Zuchthaus eine teure Herberge. Je höher die Bedürfnisse steigen, umso wohlfeiler erscheint gegenteils das Quartier im Zuchthause. In Paris und London sucht es bekanntlich der arme Teufel freiwillig auf, wenn ihm die gewöhnlichen Mietpreise zu hoch werden.

Die umliegenden Talbewohner schildern die hohen Westerwälder nicht selten als roh und grob. Ich habe diese Grobheit immer sehr liebenswürdig gefunden, denn sie ist eine höchst natürliche Grobheit. Man sieht nicht ab, von wo den Leuten bei ihrem Schnee, ihrem Nebel und ihren Kartoffeln die Feinheit kommen sollte. Der Schwurgerichtshof des südlichen und hohen Westerwaldes hat in manchen Jahren durchschnittlich fast nur so viele Tage nötig gehabt, um die kriminellen Folgen der Westerwälder Roheit abzuurteilen, als die Assisen der angrenzenden Rhein- und Maingegend Wochen brauchten, um mit den strafrechtlichen Früchten der dortigen Feinheit fertig zu werden.

Die Armut, wo sie von einer kargen Natur aufgedrungen wird, erhält bis zu gewissem Grade das Volk hart und kraftvoll; die Armut der Zivilisation macht das Geschlecht siech und elend. Der Westerwälder, ob er gleich wenig Fleisch isset, ist doch ein starker Mann. Die Weiber sind meist massiver von Knochen und Muskeln, als der Begriff weiblicher Schönheit verträgt. Die Wucht einer Westerwälder Faust, wenn sie Schläge austeilt, hat historischen Ruf. Jene deutschen Heerscharen, deren Blut den alten Oraniern die Freiheit der Niederlande erobern half, bestanden wohl großenteils aus Westerwäldern. Ja die alten kraftvollen oranischen Fürsten selber mögen zu den Westerwäldern gezählt werden; ihre Burg stand auf den Vorbergen unsres Gebirges, und die heimatliche Linde, worunter Wilhelm der Verschwiegene mit den holländischen Gesandten Rats gepflogen haben soll, ist ein Westerwälder Baum. Und unvergessen ist noch immer die Kunde der glorreichen oranischen Vorzeit auf dem Westerwald. Es gibt heute noch altoranisch gesinnte Westerwälder genug, denen das Herz aufgeht, wenn sie die Volks-

lieder von den Heldentaten in Holland hören. Wer sich überzeugen will, daß die Geschichte Hollands ein Stück deutscher Geschichte ist, der möge die Überlieferungen des ehemals oranischen Westerwaldes ausforschen. Holland hat ein kürzeres Gedächtnis gehabt, als das deutsche Volk. Die Linde des Oraniers auf den Vorbergen des Westerwaldes hat länger standgehalten, als die Erkenntlichkeit Niederlands gegen Deutschland.

Solange es Volksgruppen gibt, deren volle jugendliche Triebkraft noch halb im Schlummer liegt, gleich der Triebkraft ihres heimischen, vom Anbau noch nicht ausgesogenen Bodens, Volksgruppen, die noch in den Flegeljahren ihrer Kulturgeschichte stecken, wie die Westerwälder Bauern, so lange soll man noch nicht vom Ende Deutschlands reden. Wann die Mittagssonne der Zivilisation die Ebenen bereits versengt hat, dann wird von den kulturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines ungebrochenen naturfrischen Volksgeistes wie Waldesluft wieder neu belebend über sie hinwehen.

Man muß den Naturzuständen im Volksleben wieder gerecht werden und zwar nicht bloß in den Romanen, sondern auch in der wirklichen Welt. Ich möchte, daß jede Seite dieses Buches für diesen meinen Glaubensartikel predigte, und wenn das vielleicht in Einseitigkeit geschieht, dann geschieht es doch jedenfalls aus begeisterter Überzeugung. Darum nehme ich den Wald in Schutz gegen das Feld, das Land gegen die Stadt, das rohe, aber starkund frohgemute jugendliche Naturleben des Volkes gegen greisenhaft altklugen Sittenschliff; und die Politik, welche solchergestalt mit der Erkenntnis von Land und Leuten anhebt, müßte eine farben- und gestaltenreiche fröhliche Kunst und Wissenschaft werden, nicht eine dürre, graue Kathederlehre.

In den Proletariervierteln der Großstädte wohnt das sieche, hektische, absterbende Volksleben. In den abgelegenen Winkeln unsrer öden Gebirge dagegen, wo auch die armen Leute hausen, ist der Kern des Volkes noch immer kräftig und unverdorben, trotz der jahrhundertealten Geißel von Hunger, Elend und Seuchen.

Wie die Entartung unsrer verbreitetsten Nutzpflanzen nicht vom mageren Boden, sondern von den fetten Fluren ausgegangen ist und sich von da epidemisch als ein Fluch der Überkultur über alles Land verbreitet hat, so droht es auch mit der Entartung und Erkrankung des Volkslebens zu gehen. Jede Nation, die nicht mehr eine gewisse Masse rohen Naturvolkes in ihren Gesamtkreis einschließt, ist ihrem Untergange nahe. Kann sie sich aus sich selbst nicht mehr verjüngen, dann werden andre Völker über sie strömen, um sie wieder jung zu machen — aber freilich auf Kosten ihrer teuersten Besitztümer, ihres Stammes, ihrer Sprache, ihrer Sitte.

Der halbgebildete Städter dünkt sich hoch erhaben über den ungefügen, weltfremden Bauer des Gebirgs, verspottet den einfältigen Mann und merkt nicht, daß ihn derselbe seinerseits hinterdrein auslacht. Der wahrhaft Gebildete dagegen erkennt und ehrt die Naturkraft und sittliche Tüchtigkeit gerade jener vereinsamten Volksgruppen, die den härtesten Kampf ums Dasein führen und denen dieser Kampf eine stählende Schule ist, wenn sie auch sonst blutwenig geschult sein mögen. Wenn wir keine körperlich und geistig grobknochigen Altbayern und Österreicher und Pommern mehr hätten, keine querköpfigen Schwaben und Friesen und Westfalen, dann wäre der ganzen Nation eine reiche Quelle erneuernder und verjüngender Volkskraft verloren und unser Bildungssegen würde zuletzt im Fluch der Erschlaffung versinken. Aus den hungrigsten Gegenden kommen oft die fleißigsten Leute, und aus der Hütte des Alpenhirten ist schon manches Genie in die Welt ausgegangen, das durch seine frische Originalität in Kunst und Wissenschaft ganz neu befruchtend und erfrischend wirkte.

Wer den Westerwald, den Vogelsberg und die Rhön in ihrer schärfsten Eigenart beobachtet, wer den Eindruck von diesen Höhen als „dem Leib des Volksgeistes" mitnehmen will, der muß sie im Winter durchwandern, im Winter, wo der Sieg der spröden, unwirtlichen Natur hier am vollkommensten erscheint, und das Ringen und die Not des Menschendaseins am schneidendsten sich dagegen abhebt. Kein andres deutsches Gebirg von gleich mäßiger Höhe

wie der Westerwald sammelt eine solche Unmasse von Schnee auf seinem Rücken. An den Häusern, deren Strohdach auf der Wetterseite fast bis zur Erde herabgeht, wird der Schnee vom Sturm oft dergestalt zusammengefegt, daß man, von der Wetterseite kommend, einen Hügel, nicht ein Haus zu sehen glaubt. Der scharfe, weithin die Luft durchdringende Geruch des aus den Schornsteinen qualmenden Braunkohlenrauches macht, daß der Wanderer die verschneiten, in Nebel gehüllten Dörfer oft leichter auffindet, wenn er der Nase, als wenn er dem Auge nachgeht.

Der Fall, daß einer ein Dorf in der Ferne sucht, während er — auf der Wetterseite — unmittelbar vor den Häusern steht, ist in harten Wintern auf dem hohen Westerwald nichts Seltenes. Oft genug werden die niederen Hütten derart verschneit, daß den Insassen das Tageslicht ausgeht, und daß Stollen und Gewölbe durch den Schnee von einer Haustür zur andern gegraben werden müssen, um den Verkehr mit den Nachbarn wiederherzustellen. Wird der Arzt auf ein Dorf gerufen, dann muß er nicht selten vorerst Mannschaft aufbieten, die vor ihm her den Weg aufschaufelt. Würde der Wald noch in größeren Massen gehegt, dann wäre auch die Zwingherrschaft der Schneestürme zur Hälfte gebrochen.

Die vereinzelten Wälder erscheinen hier oben in ihrer schönsten Bedeutung: *als die Schutzhegen der Landeskultur, als die Wälle und Vorburgen der Gesittung.* Man fühlt da erst, was der Wald wert ist, wenn man, stundenlang vom Winde gezaust, plötzlich in seinen heiligen Frieden eintritt. Auf dem hohen Westerwalde hat man die Kirchhöfe fast überall am Waldsaume angelegt, selbst wenn man sie darum über die Gebühr vom Orte entfernen mußte. Es ruht eine dichterische Weihe auf dem Gedanken, daß die Leute ihre Toten vor dem Streit der Elemente in den schirmenden Burgfrieden des Waldes geborgen haben.

Der rheinpreußische Provinziallandtag beriet im Jahre 1852 über den reicheren Anbau der Eifel, der so viel Verwandtes mit der hier besprochenen Gebirgskette bietet. Er kam schließlich zu

dem Plan, mit Hilfe von Staatsdarlehen die Öden des Gebirges wieder in Waldland zu verwandeln. Durch Waldbau will man den Feldbau neu befruchten, durch die künstliche Rückkehr zu der besten Form der Wildnis, zum Wald, eine neue Kultur gründen. Darin liegt eine tiefgehende Symbolik auch für die Wiedergeburt des Volkslebens in diesen Gebirgen, die nicht durch das Hinzutragen einer fremden verfeinerten Gesittung zu erzielen ist, sondern durch die veredelt wieder aufgefrischten altüberlieferten Sitten und Zustände.

Der gewaltige Schneefall mit seinem Gefolge von Unfällen und Abenteuern hat für Rhön, Westerwald und Vogelsberg zu einem ganz eigenen volkstümlichen Geschichten- und Sagenkreise den reichen Stoff gegeben.

Es liegt aber eine tiefe Versöhnung mit dem Geschick in dem Umstande, daß fast alle diese Schneegeschichten, wie man sie sich hier in den Bauernstuben am Kachelofen, der „Hitze speien" muß, erzählt, einen humoristischen Grundzug haben. Der Schnee ist recht eigentlich der böse Dämon des Landes, und doch faßt ihn der Volkswitz am liebsten als den lustigen Kobold, der die Leute neckt und anführt. Über nichts wird den Fremden so viel vorgelogen und aufgeschnitten als über den ungeheuren Schnee. Es ist vorzeiten den Schwaben nachgesagt worden, daß sie den Schnee zu rösten versucht hätten, um ihn in Salz zu verwandeln. Die Rhöner und Westerwälder aber wissen das Salz im Schnee zu finden, auch ohne daß sie ihn zum Rösten auf den Ofen streuen. Münchhausens Abenteuer vom verirrten Reiter, der des Nachts sein Pferd an ein aus dem Schneefeld einsam aufragendes Kreuz bindet, und des andern Morgens bei eintretendem Tauwetter entdeckt, daß er es an das Kirchenturmkreuz eines eingeschneiten Dorfes gebunden habe, ist auf diesen Basaltbergen gewachsen und längst volkstümlich gewesen, ehe es in das Anekdotenbuch kam. Im Schnee liegt die Poesie dieser Gegenden, der liebe Gott hat sie nun einmal als Winterlandschaften angelegt, und der Schnee verleiht ihnen den Silberschein des Absonderlichen, des Roman-

tischen und Abenteuerlichen. Das ahnen die armen Leute, die in ihrer Art auch wissen, was Romantik heißt, und erzählen uns darum ihre Schneegeschichten mit demselben stolzen Behagen, mit welchem der Matrose die Fährlichkeiten des Meeres schildert, und einer will immer tiefer im Schnee gesteckt haben als der andre.

Wer aber nicht selbst zum öftern mit darin gesteckt hat, der hält gar manches für Sage, was in der Tat strenge geschichtliche Wahrheit ist. Als ich am Ende des März die höchste Spitze der Rhön, den Kreuzberg erstieg, fand ich an vielen Stellen kleine Zweige, wie von niedern Stauden aus dem Schneefeld aufragend; wagte ich's aber, mich ihnen zu nähern, dann brach ich bis an die Brust ein, und es waren stattliche Büsche gewesen, deren äußerste Wipfel nur noch zu Tag standen. Der Pater Guardian des Klosters zum heiligen Kreuz erzählte mir, daß er an ähnlichen Stellen wenige Tage vorher noch bis übers Gesicht versunken, und nur durch die angestrengteste Beihilfe seines Führers wieder herausgezogen worden sei. Und in dieser Region ist die Bevölkerung noch größtenteils auf den Ackerbau angewiesen!

Der Fuldaer Arzt Dr. Schneider erzählt in seiner Beschreibung der Rhön, daß er einst im halben März zu einem Kranken in Rengersfeld gerufen worden sei, wobei er durch das Dach in das gänzlich verschneite Haus einsteigen mußte. Bei demselben Rengersfeld, einem in schauerlicher Wildnis gelegenen Dorf, fand ich im Frühjahr die meisten Feldwege zu den nächsten Dörfern über die Höhen noch ganz unbrauchbar für Reiter oder Fuhrwerk. Auf die Schneemassen hatte es kurz vorher geregnet, und so waren die Fahrgeleise wie die Tritte der Menschen und Pferde gleichsam in Eis eingegossen, darüber aber hatte sich inzwischen wieder eine neue leichte Schneedecke gelagert. Bei jedem Schritt gerät nun selbst der Fußgänger in Gefahr, in diese verdeckten, fest ausgefrornen Geleise und Löcher zu treten und den Fuß zu verletzen, so daß ein jeder vorzieht, sich trotz dem seitab liegenden Steingeröll einen neuen Weg zu bahnen. Bei den steten Schneewehen kommt aber solchergestalt ein eigentlicher leitender Pfad gar nicht wieder zu

stande, die Gegend wird geradezu weglos, und der Wanderer muß, wie man zu sagen pflegt, lediglich seiner Nase nachgehen. An den Südabhängen vieler Berge findet man den Schnee infolge vorhergegangener warmer Tage mit einer festen spiegelglatten Eiskruste überzogen. Dies wiederholt sich in solchen Gegenden fast alljährlich; es ist der Ruin der Obstbäume wie der Wälder. Selbst das Wild geht durch diese den Frühling verkündende Metamorphose des Schnees vielfach zu Grunde. Namentlich brechen die Rehe mit ihren spitzen Klauen leicht in die Eiskruste ein, und können sich bei den manchmal viele Fuß tief locker darunter angehäuften Schneewehen nicht wieder herausarbeiten. So fand ich im Frühjahr 1845, welches durch die Eiskruste über einer gewaltigen Schneedecke den Forsten besonders verderblich geworden war, an den steilen Berghängen des Westerwaldes, als der Schnee verging, zahlreiche von den Füchsen halbaufgefressene Körper von Rehen, die unzweifelhaft auf die beschriebene Art zu Grunde gegangen waren.

Wenn aber auch die warme Frühlingssonne den Schnee oft genug nur langsam wegzuschmelzen vermag, dann ist der Frühlingsdrang der Pflanzenwelt dennoch mächtiger als der Schnee. Man sieht dann wohl den Haselstrauch in voller Blüte aus dem Schnee aufragen und seinen gelben Blütenstaub weithin über die starre weiße Fläche streuen. Ich wüßte kein deutungsvolleres Sinnbild für das gesamte Kulturleben jener Basaltgebirge als diese selbst im Schnee zur Blüte sich emporringenden Lenzesboten.

Als es mich zur Zeit der schweren Not des Nachwinters von 1852 hinaus auf die Rhön getrieben hatte zu den armen Leuten, schrieb ich unter andern folgende Sätze nieder, die hier als eine summarische Rückschau auf das bisher Gesagte eine Stelle finden mögen:

„Es lag eine dunkle Wolke auf den Bergen, und wo der Sturm das Gewölk zu zeiten zerriß, schaute ich von meiner schnee- und

eisbedeckten hohen Warte auf beschneite Bergkuppen hinab und in winterstarre Talgründe, in denen die Hütten der Dörfer ausgestreut lagen, grau und formlos, gleich den Basaltblöcken ringsumher, daß das Auge die einen von dem andern nicht zu unterscheiden vermochte.

„Ich stand auf dem Arnsberge, einem steilen Basaltkegel der Rhön, der mitten inne liegt zwischen zwei der ärmsten Striche des Gebirges, dem Dammersfeld und der Kreuzberggruppe, gleich einem Wartturme vor den Toren dieser Hofburg der Armut und des Elendes. Es war aber am 25. März dieses Jahres, am Tage Mariä Verkündigung, und drunten im Maingrunde war heute ein lauer, sonniger Frühlingstag. Heitere Menschen werden ins Freie geströmt sein, um sich an dem ersten Gezwitscher der Vögel, an den ersten Veilchen und dem blauen Himmel zu erfreuen, und nur im Hintergrund erblickten sie einen dämmernden, wogenden Nebel, der das Gebirge verhüllte. Das ist der große düstere Vorhang, der sich in jedem Frühjahr an warmen, klaren Märztagen vor der weitgedehnten Basaltkette der Rhön, des Vogelsberges und des Westerwaldes niedersenkt, und die wenigsten Talbewohner wissen, wieviel Eis und Schnee, Hunger und Kummer, Seufzer und Tränen dieser Vorhang jahraus jahrein verbergen muß. Gleich einer cyklopischen Schutzmauer schließen die drei Gebirgszüge von der Südwestspitze Türingens bis zum Siebengebirge den gesegnetsten Winkel Deutschlands, den Rheingau und den untern Maingrund, schirmend gegen Norden und Osten ab. Hier trifft der Nordsturm den armen Kartoffelbauer dreifach, damit der rheinische Weinbauer die Rebe während des kältesten Winters frei am Pfahle kann stehen lassen und sie nicht gleich dem schwäbischen Winzer mühselig loszupfählen, umzulegen und mit dem Winterbett einer Erdscholle zu decken braucht; hier werden im Sommer die übermächtigen Regenmassen zurückgehalten, damit sie den Wein auf den südlichen Rebenhängen nicht in Wasser verwandeln; es sind diese drei Bergketten zwei Dritteile des Jahres mit dem Fluch eines hochnordischen Klimas beladen, damit uns

der Rhein- und Maingrund ein Italien in Deutschland vordichten könne. In diesen Bergen und ihrem rätselhaft abenteuerlichen Widerspiel zu den umliegenden Gauen hat es die Natur mit Lapidarbuchstaben schriftlich gegeben, daß die Ungleichheit das oberste Grundrecht aller organischen Entwicklung sei.

„Frühling und Winter lagen hier so eng zusammengerückt, wie man es außerdem nur auf den Alpengebirgen des Südens finden wird. Vor drei Stunden noch hatte ich unten im Brendtale geglüht vor Sonnenhitze, daß ich kaum den Mantel ertragen konnte, während bei dem Dorf Oberweißenbrunn am Fuß des Arnsberges mein Bart bereits bereift und fest gefroren war, und hier oben auf dem Gipfel bei der eisigen Nordluft und dem fußtiefen Schnee eine plötzliche Ermattung mir trotz dem Mantel den sichern Tod des Erfrierens gebracht hätte. Der bayerische Topograph Walther erzählt von einem russischen Soldaten, der im Wonnemond erfroren ist auf diesen Bergen, die im Durchschnitt nicht viel höher liegen als die Stadt München.

„Wie die Gegensätze des Klimas, so sind auch die Gegensätze von arm und reich auf der Rhön eng zusammengerückt, denn die Bevölkerung des ganzen Gebirges ist keineswegs arm. Die Armut tritt weniger überallhin verstreut auf, wie in den meisten mitteldeutschen Gegenden, als nach Berggruppen und Talzügen ziemlich bestimmt abgesondert. Diese historische, unausrottbare Armut haftet an einzelnen Strichen, an denen auch das nordische Klima haftet. Diese sind namentlich: das Dammersfeld, die Kreuzberggruppe und die lange Rhön.

„Die Armut dieser ödesten Winkel unsrer feuchten und kalten Basaltgebirge will mit ganz anderm Maßstabe gemessen sein als die andauernde oder vorübergehende Verarmung der glücklicheren Gegenden. Sie ist hier ein uraltes Erbstück des Volkes, und der Hunger ist nicht bloß heuer, sondern in jedem Frühjahr der treueste Hausfreund. Es geht diesen Leuten wie dem Wild, wie den Vögeln, die auch im Sommer fette, im Winter magere Zeit haben. Und sie wissen's nicht besser.

„Sonst ist der Begriff der Armut schwer zu bestimmen; hier ganz leicht. Diese Naturkinder sind arm, weil sie mit ihrem Kartoffelvorrat bis zum Junius hätten reichen sollen, und haben nur bis zum Februar ausgereicht. Sie sind arm, nicht weil die Summe ihrer Bedürfnisse im Mißverhältnis stünde zu der Summe ihrer Arbeitskraft, sondern nur zu der Summe des schlechten Wetters vom vorigen Jahr. Der Himmel hat ihren Hunger größer werden lassen, als ihre Kartoffeln. Dies ist die einfachste und ursprünglichste Form der Armut. Die nationalökonomischen Wertbegriffe des Geldes und der Arbeitskraft sind hier noch nicht entdeckt.

„Die eigentümliche Erscheinungsform der naturnotwendigen passiven Armut ist als Anachronismus in unsrer Zeit stehen geblieben: die Bewohner solcher unwirtlichen, weltverlassenen Hochflächen sind heute noch die ‚armen Leute‘ des Mittelalters. So sehen wir auch den letzten Schatten der mittelalterlichen Hungersnöte über solche Gebirge streifen, während bei der gegenwärtigen Verkehrs- und Arbeitsweise eine Hungersnot im übrigen Deutschland nicht mehr möglich ist. Aber ich hörte auch auf der hohen Rhön von Geistlichen und Beamten allgemein rühmen, daß diese ‚armen Leute‘ mit einer christlichen Ergebenheit ihr Kreuz trügen, wie sie uns sonst nur von den Armen des Mittelalters, aber kaum je von denen der neueren Zeit berichtet wird.

„Ich bin auf der ganzen hohen Rhön von keinem Menschen angebettelt worden. Ich habe ganz allein, lediglich mit einem tüchtigen Eichenstock, flinken Beinen und einem frischen Wandermut bewaffnet, die weitgedehnten Wälder und die schaurig öden Hochflächen durchwandert. In der tiefen Einsamkeit bei wildem Schneesturm und bei sinkender Nacht sind mir oft seltsam zerlumpte ‚verwogene‘ Gestalten begegnet. Aber es hat mir niemand ein Leides getan. Und doch würde meine geringe Reisebarschaft für eine hungrige Rhönerfamilie ein Kapital gewesen sein, von dem sie flott hätten leben können bis zur nächsten Kartoffelernte. Erst als ich in die begünstigteren Täler der Fulda und Kinzig niederstieg, strömten mir Betteleute zu Scharen entgegen.

Hier hebt die moderne Not an, hier wird die Armut selbstbewußt, der Arme bespiegelt sich in seinem Elend, trotzt und spekuliert auf dasselbe. Es könnte einer gegenwärtig über die ganze hohe Rhön reisen, ohne den erhöhten Notstand überhaupt wahrzunehmen, während er nicht einmal im Postwagen von Fulda nach Hanau fahren kann, ohne daß ihm allenthalben das düsterste Bild der Armut entgegentritt. Neben den Bettelleuten flutet auf dieser Straße jetzt ein wahrer Strom von Auswanderern. Bei Hanau begegnete ich einem Weib aus dem Fulder Land, welches als einziges Reisegepäck ein etwa vierteljähriges Kind auf dem Arm trug! Und in dieser Verfassung hatte sie sich zu Fuß nach einem Seehafen auf den Weg gemacht!

„In den Studien unsrer Sozialisten über die Armut wird man jenen Rhöner Schlag von naiven, entsagenden Armen, die gleichsam seit ihrer Urahnen Zeit erbgesessen sind in Not und Mangel, wenig berücksichtigt finden, denn er paßt ihnen nicht ins theoretische Konzept. Aber umso erschütternder fordern gerade diese historischen, von eherner Naturgewalt niedergehaltenen Armen, die nicht trotzen und nicht aufbegehren, das menschliche Mitgefühl heraus. Im Ulstertale sah ich einen zerlumpten alten Mann, dem das Elend aus den Augen lugte. Er hatte sich an einen Rain, wo die Sonne den Schnee weggeleckt, auf dem noch halbgefrorenen Boden gelagert, um sich allem Anschein nach von den matten Morgensonnenstrahlen erwärmen zu lassen. Ich ging langsam an ihm vorüber; allein er sprach mich um keine Gabe an. Dieser silberhaarige Greis, der genug daran hatte, daß ihn die Sonne beschien, wuchs vor meinen Augen zu einer Heldengestalt von antikem Gepräge, und ist es doch höchstens nur ein verkommener Kochlöffelschnitzer gewesen.

„Auf der hohen Rhön ging es den weltverlassenen Dorfbewohnern durchaus nicht in den Kopf, daß ich lediglich aus eigenem Antrieb zur Beobachtung einer so eigentümlichen Art der Verarmung im Schneegestöber ihr rauhes Land durchwandere. Ich merkte wohl, daß sie mich zumeist für einen verkappten Regierungskommissär

ansahen. Sie ließen sich's nicht träumen, daß ihre Armut eine höchst interessante Armut sei. Städtische Proletarier wissen bereits recht gut, daß ihre Lumpen neuerdings interessant geworden sind.

„Der unverdrossene Mut der hohen Rhöner bei ihrem steten Kampf mit der feindseligen Natur ist seit alten Tagen sprichwörtlich. In einem Spruchverse, der die rhönischen Städte nach ihren besonderen Besitztümern schildert, heißt es von Bischofsheim, der Stadt der hohen Rhön, bloß, sie habe ‚den Fleiß‘. Das ist eine schöne Devise unter dem Wappenbild einer Stadt. Man sieht in den obern Rhöntälern noch Versuche von Obstbaumzucht in Lagen, wo man anderwärts längst aufhört, sich mit Schnee und Nordsturm um saure Äpfel zu raufen. In den Wäldern zwischen Dammersfeld und Kreuzberg begegnete mir in diesen Märztagen ein Mann, der mit einer Spitzhacke hinauszog, wie man sie sonst braucht, um Steine loszubröckeln. Als er mir erklärte: er wolle in entlegene Waldwiesen gehen, um die frühmorgens noch halbgefrorenen und halbverschneiten Maulwurfshügel zu zerschlagen, glaubte ich ihm nicht, und hatte verdacht, er gehe auf schlimmen Wegen. Als ich ihm aber nachgehends von einer Höhe herab lange noch zusah, wie er in der Tat die gefrornen Maulwurfshügel im Talgrunde zerschlug, schämte ich mich über mein Mißtrauen. Ich hatte keinen solchen Begriff mitgebracht von dem hoffnungslosen kummervollen Fleiß dieser armen Leute.

„Wenn die Stadtleute etwa auf einer Pfingstpartie einmal in unsre Gebirge kommen und dort die Strohdächer sehen und die mit Papier verklebten Fensterscheiben, und dazu entdecken, daß die überwiegende Mehrzahl des Volkes barfuß geht, so meinen sie häufig, sie hätten in ein ungeheures Elend geschaut. Und doch waren es vielleicht ganz glückliche, nach Landesart wohlhabende Menschen, die sie gesehen haben. Denn ein Strohdach hält wärmer als ein Ziegeldach, eine verklebte Scheibe macht eine Bauernstube immer noch hell genug, und wer barfuß geht, den drückt wenigstens kein Schuh. Im Winter und Frühjahr sieht es ganz anders aus! Allein der Kampf mit den unbändigen Naturgewalten

hat selbst für den ganz rohen gemeinen Mann unbewußt seinen Reiz, es ist das Rittertum dieser Leute, mit dem Winter und seiner Not zu kämpfen. Es kann einer so gut an Heimweh nach dieser öden, aber großartigen Winterwildnis krank werden wie ein andrer am Heimweh nach den Orangegärten Italiens.

„Ein Chronist des Mittelalters, der Zeit, wo die Rhöner ‚armen Leute' in ganz Deutschland ihre Sitze hatten, hat uns eine wunderbar ergreifende Sage überliefert von diesem Heimweh, welches sich sehnt, mutterseelenallein in der starren Wildnis zu sein. Von dem Fortsetzer des Geschichtsbuchs des Lambert von Aschaffenburg finden wir nämlich zu dem Jahre 1344 angemerkt, daß damals, wo Witterungsnot, Hunger und Seuchen in einer Weise gewütet hatten, gegen welche unsre modernen Notzustände Spielerei sind, bei Hersfeld in den Wildnissen des verödeten und entvölkerten Landes ein Knabe gefunden worden sei, den die Wölfe erzogen hätten. Er ward vor den hessischen Landgrafen geführt und lernte mit großer Mühe menschlich gehen und essen. Der Chronist aber sagt, als er sprechen gelernt, habe er den Wölfen den Vorzug vor den Menschen gegeben und sei, in der ungestillten Sehnsucht nach seiner Wildnis, am gebrochenen Herzen gestorben!"

VIII

Volksgruppen und Staatengebilde

(Geschrieben in den Jahren 1850 bis 1853)



Erstes Kapitel.

Zufallsstaaten.

Die soziale Dreiteilung Deutschlands, wie ich sie in den vorhergehenden Kapiteln gezeichnet, wird vielfach durchkreuzt von dem Staatensysteme. Wie Europa nicht zum wahren Frieden und Gedeihen kommen kann, weil die Staatengebilde nicht in Einklang zu bringen sind mit den Nationalitäten, so werden auch die inneren Zustände Deutschlands immer unbefriedigende bleiben, solange unsre Staatsgrenzen der natürlichen sozialen Gruppierung von Land und Leuten so gar stracks widersprechen. Die alten Reichskreise des Kaisers Maximilian waren schier tiefer auf die Natur der Dinge begründet als unsre heutige politische Landkarte, und jeder Versuch einer organischen Gliederung der großen deutschen Gaue wird in den meisten und Hauptzügen die Linien jener Reichskreise wieder aufsuchen müssen.

Die deutsche Landkarte zeigt eine Anzahl größerer Staaten, bei denen sich neue, fremdartige Bestandteile um einen festen alten Kern lagern, wo aber die politische Kraft so nachhaltig verschmelzend wirkte, daß das Ganze zu einer immer festeren Einheit erwächst, die zuletzt ganz natürlich und notwendig erscheinen wird. Ein solcher Staat ist vor allem die preußische Monarchie, welche durch ihre Kraft der politischen Attraktion und Assimilierung geradezu einzig in Europa dasteht. Allein auch von mittleren und kleineren deutschen Staaten gilt Ähnliches wenigstens in bescheidenerem Maßstabe. So wird niemand bestreiten, daß Fran-

ken und die Pfalz seit 1815 fortschreitend immer bayerischer geworden sind, wie die neuwürttembergischen Landesteile in derselben Zeit fortschreitend immer württembergischer.

Daneben besitzen wir aber auch Staaten und Stäätchen, die so fragmentarisch aus einem größeren Volks- und Landesgebiete herausgeschnitten wurden, daß sie gar nichts zu assimilieren haben, vielmehr bald rechts bald links zu den größeren Nachbarstaaten hinübergezogen werden. Sie entsprechen den „unechten Ständen" in der bürgerlichen Gesellschaft, den „künstlichen Städten", von denen ich oben handelte. Aus dem Widerspruch dieser willkürlichen Gebiete mit den in Natur und Geschichte begründeten Bevölkerungsgruppen entwickelt sich ein haltloses politisches Sondertum (das von den berechtigten Besonderungen unsers Volkslebens ebenso weit entfernt ist, als die geläufigen willkürlichen Rang- und Standesordnungen von einer natürlichen Gliederung der Gesellschaft), ein Sondertum, welches den lebenskräftigen Wuchs unsrer Volksstämme verkrüppelt und von der Nationaleinheit, obgleich es der Stütze der Gesamtnation eigentlich am allermeisten bedarf, immer mehr abführt.

Sicher und rasch rächt sich stets jegliche Unnatur im politischen Leben. Infolge der Länderfabrikation zuzeiten des Lüneviller Friedens, des Rheinbundes und des Wiener Kongresses, ist im Südwesten Deutschlands eine Staatengruppe entstanden, die ich in ihrer dermaligen Gestalt als „Zufallsstaaten" bezeichnen möchte. Die Diplomaten verfuhren bei der Bildung dieser Länder wie die plastische Chirurgie, welche einen Fetzen Stirnhaut herunterschneidet, um eine neue Nase daraus zu machen. Es erwies sich aber, daß die plastischen Chirurgen erfolgreicher dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen können, als die plastischen Diplomaten der Geschichte. Denn gerade diese auf mechanischem Wege ausgerundeten kleinen südwestdeutschen Staaten waren fortan die Unruhe in der Uhr der großen deutschen Bundesmaschine. Sie erhielten ihre gegenwärtige Gestalt in einer Zeit, wo die soziale und nationale Politik in den leitenden Kreisen fast ganz verschollen

war, dort oben wo nur die militärische, bureaukratische, diplomatische Politik und die Hauspolitik der Fürsten herrschte. Mehr als ein Zufall, ein strafendes Verhängnis ist es daher, daß gerade in diesen Staaten die immer noch vorschreitende soziale Zersetzung Mitteldeutschlands ihren eigentlichen Herd gefunden hat.

Ohne innere geschichtliche Notwendigkeit gerieten sie in ein stetes Schwanken; ihre politische Magnetnadel deutete heute nach Preußen, morgen nach Österreich, übermorgen schwirrte sie ziellos her und hin. Diese Staaten waren es, die den österreichisch-preußischen Dualismus so oft schon doppelt gefahrdrohend für Deutschlands Einheit und Bestand machten, weil sie nach beiden Seiten ein steter Gegenstand der Eifersucht blieben. Einigten sich die kleinen Gebiete mit den Mittelstaaten zu einem dritten Staatengebilde neben den beiden Großmächten, so wären sie dazu angetan, den alten Zwiespalt zu versöhnen. Blieben dabei auch einzelne immer noch Zufallsstaaten, ihr Bund würde kein Zufallsbund sein. Jetzt die äußeren Denkmale einer im Geiste der Nation bereits überwundenen Zerrissenheit, würden sie Grundsteine nicht zwar eines einheitlichen, aber doch eines einigen Deutschlands werden.

Schon die Natur hat dem Südwesten einen vermittelnden Einfluß auf die beiden großen Ostmächte vorgezeichnet: im Südwesten beginnt die große Wasserscheide der Nordsee und des Schwarzen Meeres; am Rhein zieht sich mitteldeutsche Bodenform ungeschieden südwärts in die oberdeutsche hinüber und ragt gen Norden tiefer als irgendwo in die niederdeutsche Ebene; der Rhein verbindet überhaupt den äußersten Süden und Norden unsers Vaterlandes (trotz aller Bergketten, die sich dazwischen drängen wollen) durch eine Naturstraße, die gen Osten keine Parallele hat; nieder-, mittel- und oberdeutsche Art schmilzt zusammen in der rheinischen, der Rhein gehört den drei Stufen deutschen Landes zumal an, indes die Donau nur ein süddeutscher Strom ist, Weser, Elbe und Oder nur mittel- und norddeutsche Flüsse.

Weil aber der deutsche Südwesten politisch zerstückt und auf-

gelöst ist, so vermögen seine Staaten nicht die Rolle zu spielen, welche ihnen von der Natur zugewiesen wurde. Das bewegliche Volk wußte wohl, rascher als andre Stämme, einen neuen Gedanken zu packen, Neues anzuregen, Altes zu zertrümmern, es verstand ganz Deutschland zu spornen und zu treiben, aber nachdem das alte salische und staufische Kaiserland zerstückelt, nachdem der Rhein, der Kaiserstrom, seit dem 14. Jahrhundert der Kurfürstenstrom geworden war, vermochten die südwestdeutschen Regierungen nicht, diesen Geist gleicherweise zu Taten der aufbauenden Politik zu führen. Zur Zeit der inneren Revolution war darum die südwestdeutsche Staatengruppe bestimmend weit über das Maß ihrer Quadratmeilen- und Einwohnerzahl hinaus; zur Zeit der innern Ruhe, wo es galt den politischen Zwiespalt der deutschen Großmächte auszugleichen und den ganzen Bund neu zu gestalten, daß er auch nach außen Achtung gebiete, verschwand urplötzlich all der herrschende Einfluß des Südwestens.

Hier zündete die Revolution des Jahres 1848 zuerst, hier ward sie sofort Sache des Gemütes, der Begeisterung. Hier ward angeregt, während der Norden und Südosten die Revolution auf der einen Seite konsolidierte, auf der andern zurückschlug. In derselben Ebene zwischen Rhein und Schwarzwald, wo vor dreihundert Jahren Hans Müller von Bulgenbach, mit rotem Mantel angetan und mit rotem Barett, die Sturmfahne der ersten deutschen Sozialrevolution erhoben hatte, führte Hecker die erste bewaffnete Schar der neuen Empörung ins Feld. Man sieht, die rote Farbe hat hier ihren historischen Boden.

In den südwestdeutschen Staaten, in Hessen, Baden, Nassau, Württemberg, wurde zuerst die Idee eines deutschen Parlaments auch von den Fürsten geltend gemacht. Der Schwerpunkt des neuerstandenen Deutschlands wurde, wenn auch nur auf kurze Frist, nach Frankfurt, dem Mittelpunkte dieser Staatengruppe, geworfen. Das Vorparlament war der Zahl nach von den Abgeordneten dieser kleinen Staaten beherrscht, noch mehr vertrat es ideell den hier webenden Geist. In seinen Beschlüssen diktierte

die südwestdeutsche Ecke — auf vier Wochen — dem ganzen Deutschland Gesetze. Die vom Parlament geschaffene Zentralgewalt wurde am raschesten und unbedingtesten von den Fürsten dieser Staaten anerkannt. Dagegen brach auch hier der Groll gegen die Reichsversammlung von demokratischer Seite zuerst in offene Empörung aus, weil das Parlament durch das Überwiegen der konservativen Männer, die aus dem Norden und Südosten herzugekommen waren, der Einbildung nicht mehr entsprach, welche sich der im Südwesten bei der Masse zum Durchbruch gekommene Geist der Revolution von einer deutschen Volksvertretung machte. Die Märzministerien hielten sich in den südwestdeutschen Staaten am längsten. Der Gedanke eines Erbkaisertums siegte durch den Bund des preußischen Nordens mit den Vertretern der südwestdeutschen Staaten. Die Reichsverfassung fand hier den entschiedensten Eingang ins Volk, und die Fürsten waren am härtesten gedrängt dieselbe anzuerkennen. Die Vereidigung auf dieselbe wurde mitunter nicht nur rasch, sondern auch voreilig vorgenommen. Der Aufstand zu Gunsten und unter dem Vorwand der Reichsverfassung gewann hier den breitesten Boden und den tiefsten Erfolg. Die Mediatisierungspläne, mit welchen man sich im Herbst 1848 in der Paulskirche trug, wurden dort zumeist aus Rücksicht auf die südwestdeutschen Staaten zurückgelegt, denn Zentralgewalt und Parlament sahen unzweifelhaft ein, daß hier ihre größte moralische Stütze sei. Auch die Demokratie fand nebenbei, daß die südwestdeutschen Kleinstaaten das eigentliche Stamm- und Erbgut der Revolution seien, und wollte denselben gleichfalls nicht wehe tun. Wenn man sich in Wien und Berlin rasch gewöhnte, das Parlament als die Sondervertretung Südwestdeutschlands im Gegensatze zu Österreich und Preußen aufzufassen, so hatte man wenigstens insofern nicht unrecht, als jenes schwankende Zwischenglied der südwestdeutschen Staatengruppe eigentlich in der schwankenden Stellung des Parlaments sich versinnbildete.

Fast alle modernen Teilungspläne Deutschlands, vom „Manuskript aus Süddeutschland“ bis zum Pentarchisten und den Phan-

tasien des Journal des Debats abwärts, spekulierten auf die zweifelhafte Lage der südwestdeutschen Staatengruppe. Eine Großmacht, welche hier Herr und Meister wäre, besäße Deutschland, denn sie könnte die österreichisch-preußische Eifersucht ausbeuten, wie der Mechaniker zwei auf- und niederziehende Gewichte als bewegende Kraft benutzt. Frankreich und Rußland haben in diesem Sinne den deutschen Südwesten immer aufs schärfste ins Auge gefaßt.

Diese Verhältnisse schreiben sich auch nicht von heute oder gestern; sie sind ein historisches Erbteil, zu welchem die ganze deutsche Reichsgeschichte seit Karl dem Großen beigesteuert hat. Von alters her war der Südwesten der empfindlichste Teil Deutschlands. Nirgends hat die deutsche Nation Verluste erlitten, die ihr so wehe getan, als das, was sie an diesen Grenzmarken eingebüßt. Was hier jetzt Grenze geworden, war einst der politische Mittelpunkt Deutschlands, aber in dem Maße als die deutsche Kaisermacht ihren Hauptsitz mehr und mehr in den Osten des Reichs hinüberzog, keilte sich im Westen eine feindliche Macht nicht nur immer tiefer ins deutsche Gebiet ein, sondern zugleich wuchs auch die Vereinzelung, der Partikularismus der ganzen Staatengruppe. Hier zersplitterten sich die reichsritterschaftlichen Gebiete in eine solche Unzahl kleiner Besitzungen, daß dadurch die Schwäche, nicht die Macht der Aristokratie verewigt wurde. Das linke Rheinufer, ein klassischer Boden der deutschen Sage und Geschichte, wie kaum ein andrer, wurde von französischem Geiste überflutet, so daß es jetzt teilweise vergleichbar ist jenen uralten Gesteinschichten, über welche sich später ein neues, fremdartiges Geschiebe gelagert hat, unter dem nur noch das Auge des Forschers das Urgestein entdecken kann. Nirgends haben die großen Religionskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts ihre trennende und zersplitternde Gewalt so scharf bekundet, als im deutschen Südwesten. Während sich anderwärts die Bekenner des alten oder neuen Glaubens nach breiten Landstrichen sonderten, ist in Baden, Württemberg, Rheinbayern, Hessen und Nassau

die äußerste Zerrissenheit eingetreten, und in buntester Reihe schieben sich die Gebiete des einen Glaubens in die des andern hinein. Hier trifft am meisten der Ausspruch von Görres, wenn er sagt, im Religiösen habe sich das alte Reich zu einem Lebermeere umgestaltet, wie es die alten griechischen Seefahrer im Norden gefunden: nicht Wasser, Land noch Luft, sondern ein dickes, geronnenes Magma von allem.

Auch in handelspolitischem Betracht lastete die gleiche Zerrissenheit auf dieser Staatengruppe. Man sollte meinen, die großartige Wasserstraße des Rheins, welche mittendurch zieht, müsse hier geeint haben; sie diente aber von alters her fast mehr zur Absperrung und Trennung der Handelsinteressen. Die alten Zollsperren des Stromes, welche den Kaufmann nötigten, am Mittelrhein seinen Weg über den Hunsrück oder durch den Einrich zu suchen, finden heute noch, wenn auch in noch so verringertem Maße, ihr Fürwort in dem Eigennutz mehrerer kleiner Uferstaaten. Sie müssen sich der Aufhebung des Rheinzolles widersetzen, denn die daraus fließende Einnahme bildet einen zu bedeutenden Posten im Staatsbudget und ist bei früheren Ländertauschen hoch genug angerechnet worden. Frankfurt, als Mittelpunkt des Handels in dieser Staatengruppe, hat in Sachen der nationalen Handelspolitik keineswegs einen Standpunkt eingenommen, welcher es in Vergleich treten ließe mit Hamburg, Bremen, Triest und andern Städten. Während Österreich, Bayern, Württemberg einerseits schon lange eine feste Stellung in Bezug auf die großen Industrie- und Handelsfragen der Zeit behaupteten, Preußen und die norddeutschen Länder anderseits nicht minder, schwankte der Kampf der Parteien in dieser Staatengruppe und namentlich in Frankfurt stets bis zur letzten Stunde. Überhaupt zeigt sich Frankfurt recht als das leibhaftige Sinnbild von den inneren Widersprüchen der Länder, deren Mittelpunkt es bildet. Auf der einen Seite strenges Festhalten am alten reichsstädtischen Herkommen und eine Bürgeraristokratie, die mitunter an die Blütezeit des mittelaltrigen Städtewesens erinnert, auf der andern blinde Hingabe

an jede Neuerung, wie sie sich von Ronges Triumphen bis zu den letzten Augenblicken der Konstituante in einer gleich mächtigen radikalen Partei verkörperte.

Jene lange Reihe immer wechselnder Ländertausche, welche im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts im Gefolge von Napoleons Siegen das Deutsche Reich auflösten, führten immer neue Umgestaltungen der staatlichen Verhältnisse Südwestdeutschlands herbei, während man erst im letzten Zug an den Norden und Osten ging. Es wäre lehrreich, in diesem Betracht eine durchgeführte Parallele zu ziehen zwischen den neuesten Krisen und jenen Agitationen, wie sie vor der Rheinbundszeit von österreichischer, preußischer und französischer Seite betreffs der südwestdeutschen Staaten veranlaßt wurden. Die Geschichte würde dann vielleicht lehren, daß unsre Politiker gegenwärtig (1853) den mittelbaren Einfluß dieser Ländergruppe, weil die einzelnen Staaten an sich nicht schwer in die Wagschale fallen, viel zu gering anschlagen, wie man auch damals erst bei der letzten Zeche inne ward, zu welcher Summe sich diese kleinen Posten zusammengezählt hatten. Die Staatengruppe, von der ich rede, bildete zwar nicht die Hauptmasse aber doch den echtesten Kern des Rheinbundes, bei dessen Stiftung Napoleon den deutschen Südwesten dem österreichischen Einflusse entziehen wollte. Aus diesen willkürlichen Umwandlungen historischer Verhältnisse erwuchs aber zuletzt die Länderkarte des Wiener Kongresses. Was man in dem Zeitalter des ärgsten politischen wie religiösen Rationalismus, wo man recht gescheit zu sein glaubte, wenn man die Geschichte recht gründlich verachtete, ausgeklügelt hatte, das diente jetzt als Grundlage zu den neuen Ländergebilden. Es liegt entweder eine tiefe Weisheit oder eine unbewußte Selbstironie in der Zusammenfügung der südwestdeutschen Länder und Provinzen. So schweißte man jedesmal mit einem liberalen Vorlande ein konservatives Hinterland zusammen: Rheinhessen an Hessen-Darmstadt, den Rheingau an Altnassau, die Pfalz zum Teil an Bayern u. s. w. Dadurch wurde die Unruhe und der innere Widerstand in dieser Staatengruppe

recht eigentlich verewigt. Ein wahrhaft ergötzliches Kunststück willkürlicher Gebietsverteilung gründete man aber in dem Mittelpunkte dieser Staatengruppe, nämlich in der Nachbarschaft der freien Stadt Frankfurt. Die Landkarte ist hier das anschaulichste Sinnbild der Willkür des Wiener Kongresses. Etwa zwanzig buntgemischte Enklaven auf einer Fläche von wenigen Quadratmeilen, darunter wirklich mikroskopische Gebietsteilchen, die selbst auf den Spezialkarten nicht mehr verzeichnet sind, da sie nicht einmal ein Dorf oder ein Gehöft, sondern höchstens einen Waldschlag oder einen Berg in sich schließen!

Wenn man die Rheinprovinz an Preußen fügte, so hatte dies einen Sinn. Ein Staat wie Preußen besitzt die Kraft, das fremdartige Rheinland zu sich herüberzuziehen; denn Preußen wird mit der Zeit ganz Norddeutschland selbst in Sitte und Lebensart ausgleichend verschmelzen. Schon seine Heerverfassung wirkt hier gar tief. Das preußische Soldatenwesen gleicht Tausende der zähesten Besonderungen im Volksleben gründlicher aus als alle Eisenbahnlinien, die durchs Land führen. Aus den entlegensten Winkeln, die kaum je ein Fremder besucht, holt es die ungehobelten Bauernburschen in die Kasernen, um dort ihre Sitten langsam, aber sicher abzuschleifen. Und diese Burschen tragen den neuen Geist in die versteckte Heimat zurück. Vielleicht bemerkt man jetzt noch nicht überall, wie gefährlich die allgemeine Wehrpflicht den Sondersitten des Volkes ist, wie förderlich also der sozialen Uniformität. Aber schon in den nächsten Menschenaltern wird man dies an allen Orten mit Händen greifen können. Die Demokratie will die stehenden Heere abschaffen im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Welche Verblendung! Im Interesse der allgemeinsten Ungleichheit, im Interesse der Rückkehr zu einem völlig mittelalterlichen Einzelleben aller einzelnen Gaue und Winkel müßte man sie abschaffen.

Kann sich aber Preußen das fremdartige Rheinland auch innerlich aneignen, dann wird dies zum Beispiel Hessen-Darmstadt mit seiner Provinz Rheinhessen kaum vermögen. Denn hier sind es ziemlich gleiche Kräfte, die sich widerstrebend gegenüberstehen.

Der Rheinhesse hing erst da recht eifersüchtig und zähe an seinen alten politischen Einrichtungen, als er darmstädtisch geworden war. Er wurde erst recht inne, welche große Freiheiten er bereits besitze, als man ihm von Darmstadt aus neue schenken wollte, er merkte nun erst, daß seine Handels- und Gewerbeinteressen ganz andre seien, als die darmstädtischen. In der Zeit der politischen Aufregung lag ihm darum die bayerische Rheinpfalz und Baden viel näher, als Darmstadt. Vor allen Dingen aber traten nun erst recht die sozialen Gegensätze zu Tage, die sich nicht ausgleichen können, weil auf keiner von beiden Seiten eine überwältigende Anziehungskraft ist. Hier eine handeltreibende Gegend, dort eine ackerbautreibende; hier ein selbständiges Bürgertum, dort fast nur Kleinstädterei und Beamtenwelt; in Rheinhessen ein städtisches Proletariat, dazu ein fast durchgängig aus den Schranken des alten Bauerntums herausgerissenes, verfeinertes und verstädteltes Volk, in Oberhessen noch vielfach der alte in sich abgeschlossene Bauernschlag.

Eine Staatengruppe, die solche Widersprüche organischen politischen Lebens und gemachter Staatskunst in sich schließt, wird immer in kritischen Zeitläuften bedeutungsvoll erscheinen. Mag das Geschick der inneren politischen Kämpfe Deutschlands sich erfüllen, wie es sei: diese südwestdeutsche Staatengruppe wird als der krankhaft erregteste, in sich zerrissenste Teil unsers Vaterlandes, wo nicht entscheidende Einflüsse üben, doch jedenfalls auf *sich üben lassen*, und schwer wird sich dabei die Unnatur rächen, daß die staatlichen Gebiete hier sich abgrenzen im geraden Widerspruch mit den natürlichen Gruppierungen von Land und Leuten.

Zweites Kapitel.

Der Partikularismus und die Großstaaten.

Man konnte oft genug wahrnehmen, daß eine deutsche Großmacht, sobald sie als Macht aufzutreten begann, sofort die Teilnahme des übrigen Deutschlands verlor; verfiel sie dagegen in Schwäche und Ohnmacht, so klammerten sich rasch wieder die „politischen Hoffnungen" an dieselbe. Es ist dies der Naturtrieb des Partikularismus, der, weil er ahnt, daß sein eigenes Staatsganze etwas Zufälliges, Willkürliches und darum Machtloses sei, auch den andern Staatengebilden das Leben absprechen möchte und überall da erschrickt und für sein innerstes Wesen zittert, wo etwas Großes, Geschlossenes und Ganzes vor seinen Augen aufsteigt. Und unwiderstehlich zieht es ihn dann, zur Ausgleichung sein Bündnis dem Schwachen zu bieten. Nur wo es der Nation an Hals und Kragen geht, da pflegt in der letzten Stunde solche Eifersucht zu weichen, daß die Herzen alles deutschen Volkes dem deutschen Staate zufallen, der das Kühnste wagt. Wollte Gott, wir erlebten's bald wieder, wie es weiland unsre Väter erlebten![1])

Nicht die Kleinstaaten als solche bedingen jene Scheu vor einer großen, tatkräftigen Politik. Kleine Staaten, sofern sie als natür-

[1]) Diese Worte, wie ich sie 1853 hier niederschrieb, haben sich im Jahre 1870 bewahrheitet.

liche Gebilde von Land und Leuten, nicht als Zufallsstaaten erschienen, würden auch ihre Stelle in der Nation erkennen, sie würden zum Mittelpunkte streben statt zum Umkreise; sie würden nicht der Hegemonie der Macht durch die Herstellung einer Gleichheit der Ohnmacht zu entrinnen suchen.

In dem Maße als in Wien im Frühjahr 1848 die Studentenwirtschaft obenauf kam, und das Regiment nach innen und außen immer haltloser wurde, wuchsen die Sympathien des Nordens und Westens für Österreich; kein Name hatte dagegen bei einem guten Teil der Konstitutionellen wie bei den Demokraten des Südens und Westens schlechteren Klang als der preußische, solange man der Politik dieses Landes Tatkraft und Entschlossenheit zutraute; erst als die Bummelei in Berlin ihre Triumphe feierte, zog die Schale der norddeutschen Macht wieder nieder auf der Wage der „öffentlichen Meinung". Es bedarf der Zuchtrute des neuen Napoleon, wie vordem des alten, um diesen bösen Geist in unserm Hause zu bannen.

Das Frankfurter Parlament, welches sich nicht auf die Macht einer der beiden Großmächte, sondern auf die Ohnmacht beider stützte, wurde so lange auf den Fittichen der Volksbegeisterung emporgehalten, als es, nur im Worte stark, die abwägende Gleichheit der eigenen Ohnmacht darstellte; sowie es zu Taten übergehen wollte, ward es ein Spielball der Parteien und ging zu Grunde. Im Worte vertrat es den deutschen Einheitsgedanken, in der Tat aber sehr häufig den nach allen Seiten gleich eifersüchtigen Trieb des Sondertums. Auf den Grund der alten Stammesunterschiede Deutschlands hätte es die wahre Einheit bauen können, aber es wird noch lange dauern, bis man naturwidriges Sondergelüste wird scheiden lernen von den naturnotwendigen Besonderungen, in Stamm und Staat sowohl wie in dem Organismus der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Sympathien eines großen Teils von Deutschland trieben zu der Idee des preußischen Erbkaisertums. Sowie dieselbe aber auf dem Punkte stand, eine Tatsache, eine Macht zu werden, zogen

sich diese Sympathien in den Schmollwinkel der Zeitungen und kleinen Landtage zurück, statt gerade dann gewappnet ins Feld zu rücken. (Es fehlte damals freilich eines — es fehlte der Kaiser!) Deutschlands Glück und Deutschlands Unglück ist dieser Instinkt des Partikularismus gewesen, je nachdem er bald an die zufälligen, bald an die notwendigen Gliederungen des Reiches sich anlehnte.

Als dem deutschen Österreich in den Jahren 1848 und 1849 von Ungarn und Italienern hart zugesetzt wurde, ließen die deutschen Demokraten nicht bloß Ungarn und Italien, nein, sie ließen gleichzeitig auch Österreich hochleben, weil ihnen dieses Österreich eben das zu sein schien, was sie haben wollten, die machtlose deutsche Großmacht. Als Preußen mit Gotha und Erfurt Versuch spielte, stand ihm eine Weile nur eine Partei zur Seite, weil die meisten glaubten, es versuche, um zu handeln; als man aber nachgerade sah, daß es vielmehr versuche, um nicht zu handeln, fielen ihm die Sympathien des Nordens und Westens wieder massenhaft zu. In dem Zeitpunkt der entschiedensten Schwäche, den die preußische Politik seit Jahr und Tag gehabt, in den letzten Wochen vor den Olmützer Konferenzen, konnte man selbst bei süddeutschen demokratischen Bauern die weitverbreitete wunderliche Sage hören, der Prinz von Preußen habe sich an die Spitze der Demokratie gestellt. Diese Leute, welche sonst nur einen angeerbten Widerwillen gegen das Preußentum hatten, hofften jetzt auf Preußen, waren begeistert für dasselbe, da doch dessen Politik eben gleich einem Rohr im Winde schwankte. Es war der dunkle Instinkt des Partikularismus, der zum sympathetischen Bunde mit der Schwäche trieb. Und war es etwa die kühne Tatkraft, welche dem Ministerium Schleinitz im Herbste 1859 so urplötzlich den Beifall von halb Deutschland gewann?

Im Frühjahr 1851, als die Schachbrettzüge der Diplomatie die natürliche Stellung der deutschen Staaten zueinander geradezu umgekehrt hatten, als Kurhessen das Baden der Österreicher zu werden schien und die Bataillone der süddeutschen Großmacht am Strande der Nordsee standen, wie ein Jahr früher die der nord-

deutschen am Fuße der Alpen, damals, als die Tat der Einigung Deutschlands dem Süden ebenso in dem österreichischen Gedanken des großen deutschen Zollbundes vorgebildet erschien, wie weiland dem Norden in der preußischen Erbkaiseridee: — damals trat die tiefgewurzelte Abneigung des Nordens und Westens gegen Österreich wieder in derselben Schroffheit hervor, wie zur Zeit des preußischen Erbkaiserplanes das Mißtrauen des Südens gegen Preußen. Selbst jener süddeutsche Argwohn, der die preußische Politik bei jedem Schritt auf dem Gelüsten der Gebietsvergrößerung zu ertappen meint, begann damals im Norden seine vollständige Parallele zu finden. Man konnte zu selbiger Zeit in den ersten norddeutschen Zeitungen österreichische Teilungspläne lesen, die denjenigen auf ein Haar ähnlich sahen, welche man kurz vorher noch Preußen untergeschoben hatte. Im Frühling 1859 handelte Österreich ohne Geschick und Glück, aber es h a n d e l t e d o c h, es bot Schach unserm tödlichen Erb- und Nationalfeind. Viele deutsche Männer fielen damals Österreich zu, obgleich sie seine innere Politik beklagten, viele andre aber wandten sich nun erst recht ab von dem handelnden Staate; sie wollten lieber noch eine Hegemonie Bonapartes in Europa, als eine Hegemonie Österreichs in Deutschland!

Es wird eben den Leuten im Norden allemal unheimlich zu Mute, wenn die Großmacht des deutschen Südens als Macht aufzutreten beginnt, und umgekehrt den Süddeutschen, wenn Preußen sich rührt; denn bei der Willkür, mit welcher ohnedies unsre Staatengrenzen abgesteckt, wäre es ja am Ende gar nichts so Abenteuerliches, wenn die alten Zufallsgebilde der meisten deutschen Staaten wieder einmal durch neue Zufälle umgewandelt und die kleinen von den großen verschlungen würden.

Als Preußen in den Dreißigerjahren durch eine große Tat der Wirtschaftspolitik, durch den Zollverein, die im Spiele mit neuen und alten Staatslehren aufgeregten Geister beschwichtigte und so das kurze Nachspiel der Juliusrevolution in Deutschland abschloß, hatte es zum Dank dafür eine gute Weile jenes gerüttelte Maß der Mißgunst hinzunehmen, welche später in vollkommener Parallele

Österreich zu teil ward, weil dieses den Abgrund einer weit größeren Revolution gleichfalls durch das entsprechend großartigere Projekt einer handelspolitischen Einigung des ganzen Deutschlands zu schließen suchte.

In Norddeutschland wollten die Leute von der Zolleinigung nichts wissen, weil ihnen der Tarif verwerflich erschien, in Mitteldeutschland aber erschien ihnen umgekehrt der Tarif verwerflich, weil sie von der Einigung nichts wissen wollten. Jahrelang hatte man Klage geführt über die neuen verschiedenen Zollgrenzen samt den mannigfaltigsten Zolltarifen, welche immer noch in Deutschland bestanden, über die zersplitterte Vertretung unsrer Handelsinteressen im Ausland, welche sich auf die ungeheure Summe von mehr als tausend Vertretern verteilt, die aber im entscheidenden Falle doch nichts Rechtes zu vertreten vermögen, und nun es endlich, wie man sagt, „an den Bindriemen ging", schauerte doch der Partikularismus wieder zurück, und wollte lieber an seinen zehn Zollgrenzen und seinen tausend Handelskonsuln festhalten, als daß er dies um den Preis aufgegeben hätte, eine deutsche Großmacht als Macht gelten zu lassen.

Die Historien von den Schrecken des Aberglaubens, mit welchen die Bevölkerung im Norden den Einmarsch der Österreicher im Jahre 1850 erwartete, bilden ein in sich vollendetes Sittengemälde. Furchtsame Leute vergruben ihr bares Geld, atmeten aber wieder auf, als sie die Truppen, mit grünen Tannenzweigen geschmückt, vorrücken sahen, weil sie diesen Schmuck für das „Friedenszeichen" jener fabelhaften deutschen Hinterwäldler hielten! Die Verwunderung über die gute Manneszucht war allgemein. Man hatte die Parallele der gegenwärtigen Zeitläufte und des Dreißigjährigen Krieges nicht bloß auf den verwandten Charakter des damaligen Kurfürsten von Sachsen mit Friedrich Wilhelm IV. ausgedehnt, sondern glaubte auch bei den heute einziehenden Österreichern gleiche Soldatenroheit suchen zu müssen, wie bei jenen Scharen der Wallonen und Kroaten, die zu Wallensteins Zeit im Norden gehaust. Man sprach von den „Kaiserlichen" mit ominöser Auffrischung dieses zwei-

hundertjährigen Parteiwortes. Der Volksglaube, daß der Dreißigjährige Krieg nicht ganz ausgefochten sei, hat in der Tat eine furchtbare innere historische Wahrheit. Man sollte sie nicht durch solche Wortspiele „berufen". (Diese Wahrheit erfüllte sich im Jahre 1866, wo König Wilhelm von Preußen, wie damals ein Dichter sang, „den Dreißigjährigen Krieg aufs Haupt geschlagen hat".)

Als die Preußen 1849 das badische Land besetzten, zog eine ähnliche Gespensterfurcht vor ihnen her, wie 1850 vor den Österreichern in Holstein. Und als sie nach anderthalb Jahren wieder abgezogen, zeigte sich's, daß gerade durch die Haltung dieser vordem im Südwesten so verschrieenen Soldaten der preußische Name dort in einer Weise populär geworden war, wie er es durch die damalige Politik des preußischen Kabinetts wahrlich nicht hatte werden können. Der gebildetere und besitzendere Mittelstand namentlich hatte jetzt erst Respekt gekriegt vor den Preußen, weil er sie jetzt erst von Angesicht geschaut hatte. Es waren Leute aus sozial zentralisierten Gauen, die man gesehen, aus einem Lande, welches noch reiche Elemente zum Wiederaufbau der Gesellschaft im konservativen Geiste besitzt, aus einem Lande, welches ein Staat ist. Dies mußte in dem sozial zerfahrenen Mitteldeutschland imponieren. Ähnlich erging es mit den Österreichern an der Nordsee. Man war überrascht von der guten Mannszucht, wo man, alten eingefleischten Vorurteilen nach, die schlechteste erwartet hatte. Ist es nicht seltsam, daß solchergestalt die deutschen Volksstämme erst auf dem Wege der Einquartierung sich kennen und schätzen lernten?

Die politischen Zustände eines Volkes kann man wohl auch aus der Ferne kennen lernen, die sozialen Zustände, die Grundlagen seines eigentlichen „Volkstums" aber nur, wenn man in Person unter dasselbe tritt. Kriegszeiten, welche die deutschen Stämme nach allen Gauen zerstreuten, waren immer nützlich für die Selbsterkenntnis unsres Volkes, und wir haben leider in den langen Friedensjahren manch gutes Stück solch gegenseitiger Kenntnis und Wertschätzung wieder verloren, welches unsre Väter

in den Tagen der Befreiungskriege teuer genug gewonnen hatten.

Es gibt viele gebildete und weitgereiste Männer im Norden, die sich einen förmlichen Ruhm daraus machen, niemals Wien gesehen zu haben, und im Süden, die stolz darauf sind, daß sie immer der Hauptstadt an der Spree aus dem Wege gegangen. Gerade die Hauptstädte der beiden deutschen Großstaaten stehen beim Volke der andern Gaue am meisten in Ungnade, und jener Spott und Groll, der sich so reichlich über Berlin und Wien ergießt, wird Städten wie Hamburg, Frankfurt, Breslau u. s. w. nicht entfernt zu teil. Als Nürnberg noch die mächtige Reichsstadt war, ergoß sich der Volkswitz hageldicht über die stolzen Nürnberger; heutzutage verspottet man keinen Nürnberger mehr, außer etwa mit altüberliefertem Stachelwort; denn mit dem Ruhme der Väter vererbt sich wohl auch ein Stücklein des Spotts, den sie hinnehmen mußten. Gleich nach Wien und Berlin kommt jetzt München als die am drittbesten gescholtene und verleumdete Stadt. Bevor München eine Kunstmetropole Deutschlands war, ein Sammelpunkt von allerlei Wissenschaft, bevor es namentlich in seinem raschen Aufblühen als ein Abbild des Aufblühens der dritten Macht unter den deutschen Staaten erschien, fiel es den Leuten im Norden und Osten gar nicht ein, so spitzig und witzig über München zu reden. Zu Neid und Eifersucht gesellt sich in all solchen Fällen die Unkenntnis. Wie wenige gebildete und besitzende Deutsche bemühen sich, das d e u t s c h e Land und Volk mit eigenen Augen zu sehen! Man reist viel, wandert aber desto weniger, und nur im Wandern ergründet man Land und Leute. Man reist den schönen Gegenden, höchstens den Kunst- und Geschichtsaltertümern nach, und vergißt darüber, dem lebendigen Leben unsres heutigen Volkes nachzureisen. Wenn der reiche Hanseate seinen Sohn ausschickt, die Welt zu sehen, so läßt er ihn nach Amerika und Australien segeln. Das ist ganz löblich; aber fein und löblich wäre es auch, ihn in das Innere Deutschlands nicht segeln und fahren, sondern wandern zu lassen. Der niederdeutsche Vergnügungsreisende geht

in der Regel in den Harz, den Thüringerwald, die Sächsische Schweiz; ist er bis Frankfurt oder Heidelberg gekommen, so war er schon hoch im Süden. Noch viel seltener geht der echte Oberdeutsche aus freien Stücken gen Norden. Auf hundert Bayern, die nach Italien ausfliegen, kommen schwerlich fünf, die zu unsern nordischen Meeresküsten ziehen, und unter diesen fünfen findet sich selten nur ein einziger, der neben den Städten auch das niederdeutsche Land eines genaueren Blickes würdigt. Wenn nun die Reichen und Gebildeten überall so wenig von deutschem Land und Volk gesehen haben, wie soll man von der großen Masse Besseres erwarten! Und doch erwächst das rechte, neidlose Gemeinbewußtsein einer Nation immer nur aus jener gegenseitigen Erkenntnis aller Glieder, welche die Liebe erzeugt.

Es ist höchst bezeichnend, daß in der neueren Zeit die Stockpreußen — namentlich die Pommern — und die Stocköſterreicher für die deutschen Böotier gelten, während der ältere Volkswitz etwa die Schwaben als solche ansah. In ihrer Furcht vor der Machtentfaltung der beiden deutschen Großmächte bleibt die landläufige Volksmeinung sich selber so treu, daß sie zu all dem Dualismus derselben hier sogar einen Dualismus der Dummheit herausgefunden hat. Es ist der Selbsterhaltungstrieb des politischen Sondertums und der gesellschaftlichen Verwaschenheit unsrer mitteldeutschen Zustände, der sich aus dem gediegeneren Volkstum der Großmächte die Zerrbilder der deutschen Böotier herausgreift, um auch mit den Waffen des Humors und der Satire seinen Todfeinden zu Leibe zu gehen. Wurzelt nicht vielleicht gleicherweise die Sage, welche die Schwaben zu den deutschen Böotieren macht, in jener Hohenstaufischen Zeit, wo Schwaben die deutsche Großmacht war? So hat man in neuester Zeit auch den Bayern die Ehre angetan, sie als Böotier dieses Schlages fort und fort zu verspotten, eben weil noch Natur in der überwiegenden Masse des altbayerischen Volkes ist, weil hier eine Eigenart, Kraft und Geschlossenheit der sozialen Zustände des gemeinen Mannes besteht, wobei es den über den gleichen Kamm geschorenen Bildungsmenschen unheimlich

zu Mute wird. Allein sie sollten nur kommen und sehen, um jenes Grauen zu verlieren, welches uns so leicht befällt, wenn wir die Dinge im Dämmerlichte des Halbwissens von fernher an unserm Auge vorüberhuschen lassen.

Was kurzsichtige Staatsmänner seit Jahr und Tag in den deutschen Großstaaten gesündigt, das büßen jetzt die Völker, das büßt der gesamte Staatenorganismus Deutschlands. Die Erbitterung über politische Systeme verkehrt sich in einen Groll auf Stämme und Städte. Es ist eine eigene Sache um den Aberglauben der Völker wie der Einzelnen. Er ist oft zehnmal zäher als die vernünftige Überzeugung. Nicht bloß für heute und morgen, sondern für Jahrzehnte werden Österreichs wie Preußens Staatsmänner herzhaft zu arbeiten haben, wenn sie einzig nur jenes historisch gewordene Mißtrauen der andern deutschen Volksstämme wegschaffen wollen, welches sich auf die beiden Großstaaten als solche geworfen hat, genährt durch die Verwechselung jener langen Kette von Mißgriffen des zeitweiligen politischen Regiments mit der gesamten politischen Entwicklungsfähigkeit, wohl gar dem *gesamten Volkstum* dieser Länder.

Drittes Kapitel.

Die Kleinstaaterei und die natürlichen Besonderungen des Volkstumes.

Im 18. Jahrhundert gab es bekanntlich zehnmal so viel kleine Staaten in Deutschland als gegenwärtig. Die äußerliche Lächerlichkeit und Nichtigkeit von gar zu winzigen Herrschaftsgebietchen trat dazumal wohl drastischer hervor und ist auch in Spott und Ernst genügend geschildert worden, allein die Unnatur der Kleinstaaterei im großen und ganzen empfand man durchaus nicht in dem Maße wie heutzutage. Diese Unnatur war aber damals auch gar nicht in so hohem Grade vorhanden. Die kleinen Staaten bescheideten sich in ihren Ansprüchen. Man verlangte nicht, daß sich die Bürger einer jeden Reichsgrafschaft als selbständiges reichsgräfliches Volk fühlen sollten, daß sie durchdrungen sein sollten von einem aparten reichsgräflichen Nationalbewußtsein. An die Forderung einer solchen idealen Loyalität dachte kein Mensch. Jetzt denkt man daran auch in dem kleinsten deutschen Ländchen. Man fingiert in höheren und höchsten Kreisen ein „Volk" (wohl gar einen „Stamm") der Waldecker, Sachsen-Koburger, Hessen-Homburger, Reuß-Greizer u. s. w., da doch solche Völker und Stämme gar nie bestanden. Es gibt freilich deutsche Staaten, bei welchen ein eigener Volksstamm den Kern auch noch der heutigen Bevölkerungsmasse bildet, wie bei Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover, Württemberg u. s. w., allein bei allen Kleinstaaten handelt es sich nur um das Untertanenverhältnis von Bruchstücken größerer Volksgruppen zu einem, allerdings historisch berechtigten, Fürstenhause.

Ich bin weit entfernt, die wichtigen Dienste zu verkennen, welche unsre kleinen Staaten der Nation geleistet haben. Nachdem die alte deutsche Kaisermacht zerfallen, nachdem Deutschland im Dreißigjährigen Krieg eine Wüste geworden war, mußte sich unser Volk erst im kleinen und einzelnen wieder eine unendlich mannigfaltige Kultur erbauen. Und diese individuellste Kulturpflege fand in den kleinen Staaten oft eine günstigere Stätte als in den großen. Wer die Geschichte der inneren Erhebung Deutschlands im 18. Jahrhundert vorurteilsfrei schreibt, der wird so manchen Kleinstaates, so mancher kleinen Residenzstadt dabei gar oft in Ehren gedenken müssen. Wir wuchsen aus dem Kleinen empor, wir wuchsen langsam, aber jene tief nachhaltige Kraft deutschen Wesens, welche in seiner Vielseitigkeit gründet, wurde doch dadurch bewahrt und gehoben, bis sie sich zuletzt auch im großen läutern und bewähren konnte.

Diese auch heute noch fortwirkende individuellste Kulturpflege des Kleinstaates aber hat nichts gemein mit dem törichten Beginnen, den kleinen Staat in innerer und äußerer Politik zu den Formen und Ansprüchen eines großen Staates aufzublasen.

Nicht die Existenz der Kleinstaaten an sich ist vom Übel, wohl aber, daß sie ganz ebenso regiert und angesehen werden sollten und wollten wie die großen.

Ich will diesen Widerspruch der Maße in den politischen Einrichtungen unsrer Kleinstaaten mit den Maßen von Land und Leuten an einem Exempel nachweisen. Es bedarf dazu einiger ins kleine gearbeiteten Sittenmalerei, und ich greife darum denjenigen Kleinstaat heraus, dessen Zustände ich gleichsam unter der Lupe zu betrachten Gelegenheit hatte, meine Geburtsheimat Nassau. Die hier geschilderten Verhältnisse wiederholen sich wesentlich in allen deutschen Kleinstaaten. Sie sind überhaupt charakteristisch für das *mittelgebirgige Deutschland*.

Wenn man die Geschichtsbücher des gedachten Landes nachliest und wahrnimmt, welche naturgemäß einfache Verwaltung gerade zu der Zeit herrschte, wo sich sein gegenwärtiger Umfang noch in

eine große Anzahl kleinerer Herrschaften abteilte, wo also die Kleinstaaterei ihre höchste Blüte erreicht hatte — dann begreift man erst, daß diese politische Kleinwirtschaft in der Tat vordem ihr Recht haben und höchst bestechende Vorzüge entfalten konnte. Ich will gar nicht der Zeit gedenken — ob sie gleich erst drei Jahrhunderte hinter uns liegt — wo die Landesfürsten von Burg zu Burg zogen, um solchergestalt eine wandernde Regierung in Person auszuüben und jedenfalls dadurch viel an Schreibereien, an Referenten, an Expeditions- und Registraturpersonal ersparten, während der Hofkaplan die Stelle eines Kanzlers und Schreibers zugleich versah, und also ein ganzes Ministerium vom Präsidenten bis zum letzten Kanzlisten abwärts in einer Person darstellte. Von diesen Zeiten, wo der Kleinstaat wie das Musterbild des einfachsten und natürlichsten Staatswesens erscheint, will ich, wie gesagt, nicht reden. Ich erinnere vielmehr nur an das 17. und 18. Jahrhundert. Damals gab es in den nassauischen Landen bloß ein Hofgericht als oberstes Justizkollegium, eine Kammer als oberste Verwaltungsbehörde und einen Kirchenrat zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kam noch als höchstes Kollegium die Landesregierung hinzu. Dabei beschränkte sich die Zahl des höheren Beamtenpersonals, der Präsidenten, Direktoren, Assessoren u. s. w. so viel als möglich, das heißt in der Regel auf einen Mann. Bei einer so eingerichteten Regierung hing natürlich das meiste von dem persönlichen Ermessen des Einzelnen ab, man verfuhr patriarchalisch-absolutistisch. Der Fürst forderte von seinem Volke das einfache, strenge Untertanenverhältnis. An den nassauischen Höfen hatte die Lebensweise eines begüterten Privatmannes geherrscht und zwischen dem Bürger und dem Fürsten meist eine ganz vertraute persönliche Beziehung stattgefunden, deren sich mancher Altnassauer noch freundlich erinnert und die sich für ein kleines Land ganz wohl schickt, wo sich die ganze Bevölkerung gegenseitig genauer kennt, als in einer großen Stadt die Bewohner eines einzelnen Viertels. Von einer Volksvertretung bestand in den nassauischen Landen in dem ganzen großen Zeitraum, seit

die freien Männer zum letzten Male auf den uralten Malstätten getagt hatten, bis zum Jahre 1817 keine Spur. Nur im Rheingau hatte sich der alte Landtag, welcher auf einer Rheininsel zusammenkam, bis ins 16. Jahrhundert erhalten. Man scheint aber auch dieses Gegengewicht gegen die Fürstengewalt früher umsoweniger vermißt zu haben, da der Einfluß der überaus zahlreichen adligen Grundherren ein sehr bedeutender war und die Fürstengewalt weit mehr als anderwärts in Schranken hielt. Auch dies war eine naturgemäße Folge jener alten, weiland berechtigten Kleinstaaterei, denn die faktische Machtvollkommenheit des kleinen Fürsten ragte nicht allzuweit über die des großen Grundherrn hinaus. Als man nun nach der napoleonischen Zeit die Kleinstaaten in gleicher Art wie die großen Reiche einzurichten begann, mußte natürlich auch eine vollständige Volksvertretung geschaffen werden. Bei fast allen deutschen Kleinstaaten sind aber von vornherein gar nicht einmal alle *sozialen* Elemente zu einer vollständigen Volksvertretung vorhanden — weil es nämlich an einem *Volke* fehlte; denn nicht jede beliebige Summe von Menschen ist ein Volk. Eine unabhängige grundbesitzende Aristokratie mangelt allen den kleinen Ländchen oder sie beschränkt sich auf zwei bis drei Leute. Aus dem Bürgertume findet sich meist nur der Kleinbürger vor, da die größeren Städte fehlen, während unsre republikanischen Kleinstaaten, die freien Städte, keine entsprechende Landbevölkerung haben. Eine Volksgruppe aber, welche nur Fragmente der bürgerlichen Gesellschaft in sich schließt, ist auch nur befähigt zur Repräsentation vereinzelter Interessen, nicht aber zu einer Vertretung „des Volkes". Denn „das Volk" muß die ganze Gesellschaft in sich umfassen.

Nirgends zeigt sich aber die schwache Seite der Kleinstaaten schroffer als bei den Abgeordnetenkammern, die von Haus aus auf ein größeres Land, auf eine vollgültige Volkspersönlichkeit berechnet sind. Nassau zählte nach dem Wahlgesetz von 1848 einundvierzig Landtagsabgeordnete. Würde etwa Frankreich nach derselben Proportion seine Volksvertretung wählen, so müßte es ungefähr vierthalbtausend Abgeordnete zur Nationalversammlung

schicken! Es ergibt sich daraus, daß die Volksvertretung mit der zunehmenden Kleinheit des Staates in steigender Progression teurer wird. Die nassauische Volkskammer hat im Jahr 1848 zwölftausend Gulden allein für den Druck ihrer Protokolle verausgabt, während sich die Gesamtsumme der Staatseinnahmen nur auf einige Millionen Gulden beläuft. Dazu kommt aber, daß die Zahl von einundvierzig Abgeordneten, trotzdem daß in einem so kleinen Lande eine eigentlich soziale Vertretung des „Volks" gar nicht stattfinden kann, doch eigentlich noch viel zu niedrig ist. Denn um das rechte Maß für eine Volksvertretung zu finden, muß man nicht sowohl das Zahlenverhältnis der Vertretenden zu den Vertretenen in Betracht ziehen, als vielmehr darauf sehen, daß die Versammlung groß genug werde, um den Charakter einer Volksrepräsentation überhaupt zu erlangen, welche alle wesentlichen Elemente des Volkes im Auszug in sich schließen soll. Da man aber bei dem Glücksspiel der Wahlen auf zehn taube Nüsse höchstens eine zählen kann, welche einen Kern enthält, und erst in einer größeren Zahl von Gewählten die Zufälligkeiten der einzelnen Wahlakte sich ausgleichen, so sind vierzig Männer ebenso gewiß nicht zureichend, um ein trotz aller Wahlzufälle doch sicheres Abbild aller Hauptgruppen eines Völkchens von vierhunderttausend Köpfen darzustellen, als etwa fünf- bis sechshundert vollkommen genügen, um vierzig Millionen zu vertreten. Diesen Mißstand der Volksvertretungen in kleinen Staaten hat man auch sofort herausgefühlt, und als im Jahre 1849 Stimmen sich erhoben, welche forderten, daß man mit der Mediatisierung der Einzelkammern in den Kleinstaaten das Werk der deutschen Einigung beginne, fanden diese Stimmen ein lautes Echo in den Kleinstaaten und zwar nicht bloß bei den Reaktionären und Absolutisten. Freilich würde die Mediatisierung der Kammern dann auch zur Mediatisierung der Ministerien führen müssen — und so weiter!

Die kleinen deutschen Länder haben sich notgedrungen Verfassungen gegeben, welche ihrem ganzen Wesen nach auf größere Staaten berechnet sind. Unsre Kleinstaaten nehmen sich aus

wie eine Kompanie Soldaten, der man einen auf ein ganzes Armeekorps eingerichteten Generalstab vorgesetzt hat. Solange die Regierung und Verwaltung der Ländchen ganz bescheiden aus ihren geschichtlichen Verhältnissen hervorwuchs, wie es meist bis zum Jahr 1816 gewesen, kannte man den Begriff der Kleinstaaterei gar nicht, er drängte sich erst auf, als man den Staaten von ein paarmal hunderttausend Einwohnern den vollständigen Abklatsch einer für England, Frankreich oder meinetwegen auch für Rußland bestimmten Verfassungs- und Verwaltungsform geben zu müssen glaubte. Denn der kleinste Staat ist kein „Kleinstaat", solange der Verwaltungsaufwand zu dem Verwalteten, solange die beanspruchten politischen Rechte zu den politischen Leistungen im richtigen Verhältnis stehen. Es kann sogar ein großer Staat zur Kleinstaaterei herabsinken, wenn er mehr zu sein sich anmaßt, als er wirklich sein kann.

Die Verfassung des Nassauer Landes vom Jahr 1814 und namentlich die Verwaltungsorganisation galt in den Zwanzigerjahren für musterhaft. Sie war in der Tat ein Musterbild, aber in dem Wortsinn des toten Modells, welches nach abstrakten Lehrsätzen entworfen ist, im Gegensatze zu dem lebendigen Leibe. Man hätte glauben sollen, damals, als noch der Hofkaplan das ganze nassauische Ministerium vorstellte, müsse die Verwaltung viel zentralisierter gewesen sein, als nunmehr, wo sie an ein ganzes Regiment von Behörden und Unterbehörden überging. Es war aber gerade umgekehrt. Es gab wohl keine deutsche Verfassung, welche den Grundsatz der Zentralisierung so folgerichtig durchgebildet, welche jede freie Bewegung der vielen im Staatsleben ineinandergreifenden sozialen und politischen Mächte so vollständig in der obersten Regierungsgewalt hatte binden und aufgehen lassen als jene nassauische. Bekannt ist die humoristische Klage, die der Freiherr von Stein in seinen Briefen an Gagern darüber erhebt, daß nicht einmal die einzelnen Gemeinden ihre Faselstiere nach eigenem Ermessen sich ankaufen dürften: auch dies war Sache der Regierung; sie kaufte die Ochsen für das ganze Land. Und wie

mit den Faselstieren, so ging es mit allen andern Dingen, mit Kirche und Schule, Handel, Gewerbe und Ackerbau, Gemeindewesen, Medizinalverwaltung, Forstkultur, alles wurde von der Regierung vorsorglich angeordnet, über alle technischen Angelegenheiten entschieden fast nur Juristen; das Haus- und Staatsministerium vereinigte alle Zweige ministerieller Wirksamkeit in einem Bureau.

Man ging so weit in der Zentralisation, daß man sich fürchtete, studierte Finanzmänner und Kameralisten in Staatsdienst zu nehmen, weil es für einen der obersten Grundsätze der Staatsweisheit galt, daß auch die ökonomischen Fragen nur durch die Hände von Männern der Schreibstube oder von Juristen gehen dürften. Man glaubte, daß durch das Eindringen der „Techniker" die rechte disziplinarische Uniformität der Schreibstube gestört würde, und in letzterer hatte man es in der Tat in den meisten kleinen Staaten zu einer musterhaften Einheit gebracht. Es ist zum Beispiel in Nassau vorgekommen, daß ein Beamter in seinem Bericht an eine vorgesetzte Behörde den „Submissionsstrich" zwischen dem Text und seiner Namensunterschrift weggelassen hatte, worauf demselben die Weisung zuging, in Zukunft den Submissionsstrich nicht wieder zu vergessen. Der Beamte hatte Humor genug, der Behörde ein ganzes Buch Papier voll großer Submissionsstriche einzusenden, mit der gehorsamsten Bitte, sich hievon, falls er den Strich wieder vergessen sollte, einen solchen auszuwählen; und die sittengeschichtlich denkwürdige Komödie endigte mit einer Geldstrafe für den allzu humoristischen Beamten.

Preußen verfolgte in jener Zeit eine ganz ähnliche bureaukratische Zentralisation, und am Ende ist man in den kleinen „Musterstaaten" noch vielfach freisinniger dabei zu Werke gegangen als in Preußen. Allein Preußen erfüllte in dieser Blütezeit der Bureaukratie einen großen historischen Beruf, es schaffte reines Feld, es half die letzten Reste der abgestorbenen mittelalterlichen Gesellschaft zertrümmern; es brachte strenge Ordnung in den Staatshaushalt, es bereitete der Zukunft des gesamten deutschen Verfassungs-

lebens neue Bahnen vor, es leitete die soziale Zentralisation des ganzen deutschen Nordens ein. In Nassau dagegen reichte die ganze Macht des neuen bureaukratischen Regiments nicht einmal hin, um das Sondertum der einzelnen kleinen Landstriche in dem kleinen Sonderstaat zu brechen.

Die nassauischen Länder waren damals binnen fünfundzwanzig Jahren so häufig in ihrem Bestand geändert worden, daß wirklich ein gutes Gedächtnis und keine geringen statistischen und geographischen Kenntnisse dazu gehörten, um genau anzugeben, welche Gebietsteile seit einem Menschenalter nassauisch gewesen und geworden waren. Als im Jahr 1816 das Herzogtum zu seiner jetzigen Gestalt abgerundet wurde, nahm es nicht nur fremdartige Bestandteile in seinen Verband auf, sondern es wurden in demselben Maße altnassauische durch Jahrhunderte engverbundene Landstriche auch wiederum abgeschnitten. So fiel zum Beispiel das Siegener Land und der sogenannte Hüttenberg an Preußen, wo heute noch ein großer Teil der Bevölkerung viel besser nassauisch gesinnt ist, als in den Nassau zugeteilten kurmainzischen und kurtrierischen Gebietsteilen. Die Schicksale der nassau-oranischen Regentenfamilie, als dieselbe ihre deutschen Stammlande verlor, gingen den Alt-Oraniern im Dillenburgischen und Siegenschen tief zu Herzen, und der Anfall an die weilburgische Linie ist von vielen damals wohl gar als ein Landesunglück betrachtet worden! Es ist darum eben geradezu unmöglich, eine Geschichte des Herzogtums Nassau als „nassauische Geschichte" zu schreiben. Es gibt überhaupt nur eine nassau-dietzische, nassau-weilburgische, nassau-usingische u. s. w. Geschichte, keine nassauische; wiederum ist etwa die Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Bolanden in der bayerischen Rheinpfalz, der Grafschaft Saarbrücken u. s. w. für die Geschichte Nassaus wichtiger, als die des jetzt zu Nassau gehörenden Rheingaues. Ein gutes Teil ihrer Geschichte haben die Nassauer auch in den Niederlanden, ja wohl gar ein Zipfelchen derselben in Südfrankreich zu suchen, und so liegt ein großes Bruchstück ihrer historischen Erinnerungen in der Tat in partibus infidelium. Wie kann man

da von einem „nassauischen Volkstum“ sprechen! Dies eben sollte nun gleichsam mit Tinte und Feder hergestellt werden, indem man aus dem diplomatischen Flickwerk des neuen nassauischen Gesamtstaates durch die straffste Verwaltung ein ganzes Stück Zeug machen wollte. Man tilgte aber auf diesem Wege viele berechtigte Besonderungen im Volksleben weg und kam doch nicht zu dem erstrebten höheren Ganzen.

So viele Ämter jetzt das Herzogtum zählt, aus fast ebensovieler Herren Ländern war es im Lauf der Zeiten zusammengesetzt. Es spaltet sich in eine katholische und in eine protestantische Hälfte, und zwar ist in den strengprotestantischen Landesteilen das Andenken an ein altes patriarchalisches Fürstenregiment noch ebenso lebendig, als in den strengkatholischen an die ehemalige priesterliche Herrschaft von Kurmainz und Kurtrier. Dazwischen liegen wieder kleinere Striche, wo im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts fast von Geschlecht zu Geschlecht der Glaube gewechselt wurde, nach dem Grundsatze, daß dessen der Glaube sei, dem der Herrscherstab. Wollte einer eine Konfessionenkarte dieser zweiundachtzig Quadratmeilen entwerfen, sie würde ebenso buntscheckig ausfallen, ebenso bespritzt mit zerstreuten Einzelteilchen, wie die geognostische Karte des Landes, welcher an zerrissener Mannigfaltigkeit auf so kleinem Raum kaum eine gleichkommt.

Ebenso bunt nehmen sich die sozialen Zustände aus, und doch kann man nicht einmal sagen, daß hier alle berechtigten und notwendigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft vollständig vertreten seien.

Ein armer, aber bedürfnisloser Bauernschlag, nach der Urväter Weise mehr in Gruppen von Gehöften als in geschlossenen Dörfern wohnend, bevölkert den hohen Westerwald; ein aristokratischer, auf den geschlossenen Besitz stolzer Bauernstand teilweise die Mainebene und die obere Lahn; ein furchtbar verkommenes, an Schlesien und Irland gemahnendes Bauernproletariat hat auf dem östlichen Taunus seine Spitze, wo der magere Boden die wenigen Bewohner nicht ernähren kann, wo verunglückte Industriespekulationen

ganze Gemeinden an den Bettelstab gebracht haben, und in den elenden Hütten nicht selten ein Haufen Laub die Stelle des Bettes vertritt; ein städtisches Proletariat, welches sonst beinahe fehlte, hat die frühere Regierung in wahrhaft fabelhafter Verblendung nach der Hauptstadt gepflanzt, indem sie hier den verkommenen Leuten aus aller Herren Ländern eine förmliche Freistätte öffnete, und mit dem Zuschub einer besitzlosen Menschenmenge ein großes nationalökonomisches Kunststück vollführt zu haben glaubte. Der Rheingau zeigt uns in dritter Abstufung das Proletariat der Winzer, welche auf das Glückspiel des Weinhandels wetten müssen und ein Jahr im Überfluß schwelgen, um sechs Jahre am Hungertuch zu nagen; daneben aber auch die Geldaristokratie großer Kapitalisten, welche die besten Weinlagen in festen Händen halten und zuwarten können, bis auf lange Fehljahre zuletzt die überreich entschädigenden Glücksjahre folgen. Dazu gesellt sich in den mittleren Teilen des Landes ein halb wohlstehender, halb dürftiger Bauernstand, der noch schwankt zwischen den alten Überlieferungen des Bauernmajorats und moderner Güterzersplitterung. Die zahlreichen kleinen Städte sind größtenteils mit einer Bevölkerung angefüllt, welche Ackerbau und Gewerbe zugleich treibt, und dadurch in keinem von beiden zu was Rechtem kommt. Die Badeorte umgeben sich im Sommer mit dem trügerischen Schein des großstädtischen Lebens, während sie doch eigentlich in jedem Betracht ebenso arme Landstädtchen sind wie die übrigen. Ein paar Orte haben auch den Anschein, als ob sie Handel trieben, indes dies doch bei der Konkurrenz der großen Nachbarstädte und der Dürftigkeit der Verkehrsmittel im Innern des Landes ebensowenig bedeuten will, als die Scheinindustrie der handwerkenden Bauern. Endlich kommt eine wachsende Großindustrie des Berg- und Hüttenwesens hinzu, deren beste Besitztümer jedoch in fremden Händen sind. So gewahren wir hunderterlei Proben von diesem und jenem, von allen Elementen eines größeren Staates ein bißchen, von keinem etwas Rechtes.

Wir finden ganz jene Mischung und jenes Maß der sozialen Elemente, wie es in Mitteldeutschland die Auflösung der Gesell-

schaft bedingte, und bei der Ohnmacht und Zersplitterung der natürlichen Stände treten dann auch hier die „unechten Stände", namentlich ein kastenmäßig abgeschlossenes Beamtentum, statt eines selbständigen unabhängigen Bürgerstandes, und ein machtloser Hof- und Titularadel, statt der grundbesitzenden Aristokratie in den Vordergrund.

Unter den dreißig Städtchen des Nassauer Landes sind fast die Hälfte in früherer Zeit fürstliche und gräfliche Residenzen gewesen, nicht nur mit Hofhaltungen, sondern auch mit Regierungskollegien ausgestattet. Die Erinnerung an diese Zeit ist noch nicht ganz erloschen, und wenn es auch nur die verfallenen Schlösser und die verwitterten öffentlichen Gebäude wären, deren täglicher Anblick dieselbe wach erhält, und die diesen Städtchen in der Tat den äußeren Anschein von etwas Größerem geben, als sie wirklich sind. Es ist dadurch ein Zug der Bitterkeit, der gegenseitigen Eifersucht und des Neides bei den Bewohnern dieser ehemaligen Residenzen heimisch geworden, *der dem Geiste des Partikularismus im Partikularismus*, wie wir ihn eben in Nassau schildern, nicht geringen Vorschub leistet. Namentlich war es dieser Geist der Eifersucht, welcher mehr als alles andere den Einigungsplänen der früheren Regierung entgegenarbeitete. Je mehr sich dieselbe bestrebte, das neu aufblühende Wiesbaden zum eigentlichen Mittelpunkt des Landes zu machen, desto höher stieg ein stillgenährter Groll gegen diese Stadt, die freilich eine sehr geringe historische Berechtigung hatte gegenüber mehreren anderen alten Fürstensitzen des Landes. Und mit der Revolution brach diese unter der Asche glimmende Eifersucht zur hellen Flamme aus.

Es war ein Unglück, daß Herzog Wilhelm (1816) seine Residenz nach Biebrich, später nach Wiesbaden, verlegte. Sie hätte in Weilburg, dem alten Stammsitze, bleiben sollen. Dort lag sie mitten in Nassau; in Biebrich-Wiesbaden lag sie mitten in der Welt. Denn nahe bei Biebrich ist Frankfurt, wo man hohe Bundestagspolitik treiben und die eigenen kleinen Landesinteressen dar-

über vergessen konnte, und unter den Fenstern des Biebricher Schlosses flutete der stolze Rhein, der hinausführt ins Weite; unter den Fenstern des Weilburger Schlosses dagegen fließt die stille Lahn, die vom Quell bis zur Mündung hineinzieht ins Herz des Nassauer Landes. Aber der Rhein lockte dämonisch. Die alten nassauischen Fürsten hatten nur zwei Dörfer am Rhein besessen, eine Uferstrecke gerade groß genug, daß sie dort im eigenen Hafen zu Schiff gehen und am eigenen Strande sich baden konnten. Fürst Georg August von Nassau-Idstein erbaute darum das Biebricher Schloß auch nur als Lustschloß, als Sommerresidenz. So hätte es bleiben sollen. Allein der Wiener Kongreß brachte dem Herzogtum Nassau die stattliche Rheingrenze, welche unter den Festungswerken von Mainz-Kastel begann und unter den Festungswerken von Koblenz-Ehrenbreitstein endete. Das politische Zentrum des Landes wurde nun in die Peripherie verlegt, welches nicht bloß in der Mathematik ein Widerspruch ist. Und dieser Widerspruch war das Verhängnis Nassaus. Die rheinischen Nassauer sind immer am wenigsten von Herzen nassauisch gewesen, und in der rheinischen Residenz gewann das Fürstenhaus die Freundschaft Rußlands und Österreichs und die Gegnerschaft Preußens, und verlor zuletzt sein eigenes Land. Wäre Weilburg die Residenz der Herzoge geblieben, wie es der Stammsitz der patriarchalischen Fürsten war, so würde Nassau vielleicht heute noch nassauisch sein. (1883.)

Sehen wir auf das geistige Leben, so erscheint uns die Zerklüftung des nassauischen Landes schier noch größer. In früherer Zeit besaß das Land eine Akademie (welche der Nassauer gern eine Universität nennt) in Herborn, und die Stadt hatte eine der ältesten und bedeutsamsten Buchdruckereien, ebenso wie das rheingauische Städtchen Eltville, aufzuweisen. Herborn war ein Sitz solider Gelehrsamkeit und wichtig für das Land. Seine Akademie ging ein, als der Umfang des nassauischen Gebietes an Quadratmeilen zwar zunahm, die politische Geltung aber zusammenschrumpfte. Denn dies ist gerade die wunderbarste Eigentümlich-

keit unserer Kleinstaaten, daß sie, wenn ihr Landbestand auch derselbe bleibt, doch von Jahr zu Jahr kleiner werden, weil nämlich die Welt größer wird, und der Blick des Menschen jetzt mit demselben Maß ein Landesgebiet ermißt, wie vordem eine Stadtgemarkung. Weilburg besaß eine vielhundertjährige altberühmte lateinische Schule, die es zu einem Bildungsmittelpunkte für die Gauen weit und breit machte; die lateinische Schule ist zwar geblieben, aber so viele gleich gute sind ringsum erstanden, daß sie eben zu einer Lokalanstalt in einem kleinen Lande herabgesunken ist. Der Rheingau und das Lahntal waren Brennpunkte mittelalterlicher Kunsttätigkeit, aber in dem Maß, als die geistlichen Reichtümer von Mainz und Trier aufhörten hieher zu fließen, erlosch dieselbe.

Die Kunst wie die höhere Wissenschaft erscheint in dem konstitutionellen Kleinstaat als ein Überfluß, ein Luxusartikel, für den weder der Staat noch der Fürst Geld genug besitzt. Man wird kein neues Weimar im 19. Jahrhundert hervorzaubern können, die moderne Kunst ist zu teuer geworden für die Kleinstaaten. Hängt vollends die Pflege der Kunst von einer kleinstaatlichen Volksvertretung ab, dann ist gar alles verloren. Auch hier tritt dann der Partikularismus hervor. Ein schlagendes Exempel erlebten wir im Jahr 1848 in der nassauischen Volkskammer, wo ein Abgeordneter erklärte, er stimme deshalb nicht für den Staatszuschuß zum Wiesbadener Theater, weil man die Erhaltung desselben als einer Kunst- und Bildungsanstalt befürworte. Er erläuterte hiezu, daß ja Wiesbaden bereits am meisten Kunst und Bildung im ganzen Lande besitze, er könne daher nur für einen Theaterzuschuß stimmen, wenn man dieses Institut in denjenigen Teil des Landes, wo bis jetzt noch am wenigsten Kunst und Bildung vorhanden sei, nämlich auf den Westerwald, verlege. Diese Ansicht war ernstlich gemeint und der Abgeordnete wußte nicht, daß die Kunst sich selbst ewig fortbilde und von einem Mittelpunkte einen weiteren Umkreis überstrahle, und daß man nicht sagen könne, eine Stadt habe nun-

mehr genug Kunst, man müsse jetzt auch einmal einer anderen ein gleich großes Stück Kunst bringen und so weiter die Reihe um durchs ganze Land.

So fehlt es denn in fast allen solchen Kleinstaaten an jedem größeren Sammelplatze wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens, und ganz in gleicher Weise wie der Gewerbstand verbauert ist und die Bauersleute mit der kläglichen kleinen Arbeit für des Leibes Notdurft sich abquälen, ist auch die Geistesarbeit zur Kleinkrämerei heruntergedrückt. Da sich dem wissenschaftlichen Mann gar keine andere Aussicht eröffnet, als für den Hausbedarf einer eng begrenzten Amtstätigkeit seine Talente und Kenntnisse zu vernutzen, so begreift sich's, daß ein weitgreifender wissenschaftlicher Drang ebensowenig sich entfalten mag, als die große Spekulation auf gewerblichem Gebiet. Als die Revolution einigermaßen diese Schranken niederwarf, und wenigstens hie und da höhere Ziele des geistigen Ringens eröffnete, da merkte man erst mit großem Schrecken, welch ein Mangel an hervorragenden Köpfen in diesen Ländern herrsche, und bei den Landtags- und Reichstagswahlen hatten oft diese unbedeutendsten Leute ganz leichtes Spiel, weil auf weit und breit kein Nebenbuhler zu finden war. Namentlich vermißte man schmerzlich, daß der eigentliche Bürgerstand so wenig geistige Kräfte ins Feld zu schicken wußte, durch welchen Mangel gegenteils für die Wühlereien des Beamtenproletariates von vornherein der Boden gewonnen war.

Zur Verwirklichung eines großen und reichen konstitutionellen Staatslebens stehen sich die Menschen in den kleinen Staaten viel zu nahe; jeder betrachtet den anderen von dem bekannten Standpunkte des Kammerdieners, der an seinem Herrn keine Größe mehr entdecken kann. Im alten patriarchalischen Staate war dieses Nahestehen dagegen von entschiedenem Vorteil gewesen, da man ja ohnedies das ganze kleine Ländchen nur als eine große Familie dachte. Bei unseren konstitutionellen Zuständen suchte man geschlossene politische Parteien in den Kleinstaaten zu bilden und ward selbst in den aufgeregtesten Tagen nicht recht fertig damit.

Denn zu einer politischen Partei gehört doch auch, daß man einen Führer anerkenne, während in einem Kleinstaate, wie in einem kleinen Reste von einer Stadt, keiner dem anderen die erforderlichen hervorragenden Eigenschaften zusprechen mag. Gelang es auch einer Partei in einer einzelnen Stadt, etwa in einem Vereine ihre Kraft zu sammeln, dann brachte man es in der Regel wieder nicht zu stande, daß sich ähnliche Vereine zum Anschluß in den übrigen Städtchen des Landes bildeten; denn dazu war die gegenseitige Eifersucht viel zu groß.

Die Kammern fanden auch schon hiedurch in den Kleinstaaten ungleich schwieriger die Wirksamkeit einer Gesamtvolksvertretung als in den größeren. Es ist leichter, die preußischen Interessen einheitlich zu vertreten, als die waldeckischen oder hessen-homburgischen.

Wir begegnen in diesen kleinen Kammern einer solchen durch Jahr und Tag fortschwankenden Zersplitterung der Ansichten, daß eigentlich nie eine rechte Stimmenmehrheit vorhanden war. Die wichtigsten Fragen wurden mitunter dadurch entschieden, daß ein oder das andere Mitglied krank oder verreist gewesen, ja wohl gar, daß sich jemand eine Weile aus dem Saal entfernt hatte. So hing der Ausschlag fast immer an einer einzigen Stimme. Jeder Abgeordnete hatte die ganze Tasche voll von Sonderwünschen und Bedürfnissen seines kleinen Wahlbezirks, und nicht selten wurde dann im parlamentarischen Kleinhandel ein Zugeständnis für die eine Gegend gegen ein Zugeständnis für die andere wechselsweise ausgetauscht. Dadurch spannen sich die Verhandlungen endlos fort, und die wichtigsten Staatsfragen blieben hängen, weil sich die Heerschar der Lokalfragen immer wieder dazwischen drängte. Am schlimmsten kamen die Landeskassen bei diesem parlamentarischen Partikularismus weg, indem sich die hunderterlei kleinen Verwilligungen für die einzelnen Gegenden und Einzelinteressen zu einer gewaltigen Gesamtsumme türmten.

Die widerstrebenden Elemente in den künstlich zusammengesetzten Kleinstaaten glaubte man am besten dadurch verschmelzen zu können, daß man die natürlichen Besonderungen als gar nicht

vorhanden ansah. Dies ist nicht der Weg der sozialen Politik. So schnitt man in Nassau den ehemals unter geistlicher Herrschaft gestandenen Landesteilen ihr uralt heiliges Herkommen ab, verbot zum Beispiel die Prozessionen, verletzte die katholische Bevölkerung durch die Art der Verwendung von allerlei aus den Säkularisationen geflossenen Geldern. Um diese Gebiete den anderen zu verschmelzen, hätte man eben gerade ihr besonderes Volkstum bis zu einem gewissen Punkte gewähren lassen sollen. Man zentralisierte die Gemeindeverwaltung, in welcher just die örtlichen Verschiedenheiten das größte Recht hatten, aufs strengste, konnte es aber nicht einmal dahin bringen, daß die Kronentaler und die preußischen Taler in dem kleinen Lande einerlei Kurs gewannen, indem dieselben bis vor einigen Jahren nördlich der Lahn je um drei Kreuzer höher verausgabt wurden, als südlich dieses Flusses. Das nasse Maß wechselte trotz aller Verwaltungszentralisation durch alle Stufen, und war fast in jedem Städtchen ein anderes. Noch viel schlimmer stand es mit dem Fruchtmaß. Statt hier eine sehr wohltätige Einigung herbeizuführen, begründete man zum Beispiel eine höchst überflüssige Einheit des Kalenders, indem jeder Einwohner gezwungen ist, den sogenannten Landeskalender zu kaufen, und bis auf diesen Tag (1850) eine Visitation nach Neujahr von Haus zu Haus geht, um nachzufragen, ob man seinen Kalender auch richtig gekauft hat! Es bildet einen wahrhaft komischen Gegensatz, wenn man bedenkt, daß sich der Staat so viele Mühe gibt, sämtliche Einwohner nach der nämlichen Kalenderausgabe ihre Zeitrechnung regeln zu lassen, während er auf einem Raume von zweiundachtzig Quadratmeilen nicht weniger als siebzehnerlei verschiedenes Fruchtmaß im Schwange gehen ließ, nämlich: zweierlei Mainzer Maß, Darmstädter, Friedberger, Frankfurter, Wetzlarer, Weilburger, Herborner, Dillenburger, Hachenburger, Herschbacher, Nassauer, Hadamarer, Dietzer, Limburger, Koblenzer und Bopparder Maß! Diese Maße unterschieden sich obendrein nicht bloß nach der Größe, sondern mehrenteils auch wieder nach ihrem Einteilungsgrund, sie wurden demgemäß im einzelnen

wieder zerfällt nach dem System der Achtel, Malter, Virnsel, Mesten, Sester, Simmer, Kompf, Gescheid, Mäßchen, Minkel, Schoppen u. s. w., was dann schließlich zu einem babylonischen Wirrsal führte. Und trotz der zentralisierten Verwaltung ist es doch erst in neuerer Zeit möglich geworden, eine Einheit des Maßes herzustellen! Ja die Bureaukratie hatte im Gegenteil früher mitunter ihr sonderliches Wohlgefallen an derlei sinnloser Vielspaltigkeit, während ihr die natürlichen Besonderungen ein Greuel waren. Wie es eine Zeit gab, wo es in Deutschland für eine Art von Demagogie galt, auf Zoll- und Münzeinigung und dergleichen zu dringen, so in Nassau, wenn einer über das bunte Farbenspiel dieser Schoppen und Malter Beschwerde führte. Als die frühere Abgeordnetenkammer den gleichmäßigen Kurs des preußischen Talers für das ganze Ländchen nicht ohne Kampf durchsetzte, galt dies als ein Triumph der Opposition, als ein Sieg der „modernen Ideen“!

So schwer man es in einem Kleinstaate irgend einer bedeutenderen Persönlichkeit oder Tatsache machen wird, sich zur Geltung zu bringen, so blind hängt hier doch gemeiniglich der Autoritätsglaube an dem, was sich einmal einer gewissen Anerkennung erfreut. Es mag widerspruchsvoll erscheinen, aber es ist doch richtig: nicht sowohl der Freiheitsdrang war es, als vielmehr der pure Autoritätsglaube, das Gelüsten, einer anerkannten Macht zu gehorchen, was die kleinen Staaten so rasch zu Anhängern der Revolution machte. Man konnte sich vorher die Möglichkeit einer solchen Staatsumwälzung gar nicht denken, darum war, als sie wirklich hereingebrochen, der Glaube an die Allmacht ihrer Triebkräfte ein unbegrenzter. Man hielt zu der Revolution nicht um der Freiheit willen, sondern aus Furcht vor ihrer Macht, das heißt man ward freisinnig aus Knechtssinn; man katzbuckelte vor den neuen Volksmännern, nicht weil man sie für besser gehalten hätte, als die Herren vom alten Regiment, sondern weil man sie für mächtiger hielt. In den größeren Staaten behielt die Regierung doch immer noch ein Stück ihres Ansehens, und der Glaube an ihre

Macht war nicht ganz geschwunden; in den kleinen Staaten hatte die herrschende Gewalt mit dem ersten Stoß alle Autorität eingebüßt. Allein deswegen waren die Männer der Revolution auch wiederum der gleichen Gefahr ausgesetzt. Solange die revolutionäre Stimmung oben war, regierte und verwaltete der Landtag, und die Ministerien konnten höchstens einen guten Rat geltend machen; als der Rückschlag des neu gekräftigten konservativen Sinnes eintrat, regierten wiederum bloß die Ministerien und die Kammer sank von selbst zu einem bloßen Beirat herab. Wozu nützte nun all der großstaatliche konstitutionelle Apparat in diesen kleinen Ländern? Es waren bei diesem Wechsel der Macht keineswegs förmliche Verfassungsverletzungen hüben oder drüben vorgekommen, es war bloß die moralische Macht oder Ohnmacht gewesen, die zwischen beiden Extremen auf- und abgestiegen war. In Österreich und Preußen konnte die Krone in den schlimmsten Tagen doch immer noch auf das treffliche Heer weisen, das auch eine Art von Volksvertretung ist, und wenn revolutionäre parlamentarische Versammlungen auf das Recht des Aufruhrs pochten, dann war bei so ausgedehnten Ländermassen die Größe und die *natürliche soziale Gliederung* der Landesbevölkerung selber wieder das natürliche Hindernis einer allgemeinen Volkserhebung. In Nassau dagegen konnte, als die Kammer herrschte, die Bevölkerung des ganzen Landes binnen zwei Tagen vor dem Hotel eines widerstrebenden Ministeriums versammelt werden, und als gegenteils das Ministerium oben war, bedurfte es nur eines telegraphischen Hilferufs nach Mainz, um mit ein paar Regimentern Reichstruppen die ganze widerspenstige Bevölkerung in die Tasche zu stecken. Da hörte der Konstitutionalismus von selber auf. Solange die nassauischen Soldaten in dem Revolutionsjahr in den einheimischen Garnisonen lagen, fehlte die Autorität, und es zeigten sich bedenkliche Symptome der Widersetzlichkeit, mancher Vers des Heckerliedes wurde gesungen, und die verblendeten badischen Republikaner glaubten, sie hätten deswegen schon das ganze nassauische Militär in der Tasche. Als aber dieselbe Mannschaft gegen den

badischen Aufruhr ins Feld rückte und zwischen preußische und hessische Truppen zu stehen kam, da ging ihnen wieder der Glaube an eine ganz andere Autorität auf, als diejenige war, der sie im Heckerlied gehuldigt, und sie schlugen kraft dieser Autorität den Freischaren unbedenklich auf die Köpfe. Diese Mischung des neuen und des alten Autoritätsglaubens machte sich dann auch in ganz humoristischer Weise geltend, namentlich bei den Bauern, von denen nicht wenige nach der Republik verlangten, dazu aber auch den Herzog beibehalten wollten.

Aus allen diesen Tatsachen, welche das Mißverhältnis zwischen großstaatlichem Regierungswesen und einem kleinstaatlichen Landesgebiet darlegen, läßt sich eine zweifache Folgerung ziehen: die wesentlich auf einen großen Staatsorganismus berechneten modernen Verfassungsformen sind in einem Kleinstaat nur dem Wortlaut, nicht der Sache nach, zu verwirklichen, und in Ländern so kleinen Umfanges kann nur die patriarchalische Regierungsform eine Wahrheit sein. Nimmt man aber an, daß die patriarchalische Regierungsform in unseren Tagen eine Unmöglichkeit ist, dann muß man sich auch nicht scheuen, weiter zu folgern, daß auch die kleinen Staaten eine Unmöglichkeit geworden sind.

Viertes Kapitel.

Die staatlichen Übergangsgebilde und die politische Moral.

(Geschrieben im Jahre 1851.)

Höchst lehrreiche Züge zur Zeichnung des Verhältnisses zwischen unserem Volksleben und unseren Staatenbildungen bietet Kurhessen mit seinen neueren Krisen und Zuständen.

Hessen hat von Haus aus das Zeug zu etwas mehr als einem Kleinstaat, es gibt ein Volk der Hessen, allein es gibt kein eigentliches Hessenland, da wir zur Zeit noch drei Hessen besitzen, von denen das kleinste den echten alten Namen der „Landgrafschaft" führt, das mittlere den modernen eines „Großherzogtums"; der Fürst des größten Stückes Hessenland ist endlich gar „Kurfürst", wurde es aber erst zu einer Zeit, wo es nichts mehr zu „küren" gab im Deutschen Reiche.

Hessen hat eine Geschichte, die zu verschiedenen Zeiten ein wichtiges Stück deutscher Geschichte geworden ist, es hat auch gute Geschichtschreiber gefunden. Trotzdem blieb es durch politisches und häusliches Mißgeschick auf der Übergangsstufe vom Kleinstaat zum Mittelstaate stehen.

Seit Jahrhunderten bereits hat das Hessenland der älteren Linie den Kelch des gemeinsamen deutschen Jammers immer auch noch einmal in besonderer Füllung zu trinken gehabt. Zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes war Hessen auf den Gipfel seiner politischen Bedeutsamkeit gestiegen, ein genialer Fürst saß auf

dem Thron und die Landgrafschaft spielte eine Rolle in den deutschen und europäischen Händeln, welche wir mit modernem Ausdruck als die eines Großstaates bezeichnen würden. Aber mit dem Tage vor Ingolstadt, wo die Entscheidung über des Deutschen Reiches Zukunft in Hessens Händen lag, erschien auch jenes dämonische Schicksal, welches fortan nicht mehr von Althessen gewichen, und jenem Moment des entscheidenden deutschen Einflusses folgte die Gefangennehmung des Landgrafen Philipp und die Vernichtung seiner politischen Macht auf dem Fuße. Das Martyrtum, welches Philipp in fünf Jahre langer Haft auf sich genommen, ist von da an gleichsam auf das ganze alte Hessenland übergegangen.

Mit des Landgrafen Tode kam die hessische Bruderteilung, in ihr ward die Hoffnung Hessens vernichtet, sich zu einer Vormacht des westlichen Mitteldeutschlands auszuwachsen. Darmstadt, das neue Hessenland, welches der Volkswitz der Althessen in Armstadt umtaufte, blühte auf und wurde reich, indes Althessen zurückging. Politischer Hader und Religionskämpfe entzweiten die beiden, ob auch religionsverwandten, Bruderländer, und Hessen schmeckte so den Dreißigjährigen Krieg vor, noch ehe derselbe für ganz Deutschland hereingebrochen war. Der Landgraf von Hessen-Kassel wurde (1605) reformiert, der Hessen-Darmstädter blieb lutherisch, und den Fürsten folgte beiderseits das Land. Heute aber geht durch das reformierte Kurhessen ein charakteristisch orthodoxer, durch das lutherische Hessen-Darmstadt ein vorwiegend rationalistischer Zug, und jene beiden Bekenntnisse haben sich herüber und hinüber stark gemischt und sind wiederum durchsetzt von zahlreichen Unierten und Katholiken. Das sind Feinheiten des deutschen Binnenlebens, die ein Ausländer nicht begreift, und viele Deutsche begreifen sie auch nicht.

Ein Landgraf, der zugleich König in Schweden, ließ Kurhessen schon vor langer Zeit das Elend jener zwieschlächtigen Stellung durchkosten, an welchem jetzt eine der edelsten deutschen Volksgruppen, die schleswig-holsteinische, zu verbluten droht. Dann kam das Regiment der persönlichen Laune und der geheimen

Einflüsse; von dem 18. Jahrhundert wurde es dem 19. vererbt. Das tolle Fastnachtstück des „Königreichs Westfalen“, als Jerome in Kassel Komödie spielen ließ und Maskenbälle hielt und beiläufig auch regierte, fiel als lustige Episode zwischen so manche tragische Situation; es stellte wenigstens eine neue und originelle Schattierung des Regiments der persönlichen Laune dar. Die kurhessischen Zustände wurden sprichwörtlich. Die Stürme des Jahres 1830 zertrümmerten die alte ständische Verfassung, die neue Konstitutionsurkunde nahm sich auf dem Papier vortrefflich aus und galt bald doch nur für ein Stück Papier.

In Kurhessen und Hessen-Darmstadt hatte sich allmählich ein förmlicher hessischer Dualismus herausgebildet, der auch noch heute für das ganze politische Leben beider Länder maßgebend wird. Darmstadt ist nicht nur ein neues Land seiner Gebietszusammensetzung nach, es ist auch seit Menschenaltern im Sinne eines modernen Staates verwaltet worden. Bei Kurhessen dagegen versuchte man's immer wieder mit dem patriarchalischen Regiment; über den Erfolg hat uns noch die jüngste Vergangenheit zur Genüge belehrt. Hessen-Kassel sah sich, als ihm Marburg wieder zugefallen war, im Besitze von fast der ganzen althessischen Ländermasse; fast alle die Orte, an welche sich die großen Erinnerungen der hessischen Geschichte knüpfen — Kassel, Marburg, Frankenberg, Fritzlar u. s. w. zusamt den Stammsitzen der einst so mächtigen niederhessischen Ritterschaft — lagen in seinen Grenzen, und jener echte althessische Volksschlag, der sich in den Bauern im Schwalmgrunde, an der oberen Lahn und anderwärts so merkwürdig rein erhalten hat, bildete den Kern einer ganz originellen Bauernschaft. Wie das Land im Laufe der Zeiten geschwankt hat zwischen dem Beruf zu einem kleinen oder zu einem größern Staate, so steht dieses zähe, trotzige Volk der Althessen, der blinden Hessen, auf der Verbindungsbrücke zwischen norddeutschem zentralisiertem und mitteldeutschem individualisiertem Volkstum. Da sind noch die störrigen Bauern, die von Haus aus gar nicht recht nach Mitteldeutschland passen wollen, die aber durch politische Einflüsse immer

tiefer in mitteldeutsches Wesen hineingetrieben worden sind. Eine Sage von einem hessischen Dorfe im Ohmgrund, welches katholisch blieb, obgleich es ganz nahe bei dem streng protestantischen Marburg liegt, zeichnet dieses trutzige Wesen. Die dortigen Bauern waren nämlich, so lautet dieser historische Mythus, kurz nach der Reformationszeit wirklich zur neuen Kirche übergetreten. Als sie nun zum ersten Male das Abendmahl unter beiden Gestalten erhalten sollten, trug sich's zu, daß man aus Versehen den Inhalt eines Essigkruges statt Weines in den Kelch geschüttet hatte. Da erklärten die Bauern, lieber, als daß sie solchen Wein tränken, wollten sie gar keinen trinken, kehrten zur alten Kirche zurück, und mitten unter protestantischen Nachbarn blieben sie ihr treu bis auf diesen Tag. Diese wunderbare Kreuzung des äußersten Eigensinnes mit dem äußersten Leichtsinne bekundet uns, daß wir an den Grenzmarken des starren niederdeutschen und des beweglichen mitteldeutschen Wesens stehen.

In den schweren Krisen, welche Kurhessen in der jüngsten Vergangenheit (1850) durchgemacht hat, zeigt sich, daß das Staatsregiment sich mächtiger fühlte, als in den Kleinstaaten, aber minder mächtig als in den deutschen Großstaaten, und gerade hiedurch war das Land in weit höherem Grade ein Gegenstand des Kampfes für die sich befehdenden Mächte der deutschen Sonderpolitik, als es irgend ein vollendeter Kleinstaat gewesen ist. Es entspricht dieser Stellung das passive, aber keineswegs teilnahmlose Verharren des kurhessischen Volkes, welches weder mit jener besonnenen Energie, wie sie die Schleswig-Holsteiner entwickelten, noch mit dem ebenso rasch auflodernden als wieder zusammensinkenden Studentenenthusiasmus der südwestdeutschen liberalen Volkmassen zu vergleichen ist.

Im Herbste 1850 verlangte der Minister Hassenpflug die Zustimmung der Stände zur Forterhebung der Steuern für sechs Monate, ohne daß er ein ordnungsmäßiges Budget vorlegte. Dies war verfassungswidrig, und die Stände waren in ihrem guten Recht, indem sie die Steuer nur „als zum Depositum ver-

einnahmt" und nur auf drei Monate bewilligten. Sie wurden infolgedessen aufgelöst und die Steuererhebung nach dem Willen des Ministers ausgeschrieben. Dies war ein revolutionärer Akt. Wenn dann weiter ein großer Teil der Bürger keine Steuern zahlte, so war dies anderseits auch ein Akt der Selbsthilfe, der nur auf revolutionärem Boden gedacht werden kann. Gewalt stand gegen Gewalt. Um das kleinere Übel — die rechtswidrige Willkür des Ministers — zu paralysieren, hatte man das unendlich größere Übel, die Lähmung des ganzen Staatsorganismus, heraufbeschworen, und eine heillose Verwirrung der Rechtsbegriffe im Volke, bei den Beamten, Richtern, im Heere dazu.

In einem großen Staate, wo unter Umständen die Regierung oder auch das Volk plötzlich eine zermalmende Macht zu entfalten versteht, kann ein solches Wirrsal tatsächlich aufgehoben und die Ordnung einer Diktatur geschaffen werden, deren Erfolg hinterdrein ihren revolutionären Ursprung entschuldigen mag. Hiezu gehören jedoch große Mittel, große Ziele, die sich in den weltgeschichtlichen Katastrophen der Nationen finden, nicht aber im innern Zwist eines Kleinstaates.

Dazu kommt, daß ein deutscher Kleinstaat trotz aller Souveränität nie für sich allein steht; er kann für sich keine Revolution durchmachen, ohne daß sich die mächtigeren Nachbarn darein mischen. So geschah es in Kurhessen. Zu dem inneren Unheil kam noch viel Bedrohlicheres von außen. Preußen mit den andern „Unionsstaaten" nahm für die kurhessische Verfassung, Österreich mit den übrigen „Bundesstaaten" für das Ministerium Partei. Auf hessischem Boden drohte ein Krieg zu entbrennen, ein deutscher Krieg, der zuletzt ganz andern Zielen gegolten hätte als den kurhessischen Händeln. Dieselbe Revolution, welche einen nationalen Großstaat nur gefährden würde, bereitet den Untergang eines Kleinstaates vor.

Hassenpflug war Präsident des Appellationsgerichts in Greifswalde gewesen, bevor er im Februar 1850 ins kurhessische Ministerium berufen wurde. Er, der Richter, war dort einer eigen-

mächtigen Privathandlung angeklagt und später erst in dritter Instanz freigesprochen worden. Der Minister brachte seinen Prozeß mit, um sich und das Land alsbald durch seine politische Eigenmächtigkeit in einen noch viel schlimmeren Prozeß zu verwickeln.

Der größere Teil auch des gebildeten Volkes versteht wenig von staatsrechtlichen Fragen und ihren politischen Lösungen. Aber was ein Prozeß ist, das wissen alle, und der prozeßsüchtige Bauer, der das Wort Staat nicht in den Mund nimmt, glaubt es oft am besten zu wissen. So konnte man bei einer Wanderung durch Kurhessen im Herbste 1850 häufig wahrnehmen, daß sich die Leute den zersetzenden Konflikt ihres Staates im Bilde eines Prozesses deutlich machten, wobei jede Partei leidenschaftlich auf ihrem Recht beharrte und lieber alles andre verlieren wollte als den Prozeß.

Regierung und Landtag, Fürst und Volk führten ja augenfällig einen Prozeß miteinander: jeder Teil versicherte, sich auf sein gutes Recht berufen zu können, die Advokaten stritten herüber und hinüber, aber freilich sprach jeder Teil zu einem andern Richter. Und wunderlich genug war der ganze Gang dieses großen Prozesses wiederum aus einer Mosaik von lauter kleinen Prozessen zusammengesetzt, ein endloser Knäuel von Spezialprozessen umschlang alle Vorkämpfer der prozessierenden zwei Parteien, und obendrein war es ein andrer Prozeß, der Greifswalder, gewesen, mit welchem man den ersten Stein auf den kurhessischen Minister geschleudert hatte. Was ein Prozeß ist, das weiß der gemeine Mann in Deutschland leider nur allzugut, er kennt die prozessualen Formen ganz anders als die diplomatischen. Zirkulardepeschen und Instruktionen und Noten sind ihm fremd, aber was Dekrete, was Insinuationen, was Erkenntnisse und Instanzen sind, das hat er gründlich los, sein eigener Geldbeutel hat ihm zum öftern Ausweis darüber gegeben.

Die Analogie des Prozesses geht aber noch weiter. Dem gemeinen Mann in Deutschland ist der Prozeß freilich ein Rechtsstreit, aber der Ausgang ist ihm nach uralter Tradition nicht sowohl

die Feststellung des objektiven Rechtsbestandes als der Gewinn oder Verlust in einer Lotterie des Rechts. Der Zivilprozeß ist dem Bauern ein Hasardspiel. Mit ganz ähnlichen Geheimmitteln des ererbten Aberglaubens, mit welchen andere Völker zum Glücksspiele sich rüsten, betritt der deutsche Bauer heute noch am entscheidenden Tage die Gerichtsstube.

Die Leidenschaft der Deutschen des Tacitus für das Spiel lebt noch in den Gerichtsstuben fort als Prozeßwut. Der Prozeß ist dem gemeinen Manne ein „R e ch t s s p i e l". Als ein „Rechtsspiel" sieht die große Masse des Volkes ihre Privatprozesse an, als ein Rechtsspiel ist auch der Bevölkerung des Landes der politische Prozeß in Kurhessen erschienen, und darin lag die auflösende und zersetzende Kraft der kurhessischen Händel.

Auch die Revolution im großen Stil hat man nicht selten hinterdrein im Bilde eines „Prozesses" erfaßt. Und wenn man keine Vernunft darin fand, daß Recht Unrecht geworden war und endlich der unlösbare Konflikt durch die Gewalt zerhauen wurde, so tröstete man sich zuletzt damit, daß es eben ein notwendiger welthistorischer Prozeß gewesen sei, so unbegreiflich und unvermeidlich wie der Prozeß eines Hagelwetters, das zerstörend über die Fluren dahinfährt, man weiß nicht woher und warum. Der Prozeß ist dann eben nur das bloße procedens, die Tatsache, der man sich beugen muß. So entsagend beugen wir uns aber nur den erhabenen Gewalten, über die kleinen Gewalten räsonnieren wir, wenn wir sie nicht aus der Welt schaffen können.

Preußen zeigte sich zwar nicht als der starke Richter in dem kurhessischen Prozesse, aber doch als der Richter, der gerecht sein wollte. Es hatte ein moralisches Übergewicht in den mitteldeutschen Ländern gewonnen, weil es nach dem Verbrausen und Verrauschen der achtundvierziger Märzstürme doch schon in der nächsten Folgezeit bewies, wie tief der instinktive Respekt vor der Wucht des Gesetzes noch in dem Bewußtsein seiner Bevölkerung gewurzelt sei. Dies war just jenes eigentümliche Wesen, welches den Demokraten als „spezifisches Preußentum" so erstaunlich lästig vorkam. Das Be-

dürfnis, unter der Zucht einer strengen Gesetzesautorität zu stehen, ist einer der ersten Vorzüge, welche der ernstere, abgeschlossene, an größere politische Maße gewöhnte norddeutsche Volkscharakter vor dem zerfahrenen mitteldeutschen voraus hat. Vor wenigen Menschenaltern war auch in den mitteldeutschen Kleinstaaten der Sinn für die Autorität des Gesetzes noch weit stärker vorhanden. Aber die moderne Kleinwirtschaft, welche, wo es die Exekutive galt, das Gesetz nicht als Basis des Vollzugs, sondern als die Satire auf den Vollzug erscheinen ließ, zerstörte furchtbar rasch diesen guten Geist. Nicht als ob wir Mitteldeutsche allesamt Anarchisten und gesetzlose Menschen wären, aber jener gleichsam angeborene Instinkt der Gesetzmäßigkeit ist den Massen der Bevölkerung verloren gegangen. Er kann nur wiedergewonnen werden durch die andauernde Herrschaft einer strengen und gerechten Autorität des Gesetzes, einer Autorität, die nicht mit sich selber in Fehde liegt, die nicht im Rechtsspiel um ihre eigene Macht prozessieren muß, eine Autorität, die zugleich zwischen den Zufälligkeiten unsers politischen Staatensystems und den natürlichen Besonderungen des Volkstums zu vermitteln weiß.

Zwischen Politik, Recht und Moral soll kein Widerspruch bestehen. Der Satz ist leicht gesagt, aber manchmal schwer durchzuführen. Wäre er immer ausführbar, dann gäbe es keine Kriege und keine Revolutionen mehr. Solange wir kein allgemein gültiges Völkerrecht besitzen und keinen Areopag der Nationen, vor welchem alle Staaten ihre Zwiste zum Austrag bringen, wird in der äußeren Politik die Staatskunst auch heute noch zur Notwehr greifen und durch List und Gewalt erringen müssen, was sie auf dem Wege Rechtens nicht erreichen kann. Aber wenn die Großstaaten in ihrem Streit miteinander leider manchmal an die Gewalt appellieren dürfen, so darf es doch der Verfassungsstaat, gleichviel ob groß oder klein, in seinen inneren Angelegenheiten niemals. Die Mittel- und Kleinstaaten, die „politischen Übergangsgebilde" sind nur lebensfähig, wenn sie, eingegliedert in ein nationales Ganze, auf alle große, auf alle äußere Politik verzichten. Es erwächst ihnen

dadurch der unschätzbare Vorteil: sie brauchen niemals die Notlage eines Konfliktes zwischen Politik, Recht und Moral anzuerkennen. Wehe ihnen aber, wenn sie sich selbst im Innern eine solche Notlage schaffen! Je kleiner der Staat, umso reiner soll er sein, oder er hat überhaupt kein Recht des Daseins.

Hessenland hat ein historisches Recht auf der Karte von Deutschland, auch wenn es kein Kurhessen und kein Hessen-Darmstadt mehr gäbe; es hat im deutschen Westen denselben natürlichen Beruf der Vermittelung norddeutschen und mitteldeutschen Wesens, wie Sachsen im Osten.

Wenn man durch einen großen Teil Kurhessens geht, dann sieht der Wanderer häufiger als anderwärts die Trümmer früheren Wohlstandes, stolze alte Kirchen in kleinen heruntergekommenen Dörfern; stattliche Brunnen, mit hübscher Steinmetzarbeit geziert, die auf einen früheren Überschuß des Gemeindevermögens hindeuten, der sich jetzt allem Anschein nach in einen Überschuß an Gemeindeschulden verwandelt hat, Ringmauern, wo man jetzt den Ort passender mit einer Gartenhecke einfrieden würde. Und dennoch wohnt in diesen Dörfern mehrenteils noch der alte hessische Bauer; heruntergekommen, oft aus eigenem Trieb verbittert, öfter verhetzt, häufig von Branntwein entnervt, und doch im großen Ganzen zumeist sich selber treu. Es wohnt in diesen Gauen in Stadt und Land ein Volk, welches seit hundert Jahren oft und viel unter seinen Fürsten gelitten hat, und doch ist dieses Volk seinem Fürstenhause so treu wie nur irgend ein andres. Und wie ist die einst so stolze, reiche und mächtige Ritterschaft zusammengeschmolzen! Aber auch jene Denksteine fürstlicher Macht, mit denen des Landes Hauptstadt so überreich geschmückt ist, beginnen zu verwittern, ob sie auch meist kaum ein Jahrhundert erst gedauert haben. Und zwischen ihnen ragt bedeutungsvoll jene seltsame moderne Ruine, die „Kattenburg" in Kassel, ein kolossaler Steinhaufen, der den Unterbau zu einem an Pracht und Festigkeit alles überstrahlenden Fürstenschlosse bilden sollte; aber der erschütternde Schritt der modernen Zeitgeschichte ließ das stolze Werk nicht

über das Erdgeschoß aufsteigen, und die Grundgewölbe beginnen zu bersten, noch ehe die Last schützend auf ihnen ruht, denen sie wiederum eine Stütze sein sollten; grüne Reiser sprossen zwischen den Steinen auf, ob es gleich kaum ein paar Jahrzehnte her ist, daß man sie wie für eine Ewigkeit fest zusammengefügt, und die Knaben spielen in den labyrinthischen Gängen der im Entstehen gebrochenen Burg.

Das sind einige Züge zu der Geschichte vom Widerstreit der deutschen Volksgruppen und der deutschen Staatengebilde.

Die Trümmer der Kattenburg sind verschwunden; aus den mächtigen Quadern, die nutzlos dastanden, wurde der stilvolle neue Palast für die Bildergalerie erbaut, die jetzt wieder aller Welt geöffnet ist, während sie früher durch fürstliche Laune aller Welt verschlossen war. Auch das Kurfürstentum Hessen ist verschwunden, aber das hessische Volk lebt und webt noch in seiner Eigenart. Stämme und Nationen sind dauerhafter als Staaten und Dynastien. Auf dem Platze der Kattenburg erhebt sich jetzt ein stolzer Justizpalast. Die Fürstenburg war so groß begonnen, daß sie nicht fertig werden konnte; vollendet aber wurde das Haus des Rechts, zu welchem sie die Fundamente hergab, und das Haus der Kunst, zu welchem sie die Steine lieferte. (1883.)

IX

Die kirchlichen Gegensätze



Erstes Kapitel.

Volkstümliche Mystik der Revolution.

Krieg und Revolution ergreifen das Gemüt des Volkes, entfachen seine Leidenschaft, erschüttern seine Nerven.

Aber beim modernen Kriege ist der größte Teil des Volkes doch nur Zuschauer, bei der Revolution handeln alle mit. Einen Krieg können die Kabinette entzünden, die Revolution entzündet das Volk sich selber.

Darum ergreifen die Revolutionen mächtiger noch, allgemeiner und dauernder das Gemüt des Volkes als die Kriege.

Die Psychologie des Volkes in Friedenszeiten, in Kriegszeiten, in Revolutionszeiten ist noch nicht geschrieben. Welch reichen Stoff feinster und tiefster Beobachtung böte hier die erste französische Revolution im Vergleich mit der Juli- und Februarrevolution; anderseits die deutschen Kriege von 1813 und 1871!

In dem nachfolgenden Aufsatze, den ich im Jahr 1850 niederschrieb und nur in einigen leichten Federstrichen verändert habe, wählte ich ein weit kleineres Thema. Die deutsche Revolution von 1848 hatte alles Volk aufgerüttelt zu überstürzendem Fortschritt, zu jähem Bruch mit jeglichem Vorurteil, die Schuppen waren ihm plötzlich von den Augen gefallen, man glaubte im hellsten Lichte zu wandeln, wo man früher im Dunkel getappt war. Aber Revolutionstage sind keine Zeit der klaren Erkenntnis; die ungeheure Aufregung zittert durch die Nerven und die Flammen

der Leidenschaft lodern nicht bloß leuchtend, sondern auch in Rauch und Dampf empor, den nüchternen Verstand umhüllend, und wenn Schlag auf Schlag das unmöglich Geglaubte wirklich wird, dann glaubt zuletzt auch der gescheiteste Mensch alles mögliche. So brachte die Revolution eine wunderliche Mystik volkstümlichen Aberglaubens.

Diese Tatsache suchte ich zunächst zu schildern.

Allein ungeahnt erschütternde Ereignisse, die uns gleichsam im Wirbel drehen, machen uns nicht bloß abergläubisch, sie machen uns auch gläubig, wie anderseits auch der Krieg mit seinen furchtbarsten Kontrasten von Bangen und Hoffen, Trauern und Jubeln selbst den nüchternsten Menschen zum Glauben drängt. Die Revolution von 1848 schien alle Autorität zu zertrümmern und festigte doch zunächst die Autorität — des religiösen Glaubens.

Dieser Tatsache widmete ich das zweite Kapitel des vorliegenden Abschnittes.

In den langen Friedensjahren war ein Zug des religiösen Rationalismus langsam, aber tief in das deutsche Volkstum eingedrungen. Es war seltsam anzuschauen, wie sich in den Tagen der Bewegung von 1848 selbst in den kirchlich und politisch durchwühltesten Gauen diesem volkstümlichen Rationalismus plötzlich ein Gegenzug volkstümlicher Mystik, ein Zug bald mehr religiösen, bald mehr politischen Aberglaubens zugesellte. Mit einem Schlage hatte sich ein ganz absonderlicher Zweig von Volksliteratur entwickelt, oder richtiger neu belebt, die uns einen tiefen Blick in das innerste Seelenleben unsres Volkes werfen läßt: ich meine jene tausenderlei politischen und religiös-mystischen Prophezeiungsbüchlein, wie sie vom Buchhandel, mehr noch auf den Jahrmärkten und von Hausierern feilgeboten, in unzähligen Exemplaren unter dem gemeinen Mann verbreitet worden sind. Ausdeutungen der Apokalypse auf den nahen Weltuntergang, Weissagungen unsrer politischen Zukunft aus dem Volksmunde, sibyllinische Mönchsorakel, Vorgesichte von Hellseherinnen und dergleichen wurden in jedmöglicher Form und Unform zusammengetragen. In den Sturmtagen, wo sonst fast kein Buch verkauft wurde, ging dieser

wunderliche literarische Artikel reißend ab. Nicht der Umstand, daß diese Schriften damals abgefaßt worden wären, daß also das hoch erregte Geschlecht sich plötzlich erfüllt von der Gabe der Weissagung gefühlt hätte, ist das Merkwürdige — (denn die meisten und eigensten dieser Orakel stammen aus längst vergangenen Tagen) —, sondern daß eine Menge Gebildeter und Ungebildeter mit einemmal so gierig nach diesen geheimnisvollen Blättern griff, die das nämliche Publikum ein Jahr vorher mit Spott und Lachen als Alteweiberhistorien und Ammenmärchen beiseite geschoben haben würde.

Man blieb aber nie stehen bei dieser volkstümlichen Mystik der Revolution. Vom Aberglauben zog es den gemeinen Mann in Gegenden, wo er die Kirche fast vergessen hatte, weiter zum kirchlichen Glauben, und aus einem zuerst mehr allgemeinen kirchlichen Konservatismus, welcher Katholiken und Protestanten auf kurze Zeit zum gemeinsamen Kampfe wider die kirchliche und politische Gleichmacherei einigte, trat rasch eine so scharfe Sonderung des protestantischen und katholischen Deutschlands hervor, wie sie seit Jahr und Tag nicht bestanden hatte. Das kirchliche Element ist seitdem auch äußerlich zu einer wunderbaren Macht in unsrem ganzen Staats- und Gesellschaftsleben aufgewachsen.

Betrachten wir zuerst jene Rolle, mit welcher der Aberglaube mahnend im deutschen Volkstum hervortrat, als man sich dessen am wenigsten gewärtigte, damit wir dann zu der Rolle des Glaubens übergehen und das Gewicht, welches den kirchlichen Gegensätzen für die neueste Volkskunde Deutschlands zugefallen ist, in einigen Federstrichen zeichnen.

Ein theosophischer, ein poetisch-mystischer Grundzug des deutschen Volkscharakters war es, der so unerwartet hindurchdrang, als die Geister in der politischen Bewegung aufeinander platzten, ein mystischer Grundzug, den ein ganzes Menschenalter voll rationalistischer Schulmeisterei wohl hatte verhüllen, aber nicht austilgen können. Es handelt sich um ein Stück roher, formloser, aber tief angelegter Volkspoesie, um eine höchst wunderliche März-

errungenschaft — doch just nicht die schlechteste! Unsre Gelehrten haben sich seit Jakob Grimms ruhmreichem Vorgange die Erforschung jenes Volksaberglaubens eifrig angelegen sein lassen, wie er in sagenhafter Anschauung von Geist und Natur, in Lebensregeln und Sprüchen historisch abgeschlossen und fertig sich ausprägt; warum sollte man eine nicht mindestens gleich große Aufmerksamkeit dem Volksaberglauben zuwenden, wie er hier flüssig werdend und gestaltenbildend vor uns tritt, die eigensten Ideen der Gegenwart in deutungsvolle poetische Formen gießend? Denn indem der Volksglaube sich der alten Weissagungen eines Hermann von Lehnin und seiner Geistesbrüder bemächtigte, bildete er dieselben allerdings auch weiter, durchwob sie mit den Gedanken der Zeit und spann sie auf die Erfüllung seiner nächsten Wünsche und Hoffnungen aus, so daß es hier in der Tat einem Forscher, der nicht bloß in vergilbten Pergamenten zu schürfen, sondern auch in die frische Gegenwart des Volkslebens einzudringen weiß, vergönnt ist, mitten in die Werkstatt des poesievollen Volksaberglaubens zu schauen.

Es ist etwas ganz Naturgemäßes, daß das Volk, als es sah, wie alle Weisheit der Schriftgelehrten durch den unberechenbaren Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu Schanden wurde, zu den Propheten aus seiner eigenen Mitte umkehrte, daß es in den Weissagungen des wandernden Spielmanns Bernhard, der Tagelöhnerin Helene von Brügge, des Krämers Kunz von Eichstetten, des Schäfers Jaspers tiefere Wahrheit fand, als in den Büchern und Zeitungen, die aus einer seiner Gedankenwelt fremden Bildungsschicht sich ihm aufgedrängt hat. Es war dies auch eine Art Emanzipation. Man gewahrte überall, selbst in den gebildetsten Kreisen, daß die ernsten Mahnungen der überstandenen und der drohenden politischen und sozialen Kämpfe den Einzelnen religiöser, gläubiger stimmten, und die rohesten Schichten des Volkes wurden im Anfang wenigstens für den A b e r g l a u b e n empfänglich gestimmt. Die Revolution hat das Freikirchentum zunächst nicht gefördert, denn den Freiesten war dieses nun bei weitem nicht frei genug

und sie wollten gar keine Kirche mehr; dagegen öffnete sie dem strengen Kirchenregiment, dem werktätigen Glauben wie dem Pietismus und der Mystik ungeahnt ein weites Feld.

Das trifft zumal beim gemeinen Manne zu. Der Bauer, der in den letzten Jahren vor der Revolution vielleicht kaum mehr in den Evangelien las, griff während und nach derselben zur Apokalypse und ihren sozialen und politischen Auslegern. Ein mystischer Grundzug hat sich bei ihm in die Auffassung der Zeitgeschichte eingeschlichen. Das ist eben nichts Neues; es ist in allen Zeitläuften dagewesen, wo erschütternde Weltereignisse beängstigend an die Seele des Menschen pochten. Oft schon verkündete man den Jüngsten Tag bei solchem Anlaß. So hat sich die Volkssage also schon in uralter Zeit die Weltgeschichte, wenn sie wieder einmal mit Händen zu greifen war, als das Weltgericht versinnbildet. Mißwachs und teure Zeit, Seuchen, strenge Winter, merkwürdige Naturerscheinungen sind fast allen großen politischen Umwälzungen prophetisch vorangegangen: das weiß der Bauer, wenn er auch sonst nicht viel von der Geschichte weiß, und bildet sich daraus einen mystischen Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte. Ein Chronist des Mittelalters erzählt, die „Hühner und Hähne hätten gar betrüblich gesungen", weil schwere Zeiten nahe waren. In diesem Stile schreibt heute noch der gemeine Mann — pragmatische Geschichte! Wenn der deutsche Bauer glaubte, das Erdbeben, welches im August 1846 verspürt wurde, sei das Vorzeichen gewesen des zunächst folgenden Hungerjahres und der daran gereihten Jahre des Krieges und Aufruhrs, wenn er sich dann weiter im Taumel der Umwälzung den neubelebten alten Sagen von einer letzten großen, entscheidenden Schlacht, auf welche die goldene Zeit folgen solle, überzeugungsvoll zuwandte, so entstand dadurch häufig ein Schicksalsglaube an die Revolution und deren endlichen Sieg, welcher mit der sonst so beharrenden Natur des echten deutschen Bauern im grellsten Widerspruche stand. Wie tief unterscheidet sich auch hier die von dämmernder Poesie erfüllte Natur des Bauern von dem prosaischen städtischen Arbeiter,

den manche mit dem Kleinbauern in einen Sack zusammenwerfen wollen!

Jener Schicksalsglaube zeigte sich recht auffallend in Betreff des ungarischen Revolutionskrieges. Er wurzelte hier in historischem Boden. Keine Art von Weissagungen war bei den Deutschen in den letzten Jahrhunderten so volksbeliebt und volksverbreitet, als die „Türkenprophezeiungen". Noch bis zur Zeit der ersten französischen Revolution erschienen alljährlich sogenannte „Türkenkalender" mit haarsträubenden Schildereien künftiger und vergangener Türkengreuel angefüllt. Die Türken sind eine stehende mythologische Figur im deutschen Volksglauben geworden. In vielen Gegenden wird noch heute alltäglich zur bestimmten Stunde geläutet zum Gedächtnis der Türkennot, und das regelmäßige Türkengebet ist noch gar nicht lange verschwunden. Diese, ich möchte sagen historische Angst vor den Türken, welche durch allerlei kirchliches Herkommen ihre religiöse Weihe erhalten hat, tauchte wieder auf im Volksgeiste unmittelbar mit der ersten Erschütterung der langjährigen Friedensruhe Europas. Allein erst mit dem Ausbruche des ungarischen Krieges schienen die Türkenprophezeiungen sich verwirklichen zu wollen. Darum glaubten zum Beispiel die rheinischen Bauern — und anderwärts wird es nicht anders gewesen sein — trotz aller Zeitungsnachrichten lange nicht, daß Kossuth besiegt sei, weil ihnen der unausbleibliche Türkenkrieg ein und dasselbe deuchte mit dem Siege Kossuths, weil es ihnen gleich einem Evangelium feststand, daß im Jahre 1850 die Türkenpferde aus dem Rhein trinken und an den Pfeilern des Kölner Domes angebunden sein würden. Dieser Glaube erhielt eine Weile in der wunderlichsten Weise Nahrung durch die freundschaftlichen Beziehungen eines türkischen Grenzkommandanten zu Kossuth, durch das Asyl der ungarischen Flüchtlinge auf türkischem Boden, durch den Übertritt Bems zum Islam, und endlich wohl gar durch die nachfolgenden orientalischen Verwicklungen. Die Teilnahme, welche das Geschick des Magyarenvolkes bei dem politisch noch sehr naiven Kern des gemeinen Mannes in Deutschland gefunden, war zum

geringsten Teile politischer Natur; sie war in weit größerem Maße hervorgerufen durch den geheimnisvollen, fast orientalischen Zauber des Wunderbaren, welcher über dem ungarischen Krieg und seinen Helden schwebte, durch den festen Glauben an uralte Prophezeiungen, die sich von dorther hätten erfüllen müssen.

In Westfalen, dem klassischen Lande der Sage und des Volksaberglaubens, hat man sich eifriger als anderwärts bemüht, die Prophezeiungen, welche in den Jahren 1848 und 1849 eine so große Rolle bei dem Volke gespielt, zusammenzustellen. Dort zeigte sich auch die anziehendste und reichste Gruppe volkstümlicher Propheten, und Th. Beykirch zu Dortmund erwarb sich das Verdienst, ihre Aussprüche in seinem „Kalender für unsre verhängnisvolle Zeit" zu sammeln. Dieses Buch hat mehrfache historische und literarische Erörterungen hervorgerufen; man beschränkte sich aber darauf, soviel mir bekannt, in das Materielle der Prophezeiungen einzugehen, während doch die fabelhafte Rückwirkung derselben auf das Volk das kulturgeschichtlich Wichtigste bei der Sache ist. Ein statistischer Nachweis über den jedenfalls beispiellos ausgedehnten Vertrieb der Prophezeiungsbüchlein wäre lehrreicher als der scharfsinnige Traktat über die Erfüllung oder Nichterfüllung des darin Verkündeten.

Vergleicht man übrigens die in Beykirchs Sammlung aufgenommenen Prophetenstimmen mit einer großen Masse von Prophezeiungsbüchlein ganz andern Kalibers, welche nicht minder den literarischen Markt und die Jahrmärkte überschwemmten, dann entdeckt man leicht das unterscheidende Merkmal zwischen der historisch-echten und wirklich dem Munde des Volkes entquollenen Weissagung und vielfachem in neuester Zeit für den Markt gearbeiteten Fabrikat. Jene ungefälschten alten Prophetenstimmen wurzeln fast allesamt in dem Boden bekannter Sagenkreise, aus denen auch unsre dichterische Nationalliteratur so reichen Stoff geschöpft hat. Zum großen Teil laufen sie im Stile der Barbarossasage auf die Wiederkunft eines großen Kaisers oder Helden hinaus, der auf weitem Blachfeld, bald am Niederrhein, bald in Westfalen,

bald im Elsaß den letzten großen Kampf ausfechten wird. Die streitenden Scharen werden im Blut bis an die Knöchel waten, und ist der Sieg errungen, dann wird der Feldherr seinen Schild an den Birnbaum oder die Birke aufhängen, und die glückselige Zeit beginnt. Wie arm und mager nehmen sich diesen oft großartig poetischen Träumen gegenüber jene gemachten oder mit schlechtem Geschick gefälschten Prophezeiungsbüchlein aus, welche man am eifrigsten unter dem Volk zu verbreiten suchte, und die mit dem endlichen Siege der sozialdemokratischen Republik in dürren modernen Zeitungsphrasen um sich warfen!

Wenn es gerade dem gemeinen Mann am schwersten hielt, das Vertrauen wieder zu finden auf eine festere Gestaltung der Dinge, wenn er auch dann, als die Heere längst den äußeren Entscheid gegeben hatten, dennoch die Revolution für noch lange nicht beendet hielt, wenn er oftmals schwankte, auf welche Seite er sich wenden sollte, dann wirkte hierzu gewiß nicht wenig der starre Schicksalsglaube, mit welchem er der Erfüllung seiner Prophetensprüche harrte. Und sollte auch ein voller europäischer Friede wiedergekehrt sein, so wird es doch gewiß noch jahrelang dauern, bis der Bauersmann seine Felder wieder in der freudigen Gewißheit bestellt, daß er, was er gesäet, auch ernten werde.

Haben sich doch auch unsre Staatsmänner zuletzt nicht frei bewahren können von dem mystischen Grundzuge! Mit rückwärts gewandtem Prophetengesicht sahen sie den mittelalterlichen Kaiser deutscher Nation auf dem Throne sitzen, umgeben von verantwortlichen Ministern und Unterstaatssekretären, gerüstet nicht mit dem Schwerte sondern mit einem unbedingten oder aufschiebendem Veto, in Fehde liegend nicht mit Heiden und Ungläubigen, sondern mit unfügsamen Volkshausmajoritäten, während der Bauersmann, freilich ohne Vergleich poetischer, den kaiserlichen Retter und Helden auf dem Schlachtfeld erblickte, wie er seinen Schild an den geheimnisvollen verdorrten Birnbaum hängt, dessen Gezweig urplötzlich neu ergrünet!

Die Prophezeiungen bildeten einen wirklichen Faktor der Re-

volution. Sie waren eine bewegende Kraft in den untern Schichten des Volkes. Sie waren eine politische, weil eine kulturgeschichtliche Tatsache, obgleich vielleicht kein Staatsmann sie als solche erkannt und gewürdigt hat. Diese unscheinbaren löschpapiernen Büchlein voll dunkler Sprüche und Gesichte wirkten viel tiefer greifend revolutionär, als Struves und Heinzens Brandschriften. Die Parteien ahnten das; aber statt das Volk bei seinem historischen, ureigenen Prophetenglauben zu packen, der in der dunklen, unverstandenen Tiefe seines religiösen Bewußtseins wurzelt, gossen sie ihre kahlen Tendenzphrasen in die Form von prophetischen Blättern, die sich dann wie verrückt gewordene Zeitungsartikel ausnahmen. Der Volksführer hätte eine fürchterliche Macht in Händen gehabt, welcher in den Tagen der allgemeinen Gärung und Auflösung den Glauben des Volkes und dessen Aberglauben zu seinen Gunsten auszubeuten gewußt hätte. Das verstanden aber die deutschen Volksführer nicht; Kossuth verstand es beinahe, keiner aber hat es in neuerer Zeit, wenigstens in Betreff des Aberglaubens, besser verstanden, als der erste Napoleon. Und doch lag es so nahe, auf den wiederbelebten mystischen Zug des Volksgeistes welterschütternde Erfolge zu gründen, wenn das ganze gebildete Geschlecht nicht gar zu gescheit geworden wäre! Die hessischen Bauern sagen mit einem prachtvoll schlagenden Ausdruck, „unvernünftig gescheit", um ein allerhöchstes Maß von Gescheitigkeit zu bezeichnen: dieser Ausdruck ist wie gemacht für ein Geschlecht, dem über lauter Verstandesbildung gerade der einfachste Verstand abhanden gekommen ist.

Seit der Erklärung der Menschenrechte hat jede größere Revolution nicht nur das Banner der Freiheit, sondern auch der Gleichheit erhoben. Der gemeine Mann aber weiß viel besser, was er sich unter der Gleichheit, als was er sich unter der Freiheit denken soll.

Daß die Scheinkonstitutionen der Einzelstaaten zusammenbrachen und die deutsche Bundesverfassung in Trümmer ging, hat unsre Bauern im März 1848 gewiß weit weniger tief berührt,

als daß sie sahen, wie die vornehmsten Leute plötzlich ganz klein wurden und klein taten, wie Reiche verarmten oder wenigstens Armut heuchelten, wie jedermann, sogar Fürst und Graf, auf einmal „Volk" wurde. Erst in diesem handgreiflichen Fortschritt zur Gleichheit ahnten sie den weltgeschichtlichen Umschwung. Sie hörten gern zu, wenn Wühler ihnen predigten, daß es demnächst ans allgemeine „Teilen" gehe, und begannen wohl auch selbst sofort die Hasen auf dem Felde und das Holz im Walde mit den bisherigen Berechtigten zu „teilen". Nur ihren eigenen Grund und Boden hätten sie nicht gern mit dem besitzlosen Proletarier geteilt, der ihnen das Teilen predigte. Vom Freiheitsschwindel kaum berührt, wurden sie vom Gleichheitsschwindel bis ins Innerste ergriffen. An Feldkreuzen las man in der Mainzer Gegend häufig eine Strophe, die in frommen Worten prophezeite, daß im Jahre 1849 nach Gottes Willen alle Güter gemein werden würden. Der Kommunismus und Sozialismus hat zu allen Zeiten, namentlich aber neuerdings von den Münsterschen Wiedertäufern bis zum Vater Enfantin und Fourier seine religiöse Mystik und seine chiliastischen Visionen gehabt. Mit dem Traumbilde einer goldenen Zeit, deren Morgenrot eben anbreche, wurde mancher dumme Bauer für die versuchsweise kommunistische Tat gewonnen, der für kommunistische Ideen viel zu gescheit gewesen wäre. Und wenn die gemütliche Unordnung des achtundvierziger Märzmonats noch zwölf Monate länger gedauert hätte, dann würde man hier wahre Wunder der „volkstümlichen Mystik der Revolution" erlebt haben.

Zweites Kapitel.

Die neue Macht der Kirche.

(Geschrieben im Jahre 1850.)

In den Ländern, wo noch echter Wald und Wildnis ist, wo die Dörfer noch nicht städtisch geworden sind und das Volkstum noch nach größeren Massen zusammengehalten wird, in diesen streng protestantischen Landstrichen des deutschen Nordens und den entsprechenden streng katholischen des deutschen Südens, war auch in der Blütezeit des modernen freien Kirchentums der alte Kirchenglaube wenig oder gar nicht angegriffen worden. Hier fand die kirchliche Reaktion, die so rasch und siegreich wieder einzog, ihren mächtigsten Rückhalt. Der westfälische Bauer vom alten Schlag, der jeden Juden, sei er noch so vornehm oder reich, mit du anredet und einen Hebräer von sechs Fuß Höhe dennoch immer mit der Verkleinerungssilbe als ein „Jüdchen" bezeichnet, ist für die verneinende Kritik der Kirchenlehre noch nicht geboren. Der Tiroler, welcher den fremden Touristen mit Prügeln bedroht, wenn derselbe arglos am Freitag im Wirtshause eine Fleischspeise begehrt, ebensowenig. Die kirchliche Bedeutung solcher Länder- und Volksgruppen hatte man durch lange Jahre ganz vergessen gehabt und es bedurfte der herzhaftesten politischen Erschütterungen, damit selbst scharfblickende und wohlgelehrte Leute inne wurden, nicht nur wieviel Aberglauben, sondern auch wieviel Glauben in groben — und feinen Formen — noch immer in dem deutschen Volke festsitze.

In Gegenden Deutschlands, wo man seit 1845 keine Wallfahrt mehr gesehen, bewegten sich im Jahre 1850 mit einem Male wieder die langen Züge der Bittgänger. In Städtchen, durch deren Straßen seit der Reformationszeit keine Prozessionen gezogen, wurde in diesem Jahr die Fronleichnamsprozession mit größerem Zustrom ausgeführt, als sonst in manchen altkatholischen Orten. Selbst in Berlin, wo Friedrich der Große die Erlaubnis zu einer solchen Prozession geben wollte, „falls es die Straßenjungen erlaubten", haben es im Jahr 1850 die Straßenjungen wirklich erlaubt.

Von allen öffentlichen Autoritäten hat die Kirche den ersten vollwichtigen Erfolg aus der Revolution von 1848 gewonnen. Alle andern Mächte schwächten sich gegenseitig: die Macht der Kirche wuchs. Und obendrein ganz im stillen. Ein Tagesschriftsteller, der auf Originalität Anspruch machte, mußte sich vier bis fünf Jahre vorher noch ordentlich scheuen, Notiz zu nehmen von der kirchlichen Entwicklung, wie von einer abgetanen Sache, von einem zu kleinen Ding in so großen politischen Krisen — und siehe, da war mit einem Male die Kirche der Politik wieder über den Kopf gewachsen, und stand als eine entscheidende Macht inmitten all der schwankenden neuen Gebilde!

Die Kirche wird schwach, sobald sie sich dem Volksleben entfremdet, darum waren die glänzendsten Perioden der theologischen Gelehrsamkeit nicht selten Perioden der Ohnmacht der Kirche. Sie wird stark und verjüngt sich, sobald sie wieder in unmittelbare Berührung mit dem Volk und seinen praktischen Bedürfnissen tritt. Diese Tatsache ist vor allem eine d e u t s c h e Tatsache, sie zeichnet das deutsche Volk, welches im tiefsten Sinne des Wortes ein christliches ist.

Für den religiösen Radikalismus war schon beim Beginn der Märzbewegung kein Vorschreiten mehr möglich, denn er hatte theoretisch bereits den äußersten Gipfel erklommen; die praktische Spitze aber war ihm abgebrochen, weil der Gegendruck des Polizeistaates gewichen war. Es war über Nacht altmodisch, eine Art

von vormärzlichem Liberalismus geworden, in kirchlichen Dingen verneinend aufzutreten, man hatte auch für den Augenblick gar keine Zeit dafür. Die meisten Wortführer des Freikirchentums fühlten diese Verlegenheit, und trugen, um nicht ganz „ins Wasser gelegt" zu werden, ihre Fortschrittsfahne aus dem kirchlichen Lager ungesäumt ins demokratisch-sozialistische hinüber. Ronges Auftreten am Vorabend des Vorparlaments gab das Signal dazu — freilich in nicht sehr imponierender Weise! Der Deutschkatholizismus und was damit zusammenhängt, wurde auf fast volle zwei Jahre auf Wartegeld gesetzt, und erst gegen das Jahr 1850 hin, als die politischen Hebel des Umsturzes nicht mehr recht packen wollten, wurden auch die Kirchenstürmer wieder zum aktiven Dienst berufen. Aber sie fanden nunmehr ein ganz andres Publikum vor, sie mußten, wo sie noch vor zwei Jahren an das „Jahrhundert", an die „Menschheit" appelliert, jetzt an die Partei und obendrein an eine sehr kleine und geschlagene appellieren.

Ganz andre Wahrzeichen standen von vornherein auf der entgegenstehenden Seite. Während sich im ersten Ansturm der Revolution sonst kaum die dunklen Spuren einer Parteibildung kundgaben, tauchte die katholisch-kirchliche Partei plötzlich festgeschlossen und mit klaren Zielen aus dem politischen Strudel hervor. Man beachtete das dazumal wenig, aber es war eines der bedeutendsten Zeichen der Zeit, daß schon in den Märztagen 1848 katholische Vereine — auch sie schienen über Nacht aus der Erde gewachsen — Wahlmanifeste für die bevorstehenden Reichstagswahlen mit ausdrücklicher Betonung des kirchlichen Interesses erließen. Und zwar geschah dies nicht bloß in rein katholischen Ländern, sondern gerade auch im Lande des gemischtesten Volksbestandes, in Mitteldeutschland, wo ein selbständiges Auftreten des Katholizismus — und vollends in politischen Dingen — bis dahin ganz unerhört gewesen war. Man ging dabei sehr klug zu Werke. Die Vereine gaben sich etwa den Titel „Für religiöse Freiheit" und dergleichen. Sie luden die Pfarrer ein, diejenigen Männer aus ihren Gemeinden, welche sich „durch Einsicht in die

Bedürfnisse der Zeit und aufrichtige Anerkennung des Prinzips der religiösen Freiheit" auszeichneten, dem Vereinspräsidenten namhaft zu machen, der Verein werde dann die Wahlkandidaten bezeichnen, damit Zersplitterung der Stimmen vermieden werde u. s. w.

Es ist bemerkenswert, wie klar in der damaligen Begriffsverwirrung der katholische Klerus die Tragkraft der Religionsfreiheit erfaßte, und sofort einsah, daß nichts der Macht der Kirche förderlicher sein könne, als die Befreiung von der gefährlichen Freundschaft der Konstabler und Gendarmen.

Noch schwebt mir recht lebhaft das Bild einer großen Volksversammlung aus den Märztagen vor, wo sich ein ehrsamer Schlossermeister über die einfältigen Pfaffen lustig machte, die da meinten, durch die Religionsfreiheit sei ihnen nun auch die Freiheit gegeben, das ganze Jahr hindurch wieder Prozessionen zu halten oder gar Klöster zu erbauen, während doch Religionsfreiheit klärlich heiße: „Befreiung von der Religion". Die Hörerschaft bekundete durch jubelndes Beifallsgelächter, wie hoch sie, gleich dem Redner, über jener kuriosen Naivität des Klerus stehe, und die Lachenden ahnten nicht, daß sie selber im vorliegenden Fall eigentlich die Naiven seien.

Die katholischen Vereine wucherten über Nacht wie Schlingkraut. So etwas läßt sich nicht äußerlich *machen*. Diese Vereine hatten unzweifelhaft Wurzel im *Volke* geschlagen. Ihr festes Zusammenhalten, ihre Disziplin fand nur in der Organisation der radikalen Vereine, später auch des Treubundes, ein Seitenstück. Die gemäßigten Vereine sahen neben diesen schlaglustigen und geregelten Truppenkörpern recht wie der Krähwinkler Landsturm aus. Und doch bargen gerade sie so viel Weisheit und edlen Willen! Aber nicht Weisheit und Wohlwollen entscheidet, wenn ein Volk vom Fieber der Revolution glüht, sondern Klugheit und Tatkraft.

Ich hatte Gelegenheit, in den aufgeregtesten Tagen einer Art von Provinzialversammlung mehrerer Piusvereine beizuwohnen, die in einer sehr durchwühlten und kirchenfeindlichen Gegend

abgehalten wurde. Der Eindruck war ein ganz romantischer. Ohne vorher viel Kunde ins große Publikum kommen zu lassen, hatten sich die Vereinsglieder in einem Saal versammelt, dessen Fenster von der Straße aus nicht „bestrichen" werden konnten. Statt des obligaten Tumultes damaliger Volksversammlungen herrschte feierliches Schweigen in dem Raume. Wenn man sich die Versammelten im gesteigerten Lichteffekte der erregten Phantasie etwa als eine in tiefer Höhleneinsamkeit ihre Mysterien feiernde Urchristengemeinde hätte ausmalen wollen, dann würden diesmal auch die heidnischen Verfolger nicht gefehlt haben, welche in Gestalt von allerlei Straßenpöbel bedenklich das Haus umwogten. Unter andächtiger Kirchenstille ward ein das Streben der Vereine anerkennendes Schreiben des Papstes verlesen. Nur auserlesene Redner traten auf, wie wenn es zur selbstverständlichen Disziplin dieser einer strengen Kirchenzucht befreundeten Versammlung gehöre, daß nicht jeder Laie und Liebhaber dreinrede wie ihm der Schnabel gewachsen. Man vernahm nicht bloß den breiten phlegmatischen Kanzelton, sondern daneben auch jene hinreißenden Akzente eines glühheißen Glaubenseifers, rednerische Bruchstücke, welche klangen wie wenn sie aus dem Munde eines wandernden mittelalterlichen Kreuzpredigers kämen, wohl auch gewürzt mit einem derben volkstümlichen Humor, der nicht unvorteilhaft an die Tradition der Kapuziner erinnerte. Den dramatischen Mittelpunkt aber bildete das Erscheinen der historischen Figur des Hofrats Buß auf der Rednerbühne, der, eben auf einer seiner Rundreisen begriffen, von der nächstvorhergehenden Station geradeswegs aus den Händen insultierender Gassenbuben in die Versammlung gekommen war. Das zähe Wesen dieses merkwürdigen Mannes, ein wunderbares Gemisch von glühender Leidenschaft und äußerster Trockenheit, verfehlte nicht leicht seine Wirkung. Meistens abstrakt in seinem Gedankengange, anschauungslos und langatmig verwickelt in der Redeform, durch den rastlos sich zudrängenden Überschwall der Ideen unverständlich, wurde der Agitator allein durch den Nimbus eines nie gebrochenen Eifers, durch die Sammlung all seines

Strebens in dem Brennpunkt eines unverrückten Ideals — der Herrlichkeit und Herrschaft der katholischen Kirche — in seinen Kreisen volksbeliebt. Vielleicht hat unsre ganze Revolutionsgeschichte keinen eifrigeren und einseitigeren Charakter aufzuweisen. Aber seine unendliche Zähigkeit war nur das Spiegelbild der Zähigkeit seiner Partei. Alle andern Fraktionen konnten es nicht verwinden, bald hier bald dort seitwärts zu blicken, die ultramontane allein steuerte unverrückt auf ihr einziges Ziel los, und jeder neue politische Gedanke, der aus dem Gewoge des großen Geisterkampfes aufwallte, wurde sofort ihrem letzten Gedanken, dem Gedanken an die Erhöhung der Kirche dienstbar gemacht. Ich schildere diese Tatsachen, wie wir sie erlebt haben, und ein jeder kann sich seine Gedanken dazu machen. Ich schildere diese *folgenreichen* Tatsachen, weil viele sie nicht sehen wollten, und doch waren sie da.

Am Eröffnungstage der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt fiel zwar der Antrag eines geistlichen Mitglieds durch, die Sitzungen mit einer kirchlichen Feier zu beginnen; aber wer in dem Augenblick, wo unter dem lauten Spott der Gegner und der Galerie über diesen Vorschlag abgestimmt wurde, ungeblendeten Auges die Reihen der Abgeordneten musterte, der mußte eingestehen, daß der Klerus und sein Anhang in einer für jene Tage unglaublich starken Schar in der Paulskirche vertreten war. Noch wußte man nicht, wem diese Fraktion sich zuwenden würde: umsomehr zeigte der Hohn, womit die Demokratie den Antrag jenes Geistlichen entgegennahm, daß unsre Radikalen mit Blindheit geschlagen seien. Der entscheidende Augenblick war gekommen, wo die ultramontane Partei ihren Frieden schließen konnte mit der protestantischen Fürstengewalt, wo in Vergessenheit getaucht werden konnte das Gedächtnis jener langjährigen Reibungen, um derentwillen nicht wenige protestantische Regierungen das katholische Element in ihren Staaten als ein schlechthin gegnerisches angesehen hatten. Und dieser Friede ist damals — wenigstens für die *nächsten* Jahre der politischen Bewegung — geschlossen worden, ohne daß es die Demokratie auch nur des Versuchs wert

hielt, seinen Abschluß zu verhindern! Sie hatte eben damals ganz vergessen, daß es überhaupt noch Fürsten und daß es überhaupt noch eine Kirche gebe!

Es war ein böses Wahrzeichen, daß des deutschen Reichstages erste Abstimmung die Eröffnung des ernsten Werkes durch ein Gebet stracks zurückwies. Das war nicht nach deutscher Art und Sitte gehandelt; denn das deutsche Volk betet noch. Philipp Wackernagel ruft in seinem schönen Büchlein „Trösteinsamkeit" jenen Männern, die damals gegen das Gebet stimmten, das herrlichste Liede Arndts ins Gedächtnis, das ein so echt deutsches Lied ist wie wenig andre:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor."

(Im Jahre 1848 wurde das deutsche Parlament ohne Gebet eröffnet; im Sommer 1883 wurden in München Gottesdienste in den Kirchen aller Konfessionen abgehalten aus Anlaß der Eröffnung — der neuen Wasserleitung!)

Inmitten der achtundvierziger Bewegung wußten sich die kirchlich gesinnten Protestanten nicht so rasch auch äußerlich zu sammeln und zu ordnen wie die Katholiken. Später dagegen griffen sie umso tiefer und nachdrucksvoller die kirchliche Behandlung der sozialen Fragen auf. Im ersten Sturm des Jahres 1848 wollte die protestantische Geistlichkeit an vielen Orten ihre Kirchenverfassung als eine schwebende Frage den politischen Errungenschaften anbequemen; der katholische Klerus schmiegte umgekehrt diese Errungenschaften dem feststehenden Interesse seiner Kirche. Die Protestanten erwogen wohl etwa, wie man kirchlicherseits dem Zeitgeist die ungefährlichsten Zugeständnisse machen könne; die Katholiken dagegen fragten, wie die Zugeständnisse des Zeitgeistes am besten für die Kirche zu nützen seien. Der Protestantismus organisierte anfänglich keine Vereine, keine politische Zeitungspresse.

Die Politik seiner Konsistorien war gegenüber dem Andrang der Bewegung verteidigungsweise und unterhandelnd; die Politik des katholischen Klerus angriffsweise und gebietend. Beides entspricht dem Charakter der beiden Kirchen; es läßt sich aber leicht erraten, wer bei seiner Politik am besten wegkommen mußte.

In den kleineren protestantischen Ländern zumal suchten die Kirchenbehörden eine Art von konstitutionellem Weg einzuschlagen. Es galt aber vor allen Dingen, eine kirchliche Volksbegeisterung an der politischen zu entzünden, nicht kirchenrechtliche Religionsgespräche zu eröffnen. An Taten und Anschauungen begeistert sich das Volk; gelehrte Debatten sind allen guten Christen gleich langweilig. Man schrieb zum Beispiel Gemeindeversammlungen und Provinzialsynoden aus, die sich später in Generalsynoden gipfeln sollten, wozu es aber in der Regel nicht gekommen ist; man räumte wohl auch den Laien bedeutende Zugeständnisse zur Mitberatung einer neuen Kirchenverfassung ein. Weil man aber solchergestalt auf halbem Wege stehen blieb, so schwächte man dadurch einerseits die Autorität der Kirche, ohne doch auf der andern Seite irgend ein bestimmtes Ergebnis zu gewinnen. Man hat wohl auch hie und da durch das ganze Jahr 1848 zahlreiche kleinere örtliche Synoden abgehalten, wobei ungeheuer viel geredet, geschrieben und gedruckt worden ist. Bei diesen Vorarbeiten ließ man's dann aber auch vorläufig bewenden. Dadurch wurde aber nur ein verneinendes Resultat erreicht. Denn alle diese Miniatursynoden waren eigentlich nur darin einig, daß der dermalige Zustand der Kirchenverfassung ein unhaltbarer sei; allein das hatte man auch ohne Synoden schon lange vorher gewußt. Beiläufig machte man die Bauern mißtrauisch, welche glaubten, wo von den Pfarrern so eifrig gesprochen und geschrieben werde, da müsse es sich doch schließlich nur um Pfarrgehaltserhöhungen handeln oder um Bereicherung des Kirchenfonds.

So prägte sich also dem Volk nichts tiefer ein, als das Bewußtsein des Schwankenden und Unfertigen in dem neuen Übergangsstadium der protestantischen Kirchenverfassung, während die katho-

lische Kirche gerade durch das Geschlossene ihrer Zustände in so bewegter Zeit imponieren konnte.

Der Protestantismus scheute sich als politische Macht aufzutreten. Trotzdem entwickelte sich eine politische Macht aus demselben. Die „Kreuzzeitung" entstammt dem „tollen Jahre" und behauptete sich; in den Jahren vor der Revolution gegründet, würde sie alsbald wieder eingegangen sein: sie wäre damals noch „kein Bedürfnis" gewesen. Durch die Wucht der Ereignisse zur Energie getrieben, schloß sich in Preußen die kirchlich-konservative Partei zusammen, mit der Tendenz, das legitime Königtum mit dem heiligen Öl moderner Gläubigkeit zu salben. Der religiöse Kitt bindet diese Partei nicht minder fest als der politische, und ohne den im allgemeinen immer stärker sich bekundenden Hunger nach einem positiven Kirchentum würde sie nicht eine so mächtige Partei geworden sein. Der Konservatismus dieser Partei scheidet sich jedoch wesentlich ab von dem der ultramontanen. Sie ist die Partei der positiven Politik mit kirchlicher Farbe, der Ultramontanismus dagegen des positiven Kirchentums mit politisch-legitimistischer Farbe. Die katholisch-klerikale Partei stand bereits beim Beginn der Revolution fertig da, einer Armee vergleichbar, die man nur mobil zu machen braucht, die protestantisch-konservative ist erst durch den Verlauf der Revolution zum inneren Abschluß getrieben worden. Aber ihr Einfluß wuchs ebenso unglaublich schnell wie jener der katholisch-klerikalen. Man darf sich nicht wundern, wenn später nach der Entkräftung der Demokratie diese Partei neben der ultramontanen unzweifelhaft die zäheste und tatkräftigste in Deutschland ward, denn beide sind ganz unerschrocken in der Durchführung ihrer Konsequenzen und gehen dabei durch dick und dünn. Beide wissen, daß sie eine Stütze in den erstarkenden kirchlich gesinnten Gruppen des Volkes haben. Es ist darum auch ganz naturgemäß, daß beide Parteien sich die Hand reichen zum Kampfe wider die gemeinsamen liberalen Gegner, und daß solchergestalt die Partei, welche sich die spezifisch preußische nennt, nicht selten im engsten Bunde stand mit der großdeutschen, österreichisch

ultramontanen. Zwischen der Disziplin des Treubundes und der Piusvereine ließen sich schlagende Parallelen ziehen, und zu dem kleinen Sittenbild, in welchem ich oben eine Szene der katholischen Vereine aus bewegter Zeit zu skizzieren suchte, wäre leicht ein Gegenstück aus den Entstehungstagen des Treubundes auszuführen.

Als Hoffmann von Ludwigsburg im September 1848 in der Paulskirche seinen gläubig-kirchlichen Standpunkt geltend machte, faßte man dies noch als eine vereinzelte Kuriosität, etwa wie anderseits den Humor des Atheismus in Vogts Munde. In kürzester Frist aber war aus der „Kuriosität" eine mächtige Partei geworden, eine Partei, die selbst auf die große deutsche Verfassungsfrage und ihre Unlösbarkeit tiefgreifend geheimen Einfluß übte.

Von der Trennung der Schule von der Kirche, von der Zivilehe und ähnlichen Dingen hatte man sich vordem fabelhafte Erfolge gegenüber der Hierarchie versprochen, und nun man eine Weile damit experimentiert, bleibt nur eines erwiesen, daß die Sitte im Volke mächtiger sei, als jede theoretische Satzung. Die Gesetzgebung verbriefte die Rechte der Juden und zur Antwort darauf steinigte das „Volk" die Juden — gerade in seinen freiesten Märztagen.

Gründlicher als je zuvor wenden gegenwärtig die Kirchlichen beider Konfessionen ihre tatkräftige Aufmerksamkeit der sozialen Entartung und der materiellen Not des Volkes zu. Die Organe der protestantischen inneren Mission haben sich neuerdings weit gründlicher mit dem Studium der „Naturgeschichte des Volkes" befaßt, als die meisten politischen Blätter. Alle jene norddeutschen Vereine, die den Arbeitern Häuser, den Gesellen Herbergen bauen, die eine Pfennigliteratur für das Haus des gemeinen Mannes schaffen und seinen Schönheitssinn durch gute Holzschnitte mit Bildern aus der Bibel heranziehen wollen, dazu die meisten jener Vereine zur Linderung von Not und Elend in allen Formen, verfolgen zugleich religiöse Tendenzen oder sind durch dieselben zunächst angeregt.

Auf der andern Seite haben die Jesuitenmissionäre auf einmal

ganz neue Predigtthemen aufgebracht. (Wären solche „Jesuitenmissionen“, wie sie im Anfange der Fünfzigerjahre von Ort zu Ort zogen, vor der Revolution denkbar gewesen? Damals missionierte Johannes Ronge; durch die Revolution aber kamen die Jesuiten, und Ronge wurde vergessen.) Die Jesuiten predigen gern über die sozialen Fragen. Sie halten sogenannte Standespredigten. Diese Standespredigten verfehlen schon um ihres Stoffes willen selten ihren Eindruck auf das Volk. Es hat namentlich für den gemeinen Mann den Reiz des Neuen, Praktischen und Zeitgemäßen, daß er hier die nächsten Fragen seiner bürgerlichen Existenz, seiner Stellung in der Gesellschaft vom kirchlichen Standpunkt erörtern und prüfen hört, statt der weiland beliebten allgemeinen Moralfragen. Diese Standespredigten übersetzten die Naturgeschichte des Volkes ins Erbauliche. Das wirkt hinreißend auf das Volk selber, es fühlt bei den Jesuitenpredigten wohl heraus, daß durch dieselben die Kirche dem Volkstum wieder näher treten will. Wir sahen Bauern und Handwerksleute, die alle Geschäfte stehen und liegen ließen, und täglich fünf solcher Predigten eine und zwei Wochen lang anhörten und doch nicht müde wurden. Es ist das eine ganz neue Art von Volksreden, von denen man sich etliche Jahre früher nichts hätte träumen lassen. Die Jesuiten ziehen gleich den Männern der protestantischen innern Mission die soziale Politik in die Kirche. Mögen wir uns erfreuen oder ärgern an dieser Tatsache, so sollen wir wenigstens ihre Tragkraft nicht unterschätzen, und der Staatsmann, der Volksredner und Volksschriftsteller kann von den Jesuiten lernen, wie man das Volk am Herzen packt. Schon hört man die Behauptung immer allgemeiner, daß der Neubau unsrer zerbröckelnden Gesellschaft durch gar keine andre Macht mehr geschehen könne, als durch die Kirche. Während man noch vor wenigen Jahren allgemein in der entgegengesetzten Einseitigkeit befangen war und gar nicht daran dachte, daß die Kirche teilnehmen könne und müsse an der Reform unsrer sozialen Zustände, halten viele jetzt alle Heilversuche der weltlichen Mächte hier für eitel Spielerei. Auch der „christliche

Staat" ward seit 1850 aufs neue ein Schlagwort für Freunde und Feinde der Kirche. Diese Richtung steckt so tief in unsrer Zeit, daß sie sogar schon veräußerlicht als Modesache auftritt, namentlich bei den höheren Ständen, und hier wieder insbesondere bei den Frauen. Wie im späteren 18. Jahrhundert der Unglaube eine noble Passion war, so ist es jetzt zur noblen Passion geworden, möglichst kirchlich zu scheinen und sich an dem guten Werke der kirchlichen Erziehung des unteren Volkes, an der Linderung des sozialen Elends bei geistlichem Zuspruch — wenigstens durch den Geldbeutel zu beteiligen. Die historische Parallele mit dem Pietismus der deutschen „Grafenhäuser" zu Speners Zeiten liegt hier nahe.

Als die Kluft zwischen den rein politischen Parteien immer größer wurde, als der Riß, welcher den Norden und Süden Deutschlands durch die sich befehdende Politik Österreichs und Preußens trennte, immer klaffender, gerade damals hatten sich die Protestanten im Norden und die Katholiken im Süden insoweit wenigstens auffallend genähert, als sich die entschiedenen Glieder beider Bekenntnisse auf dem Boden positiver Kirchlichkeit begegneten. Der Mutterwitz des Volkes begriff das recht gut und drückte es in seiner Sprache aus, wenn er behauptete, die Pfaffen seien diesmal früher einig geworden, als die Fürsten. Aber je entschiedener man am Kirchentum festhielt, umsoweniger konnte dieses Vergessen der kirchlichen Gegensätze von Dauer sein. Der kirchliche Doppelzug des deutschen Volkslebens trat bald wieder immer strenger hervor und es zeigte sich, daß er nicht durch Zufälligkeiten bedingt, sondern in dem innersten Wesen der deutschen Volksbesonderungen als etwas Notwendiges gegeben sei.

Noch hat nach jeder großen politischen Bewegung die Kirche einen Sieg gefeiert, denn eine solche Bewegung führt sie eben immer dem lebendigen Volkstum wieder näher. Erst nach dem Bauernkriege schloß sich der Protestantismus in kirchlich strengere Formen ab, und es ist bekannt, wie gerade die Eindrücke dieser sozialen Revolution es waren, welche in Luthers Geist die Be-

deutung des äußeren Kirchentums wieder in den Vordergrund drängten. Durch die erste französische Revolution und die Befreiungskriege ward die Macht des protestantischen Rationalismus gebrochen und der Orthodoxie samt der Mystik der Romantiker ein neuer Weg gebahnt. Durch die Wucht politischer Erschütterungen ist den Deutschen schon unzähligemal die Lust am leidigen Dogmatisieren zu Gunsten einer praktischeren Religiosität ausgetrieben und der edlere Teil der Nation vom Pelagius zum Augustinus bekehrt worden.

In sozial nivellierten Gegenden und in großen Städten, von denen das Gleiche gilt, hat die Unkirchlichkeit auch neuerdings vielleicht nicht in dem Grade abgenommen, wie in den andern Gauen. Sie hat dagegen ihren Platz gewechselt und ist binnen wenigen Jahren merklich aus gebildeten Schichten der Gesellschaft zu ungebildeteren, ja zu den ungebildetsten hinabgestiegen. Wenn Schleiermacher noch nötig hatte, gegen die „gebildeten Verächter" der Religion zu Felde zu ziehen, so wäre jetzt überhaupt eine Bekämpfung ihrer ungebildeten und halbgebildeten Verächter mehr an der Zeit. In dem Maße, als der begüterte Mittelstand und die Gebildeteren religiöser gesinnt wurden, als die staatlichen Gewalten in der Kirche ihre Verbündete wieder erkannten, schwand die religiöse Sitte unter den sogenannten „Arbeitern" modernen Stiles, bei dem Rahm des Proletariats und leider auch in den sozial zersetzten Staaten Mitteldeutschlands bei den städtisch gewordenen Kleinbauern. Selbst der äußerlich klerikale Einfluß hat hier offenbare Rückschritte gemacht. Dies hätte weniger zu bedeuten. Allein es wird in solchen Gegenden auch geklagt, daß sich zum Beispiel die Zahl der Meineide in den unteren Volksschichten neuerdings erschreckend gemehrt habe. Der Begriff der religiösen Heiligkeit des Eides ist gewichen, weil dort dem Volke mit dem Ansehen der überlieferten Sitte überhaupt auch das Ansehen der religiösen Sitte wankend geworden, und das Gesetz ist im Volksleben ja etwas Totes, nur die Sitte ist das lebendige Gesetz. Auch Kirchendiebstähle sind in manchen Gegenden etwas Alltägliches geworden,

seit man dem Proletariat die Kirche selber zu etwas Alltäglichem zu machen wußte.

Der Fall ist in Südwestdeutschland nicht selten vorgekommen, daß die Hälfte einer Gemeinde sich als eine freikirchliche konstituierte, bloß deshalb, weil sie keine Kirchensteuer und kein Glockenschmiergeld mehr bezahlen wollte, und daß nachgehends die andre Hälfte beitrat, weil es die Leute nicht mehr anhören mochten, daß ihnen jene von ihrer neuen Steuerfreiheit im Wirtshause täglich vorprahlten. Oder eine Gemeinde mag einen Pfarrer nicht, den ihr die Kirchenbehörde hingesetzt; erst wird petitioniert, darauf protestiert, und um den höchsten Trumpf auszuspielen, tritt schließlich die Gemeinde aus dem Kirchenverbande, wo dann der mißliebige Pfarrer in Gottesnamen im Dorfe sitzen bleiben mag.

Wer die soziale Auflösung ganzer Gaue in Mitteldeutschland kennt, den werden solche Tatsachen nicht wundernehmen. Die tiefgewurzelte Sitte bringt es mit sich, daß namentlich das Landvolk einen Glaubenswechsel als das Außerordentlichste ansieht, einen Abtrünnigen, einen Konvertiten mit unheimlichem Grauen betrachtet. Diese Auffassung der Religion als einer ewig unantastbaren Sitte, welche durch Jahrhunderte widergehalten, um derentwillen die Vorfahren vielleicht Elend und Verfolgung freudig auf sich nahmen, über deren Bruch wohl noch die Väter des lebenden Geschlechts im Grabe sich umdrehen würden — diese Auffassung kann nicht wie über Nacht bei dem gemeinen Manne wankend werden, wo nicht die ganze soziale Persönlichkeit des Volkes, das Volkstum, schon lange der Auflösung preisgegeben ist.

In jenen Gegenden, wo Stadt und Land sich ausgleicht, wo die Dörfer städtisch geworden sind, findet man wohl, daß der Kirchenbesuch in den Städten zunimmt, während die Kirchen in den Dörfern veröden. Der Bürger fühlt sich zu innigerer Einkehr in seine kirchliche Gemeinschaft hineingedrängt; der Bauer tritt aus derselben, weil er kein Glockenschmiergeld mehr bezahlen mag. Das Kirchenregiment hat auch in den hier besprochenen Gegenden neue Autorität bei der weltlichen Macht gewonnen; aber mancher

gemeine Mann mag vor seinem Pfarrer nicht mehr die Mütze abziehen. Schwerer aber als alle äußerliche Gewalt und Herrlichkeit der Kirche wiegt die hier gebrochene religiöse Sitte des Volkes, die kirchliche Tradition, das uralt heilige Herkommen. Wo dies einmal zu wanken beginnt, da kann es durch kein Schulmeistern, durch kein Predigen wieder gestützt werden, sondern nur durch eine politische und soziale Erfrischung des ganzen Volkslebens von innen hervor. Nur Stürme aber und schwere Wetter reinigen die Luft und die Völker von Grund aus; mit dem bloßen Wetterleuchten ist es nicht getan.

Wenn der Drang zur „Emanzipierung" von allem Kirchlichen vielfach aus den gebildeten Schichten in die minder gebildeten übersiedelt, so ist dieser Verlauf ein ganz natürlicher. Ein großes Resultat der Wissenschaft geht in der Regel im Verlauf von Menschenaltern in der Weise in die Stufenreihe der Volksmassen über, daß je mit dem folgenden Geschlecht eine niederere Bildungsschicht die geistige Erbschaft der höheren antritt, um sich dieselbe zu verwässern und populär zurecht zu schneidern. So nahm im 18. Jahrhundert die kritische, zersetzende Philosophie bei den ersten Denkern der Nation ihren Ausgang; einige Jahrzehnte später bemächtigten sich die Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, die Schöngeister, Pastoren, Pädagogen u. s. w. dieser Errungenschaft und verbreiteten sie in Literatur, Theologie, Erziehungslehre; wiederum eine Weile nachher griff der gebildetere Mittelstand diesen Rationalismus auf und verwässerte den schon einmal verwässerten Stoff zum andern Male in seiner Weise als praktische Lebensmoral; die dritte Verwässerung des bereits zwiefach verwässerten zu Gunsten der echten Halbbildung erfolgte durch den Deutschkatholizismus und nun sind wir endlich bei dem vierten Stadium dieses Verdünnungsprozesses angelangt. Denn was die ganz Bildungslosen, was das Proletariat unter der Firma der freiesten Kirche jetzt begierig entgegennimmt, ist nichts weiter, als der Schaum der alten kritischen und skeptischen Philosophie in seiner unendlichen Verflüchtigung. Das Ärgerlichste für den

Mann der Wissenschaft besteht bei diesem Hergang nur darin, daß man ihm zumutet, jede dieser Verwässerungsformen als etwas ganz Neues anzusehen, da er doch weiß, daß alles schon einmal dagewesen, und nur in dem Geschäfte des Abrahmens und Verdünnens das einzig Neue liegt.

Gegenüber diesem Prozeß der Trivialisierung überlieferter Resultate zeigt sich gegenwärtig bei allen tatkräftigen, originalen Richtungen des geistigen Lebens die Tendenz, mit dem 17. und 18. Jahrhundert zu brechen. Liberale und Konservative, Philosophen und Theologen schreiben auf ihr Banner die Befreiung von den uns noch immer teilweise anhängenden Fesseln der Zopfzeit. Dieselbe war aber nicht nur die Zeit der politischen Willkürherrschaft, deren Reste der freisinnige Politiker wegschaffen will, der künstlerischen Unnatur, gegen welche der vorwärts strebende Künstler eifert, sie war auch die Zeit des ärgsten Verfalles der Gesellschaft, der Auflösung in Religion und Sitte. Es fragt sich nur, wo die Zopfzeit aufhört und die neue Zeit, unsere Zeit, die rechte, für uns berechtigte Zeit anfängt. Darüber eben sind die Gelehrten noch gar nicht einig. Denn während die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts von den Liberalen als der Frühmorgen dieser gesegneten neuen Zeit bezeichnet wird, gilt sie den Kirchlichorthodoxen gerade als die rechte Mitternacht der Zopfzeit. Man verfängt sich hiebei in den Extremen; es gibt keine Periode der Weltgeschichte, die an sich ganz unberechtigt und schlecht gewesen wäre. Vor hundert Jahren lag es der Literatur des aufgeklärten Europa nahe, alle geistlichen Dinge weltlich zu richten, während in der modernen Literatur eine mächtige Phalanx dem entgegengesetzten Ziele immer näher rückt, alle weltlichen Dinge geistlich zu richten. Der Kunst soll nur noch vom Standpunkte der Kirche ihr Urteil gesprochen werden, nicht minder der Wissenschaft, den Institutionen der Gesellschaft und des Staates. Man kann aber die Bedeutung der Kirche für das gesamte Leben der Nationen vollauf anerkennen und doch bei der zwischen den Extremen des 18. Jahrhunderts und der neuesten Zeit mitten innen stehenden Forderung beharren, daß eben Weltliches weltlich

und Geistliches geistlich gerichtet werde, daß der Staat und die Gesellschaft dem Staatsmanne bleibe, die Kunst dem Künstler, wie die Kirche Herrin in ihrem eigenen Hause bleiben soll; alle diese Mächte aber sollen darum nicht weniger einträchtig zusammenwirken zum Aufbau des gesamten öffentlichen Lebens, an dessen Vollgehalt jede derselben ihre gerechten Ansprüche hat.

Das vorstehende Kapitel ist ein Kulturbild aus der vielberufenen „Reaktionszeit" der Fünfzigerjahre. Die einen werden es ein Lichtbild, die andern ein Nachtstück nennen. Aber so wie dieses Kapitel damals geschrieben wurde und nach den tatsächlichen Beobachtungen des Verfassers nicht anders geschrieben werden konnte, ist es an sich schon eine kleine Urkunde des Geistes jener Zeit. Deutschland hat für immer gebrochen mit diesem Geiste! hieß es in den Sechzigerjahren; — wir beginnen wieder zu demselben zurückzukehren! rufen viele Stimmen in den Achtzigerjahren. Alle Kultur entwickelt sich im Bilde der Spirallinie, welche endlos fortschreitet, indem sie immer wieder zurückzukehren scheint.

Drittes Kapitel.

Das katholische und das protestantische Deutschland.

(Geschrieben im Jahre 1851.)

Im Jahre 1536 war ein Pfarrer in Rod an der Weil, der hatte zugleich die Pfarrei in Hasselbach zu versehen, und vermutlich fiel ihm sein Gehalt von den beiden Orten zu gleichen Teilen. Nun kam aber die Reformation ins Land, und die Gemeinde zu Rod wurde lutherisch, die zu Hasselbach aber hielt fest am Papste.

Darum kam der Pfarrer in große Verlegenheit. Wäre er katholisch geblieben, dann hätte er Rod verloren, wäre er protestantisch geworden, Hasselbach. Er fand aber eine Auskunft. Frühmorgens hat er im Chorrock eine lutherische Predigt gehalten in Rod und eine Stunde später ist er das Tal hinaufgegangen nach Hasselbach und hat dort in der Casula Messe gelesen. Erst taufte er protestantisch in Rod, und dann — es ist nur eine gute halbe Stunde Wegs — katholisch in Hasselbach, kopulierte nach Luthers Weise hüben, nach des Papstes drüben. Und so ging es eine ziemlich lange Zeit.

Unversehens kam aber eine protestantische Kirchenvisitation ins Weiltal, und die Visitatoren hörten zu ihrer besondern Erbauung die Geschichte von dem zwieschlächtigen Pfaffen, fragten ihn, warum er solches getan, und wollten ihm den Dienst aufsagen. Der Pfarrer aber entschuldigte sich, indem er sagte, das Volk habe ihn gezwungen, auf beiden Achseln zu tragen, und gelobte, sich zu bessern. Darauf ließ man ihn im Dienst.

Diese Geschichte des zwieschlächtigen Pfaffen ist eine echt mitteldeutsche. Sie zeichnet die Verwischung der kirchlichen Gegensätze in einer Ländergruppe, in welcher die Gebietsteile des protestantischen und katholischen Bekenntnisses noch weit mehr zerrissen, weit bunter durcheinander geworfen sind als die politischen.

Wir müssen hier noch einmal auf die bereits flüchtig berührte Tatsache zurückkommen, daß Deutschland ebenso wie in Siedlung und Sitte, so auch kirchlich dreifach gegliedert ist. In den zentralisierten Gauen des Südens und Nordens tritt der Katholizismus und Protestantismus massenhaft auf, und diese Gegensätze durchdringen das Volksleben viel tiefer als in den zerstückten mittleren Ländern. Der kirchliche Dualismus, aus dem sich allmählich eine Trias herausbildet, ist organisch hervorgewachsen aus der Natur von Land und Leuten. Die Kirchentrennung hat freilich in den zunächstfolgenden Jahrhunderten traurige politische Folgen für das Gesamtvaterland nach sich gezogen, schon jetzt aber mag man erkennen, wie sie eine Tiefe und Vielgestalt des geistigen und sozialen Lebens der Nation nach beiden Seiten hin angeregt hat, die außerdem unmöglich gewesen wäre. Sie hat die natürliche Besonderung unsrer Ländergruppen erst zur vollen Wahrheit gemacht, die darum das nationale Gemeinbewußtsein tiefer noch gewurzelt zeigt, als wenn wir in Glauben und Sitte nach französischer Art über einen Kamm geschoren wären. Hätte Deutschland den Zwiespalt des Glaubens nicht gründlicher als jede andre Nation durchgerungen, so würden wir nicht so geistesmächtig und verjüngungsfähig im alten Europa fortbestehen, trotz allen Elendes unsrer äußeren Politik.

Beiden deutschen Bekenntnissen aber muß man gerecht werden, indem man sie von dem Standpunkt ihres eigenen volkstümlich gewordenen Kirchenlebens betrachtet.

Mirabeaus Satz, daß die verschiedenen Glaubensbekenntnisse wesentlich mitbedingt seien durch die unterschiedene Landesart, dünkte seinerzeit vielen eine arge Ketzerei: er ist eine tiefe Wahrheit.

Schon lange vor der Reformation war der deutsche Süden

weit inniger in das unmittelbare Interesse Roms verflochten als der Norden. Mainz war das deutsche Rom, nicht irgend eine norddeutsche Stadt. Schon die Abgeschlossenheit des niederdeutschen Bauernvolkes, welches im Mittelalter noch vielfach auf altgermanische Urzustände zurückwies, während Oberdeutschland bereits bis in die entlegensten Winkel der Zivilisation geöffnet war, wirkte dazu mit, daß bereits im Mittelalter unser Süden katholischer war als der Norden. Als Denkmal dessen haben sich in vielen sächsischen und friesischen Strichen des Nordseelandes bis auf unsre Tage die uralt deutschen Taufnamen beim Landvolk erhalten, während in Oberdeutschland schon vor dem Ausgange des Mittelalters die deutschen Namen fast allgemein durch jene der gefeiertsten römischen Kirchenheiligen verdrängt wurden. Und während in dem katholischen Oberdeutschland die neutestamentlichen und lateinischen Taufnamen des späteren Mittelalters, in Niederdeutschland die altdeutschen Taufnamen charakteristisch blieben, hält das mitteldeutsche Volk mit Vorliebe an den im 16. und 17. Jahrhundert gangbaren Taufnamen des gemischtesten Ursprunges fest.

Nicht nur im Bewahren des überlieferten protestantischen Kirchentums, sondern gleichzeitig auch in den Versuchen zur Auflösung desselben bekundete der Norden in unsern Tagen eine weit größere Tatkraft als Mitteldeutschland. Wir stoßen hier wiederum auf den Gegensatz von Stadt und Land. Während die Bauern altgläubig blieben, befestigte sich in den größeren norddeutschen Städten der vulgäre wie der spekulative Rationalismus zusamt dem Freikirchentum der verschiedensten Form. Von Preußen ging die protestantische Union aus, und in Preußen widerstrebt man derselben heute noch am heftigsten. In Mitteldeutschland hatte man nicht sonderlichen Werbens für dieselbe bedurft, nahm sie aber willig hin und vergaß im Volke auffallend rasch die alten Unterschiede. So ward die Hegelsche Philosophie in Berlin und später in Königsberg zu ihren äußersten praktischen Folgerungen geführt, und während der Deutschkatholizismus im Südwesten seine populärsten, aber auch rasch wieder verschollenen

Triumphe feierte, fand er in den norddeutschen Städten seine zähesten grundsätzlichen Anhänger. Die Gegensätze einer instinktartig ihrer Sitte folgenden Landbevölkerung und gleich daneben einer städtischen, deren „gebildete" Schichten vielfach in der äußersten theoretischen Schulmeisterei über Gott und die Welt befangen sind, bestehen überhaupt nirgends unvermittelter nebeneinander als in Norddeutschland.

Vor einigen Jahren wanderten norddeutsche Literaten nach Australien aus, um dort durch Gründung einer Zeitung deutsche Kultur zu verbreiten. Das Unternehmen war, soweit uns die Nummern dieses merkwürdigen Blattes, der „Südaustralischen Zeitung", zu Gesicht gekommen sind, ein ganz ehrenwertes, mit Anstand und Mäßigung durchgeführt. Allein die Schulpolitik, der Gedanke, durch die Paragraphenlogik des Katheders die Leute über Staat und Kirche belehren zu können, war den deutschen Journalisten wie ihr Schatten aus dem alten Europa nachgefolgt. Bewundern muß man dieses zähe Beharren in der eigenen Art, welches nicht einmal in Australien den angeborenen deutschen Schulmeister verleugnen mag, in Australien, wo studierte deutsche Einwanderer um Anstellungen als Schafhirten und Buschschlächter werben und Offiziere und Kaufleute froh sind, als Ackerknechte, Steinklopfer und Bullochsentreiber ein Unterkommen zu finden.

Es ist eine kulturgeschichtlich merkwürdige Tatsache, daß der norddeutsche Doktrinär den Versuch des lehrbuchmäßigen Aufbaues eines neuen Staatslebens und eines neuen Kirchentums, als uns derselbe eben erst in Deutschland beinahe bankerott gemacht hatte, wenigstens noch in den Eukalyptenwäldern Neuhollands für ausführbar erachtete!

Den vornehmsten Inhalt der neuen „Südaustralischen Zeitung" (1850) bildeten staatsphilosophische Leitartikel; die Angelegenheiten der Kolonie laufen nur so nebenher. Die bloßen Überschriften dieser australischen Artikel sind an sich schon ein Epigramm. „Der Staat." „Das Verhältnis der Kirche zum Staat." „Politisches

Bewußtsein." „Preußen seit dem Jahr 1848." „Verantwortlichkeit aller in allem." „Das Recht der Revolution." „Betrachtungen Napoleons über den Zustand von Europa" u. s. w. Für ein Berliner Publikum würden diese Abhandlungen, die in theoretischer Begriffsentwicklung förmlich schwelgen, gar nicht übel geschrieben sein. Wir greifen eine Probe aus dem Artikel „Der Staat". Dort wird den australischen Siedlern wörtlich eröffnet: „Das Wesentliche ist, daß der Staat Organismus ist. Ist aber der Staat Organismus, so wird das jedem Organismus notwendige Moment der Einheit nicht abstrakt vorherrschen, der Staat wird nicht asiatische Despotie, Autokratie sein, und ebensowenig wird das Moment der Vielheit das entgegengesetzte Moment vernichten dürfen, weil sonst der Staat bald aus seinen Fugen gehen wird; er soll ebensowenig abstrakte Demokratie sein." Wenn der deutsche Einwanderer in Australien, der nach glaubwürdiger Kunde selber schier „aus seinen Fugen geht", weil er nicht Brot noch Arbeit findet, den langen Tag in diesem Ägypterland Ziegel gestrichen hat, dann wird es ihm, unsers Bedünkens, am Feierabend ziemlich gleichgültig sein, ob der Staat zusammenbricht, weil das Moment der Vielheit das entgegengesetzte Moment der Einheit, oder umgekehrt, weil das Moment der Einheit das entgegengesetzte Moment der Vielheit vernichtet hat.

Der Verfasser eben jenes Artikels vom Staat zählt die Arten von Staaten auf, die bereits in der Geschichte dagewesen sind. Er nennt darunter auch die „Ideokratie". Wie es scheint, beabsichtigte die Südaustralische Zeitung eine solche Ideokratie (freilich nicht im Sinne der hebräischen Ideokratie des alten Bundes) unter den dortigen deutschen Siedlern zu gründen.

So wenig industrielles Leben ist noch in Australien entwickelt, daß der dortige Gewerbefleiß vorwiegend nur erst in der Förderung von Rohstoffen, nämlich Metall, Getreide und Schafwolle sich darstellt. Und doch werden dort die geistigen Stoffe von dem deutschen Zeitungsschreiber schon als ins Feinste verarbeitet voraus-

gesetzt, wo die Naturstoffe erst noch so ganz im Groben produziert werden.

Die Südaustralische Zeitung muß sich zum Druck in eine englische Offizin flüchten, die nicht einmal die deutschen Schriftformen ä, ü, äu u. s. w. in ihrem Letternkasten hat, sondern dafür mit ae, ue, aeu aushilft; die deutschen Schulformen der politischen Doktrin werden also den Australiern früher zu Gebot gestellt als die deutschen Schriftformen.

Dieser Feuereifer für die Verbreitung von philosophischen Systemen und Lehrsätzen über Kirche und Staat, der ebensogut wie der kirchliche Glaubenseifer auf die überseeische Mission geht, der auch in der Einsamkeit des Urwaldes die alten Berliner Anschauungen und Gedanken nicht von sich schütteln kann und zuletzt den Känguruhs predigen würde, wenn sich dort keine menschlichen Zuhörer mehr fänden, zeugt von einer Tatkraft der Begeisterung auf diesem Felde, die sich keineswegs in allen deutschen Gauen wiederholt.

Den norddeutschen Widersachern des alten Kirchenglaubens, welche mit ihrer praktischen Ausbeutung der großen philosophischen Resultate Hegels und seiner Schüler frischweg durch dick und dünn gingen, standen in dieser Beziehung die wissenschaftlich ungleich bedeutenderen Genossen in Schwaben schroff gegenüber. Was im Anfange unsres Jahrhunderts unter den mitteldeutschen Staaten Sachsen für die wissenschaftliche Ausbeutung des Rationalismus gewesen ist, das war Württemberg in den späteren Jahrzehnten für die Fortbildung der spekulativen Philosophie. Das verschlossene, in sich schauende Wesen des schwäbischen Volkscharakters neigt zum Grübeln in philosophischen und religiösen Dingen, aber die ganze Natur von Land und Leuten schuf auch hier eine unendliche, die Tatkraft lähmende Zersplitterung der Persönlichkeiten. Katholiken und Protestanten aller Farben, Orthodoxe, Pietisten, Mystiker, Rationalisten und Philosophen, kleine Separatistengemeinden jeglicher Art begegnen sich hier auf schmalem Raum und in den engsten bürgerlichen und politischen Verhältnissen. Darum gewann

man hier jene bewundernswerte Vertiefung in den Einzelstudien; fast jeder Pfarrer ist hier ein gelehrter Mann oder gar ein schaffendes Talent, aber dem Volke fehlt ein bestimmter kirchlicher Gesamtcharakter.

Ein äußerst anschauliches Bild dieses in sich vertieften, aber nach außen unpraktischen und machtlosen wissenschaftlichen und kirchlichen Kleinlebens in Württemberg hat uns vor einigen Jahren David Friedrich Strauß in seiner Lebensbeschreibung Märklins gezeichnet. Um den Gegensatz gleichartiger Bestrebungen im deutschen Südwesten und im deutschen Norden zu verdeutlichen, will ich einige Züge dieses Lebensbildes hier nachzeichnen.

Wer war Märklin? Ein Mann, dessen Lebenslauf so einfach gewesen, daß man ihn um seiner Einfachheit willen einen seltenen nennen könnte, ein innerlich tüchtiges, aber in der Wirksamkeit nach außen über Not sich bescheidendes Talent, in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, ein Gelehrter, der auf dem großen Markt der Wissenschaft oder des öffentlichen Lebens nie eine Rolle gespielt hat, ein württembergischer Theologe, den der Zwang der Klosterschule und des akademischen Stifts zum Philosophen gemacht — wie hundert andre seiner Landsleute — Repetent, Vikar auf dem Lande, der, im Widerstreit der Theologie mit der modernen Philosophie mit sich selbst zerfallend — wie hundert andre — die geistliche Bürde zuletzt von sich wirft und — hier glücklicher als neunundneunzig von jenen Hunderten — als Gymnasialprofessor den Frieden der Seele im Umgang mit der Jugend, im Umgang mit dem Altertum wiederfindet. Da überraschte ihn der Tod am frühen Lebensabend.

Ein solches Lebensbild wäre an sich gar kein Gegenstand, ein Buch damit zu füllen. Aber der Märklin von Strauß ist mehr als dieser einzelne Mann, dieser „Helfer" in Calw, dieser Professor in Heilbronn. Märklin ist ein Gesamtbegriff; eine ganze Zeitrichtung, wie sie eben bei dieser bestimmten schwäbischen Volks-

persönlichkeit zur Erscheinung kam, ist versinnbildet in diesem Helfer, diesem Professor. Strauß selber, indem er dessen Biographie schreibt, schreibt zugleich ein Stück Selbstbiographie. Dieser Märklin ist Strauß, nur ein klein wenig blasser im Kolorit, er ist Strauß, wie dieser geworden wäre, hätte er den letzten Schritt der Konsequenz um Fingersbreite kürzer angesetzt, hätte er einen Funken Tatkraft, ein kleines Bruchteil zäher Einseitigkeit weniger besessen.

Wir sehen einen Jüngling, zum gelehrten Beruf bestimmt, aus einer Familie hervorgehen, deren Glieder nach allen Seiten dem Beamten- und Gelehrtenstand angehören. Man preist dies als ein besonders günstiges Geschick. Mir deucht mit Unrecht. Die deutschen Schulweisen, die Männer, welche Abhandlungen über den Verdauungsprozeß austeilen, um den Hunger damit zu stillen, haben gemeiniglich eben diesen sozialen Stammbaum. In kleinen Staaten gibt es fast nur eine besoldete Intelligenz, die wissenschaftliche Bildung ist für eine besondere Klasse der Gesellschaft verbrieft, der geschlossene Beamten- und Gelehrtenstand ist aus dem natürlichen Boden des Bürgertums gerissen, und dadurch die Entfremdung der abstrakten Bildung von dem Volksleben mit dem Amtssiegel gestempelt. Und des Pfarrers Sohn wird wieder Pfarrer, des Staatsdieners Sohn wieder Staatsdiener, seine Tochter verheiratet sich womöglich mit einem Beamten; so gewinnt diese offizielle Intelligenz auch wieder ihre besonderen Gesellschaftsinteressen, sie lebt in ihrer eigenen Welt. Sie schauert zurück vor der Fülle des derb kräftigen leibhaften Volkslebens. Das blasse, grau in grau angelegte Kolorit der modernen deutschen Wissenschaft rührt gewiß großenteils von der sozialen Vereinsamung des sogenannten Beamten- und Gelehrtenstandes. In vielen protestantischen Familien ist der Beruf zum Pfarramte (ich sage nicht der geistliche Beruf) gleichsam erblich. Man spricht wohl gar von „geistlichem Blute". Das bricht die Frische und Tatkraft der wissenschaftlichen Persönlichkeiten, und oft genug läuft ein solches hundertjähriges Pfarrergeschlecht in separatistisch-pietistische, oder gegenteils in höchst ungeistlich gesinnte Sprößlinge aus. Aus dem

„Beamten- und Gelehrtenstand", der die Brücke mit dem Volksleben namentlich in den Kleinstaaten hinter sich abgerissen, ist gewiß die Mehrzahl der Männer hervorgegangen, denen der Zwiespalt der modernen wissenschaftlichen Überzeugung mit der Sitte, der Poesie, der Phantasie des Volkslebens das Herz gebrochen hat.

Zu dieser sozialen Schranke tritt bei Märklin noch die Schranke der klösterlichen Theologenschule Württembergs.

Als reifer Mann kommt Märklin wieder einmal mit Strauß nach Blaubeuren, wo beide vordem die Klosterschule besucht hatten. Die Freunde steigen zu den Burgruinen des Rusenschlosses hinauf; und als hier Strauß seine Blicke über die wirklich märchenhaft originelle Felsenwelt dieses Tales schweifen läßt, da ruft er aus: „Es wäre schmählich, wenn in solcher Natur nichts aus uns geworden wäre!" Aber gerade, was Strauß geworden ist, das ward er, wie er selbst bei seiner Schilderung des klösterlichen Schülerlebens in Blaubeuren erzählt, nicht durch den steten Umgang mit dieser stolzen Natur, nicht durch die freie Hingabe des wilden Knaben an dieselbe, sondern gewiß zum guten Teil durch die Absperrung von dieser Natur, durch ein verfrühtes Studierstubenleben inmitten all der Pracht und Herrlichkeit. Den Schüler, der den halben Tag in diesem Felsgeklüft hätte umherklettern, auf diesen Bergen hätte schweifen müssen, erlöste ja nur dann und wann ein beaufsichtigter Spaziergang aus der Haft der Zelle. Der Zwang und die Absperrung der ersten Erziehung ist es, was so viele bedeutende Talente des Schwabenlandes, trotz der köstlichen Natur dieser Gaue, zu wissenschaftlicher Einseitigkeit erzogen hat. Wer Blaubeuren gesehen mit der in ihrer Verödung und Verwüstung immer noch dichterisch geweihten Klosterkirche, wo Meister Syrlins wundervolles Holzschnitzwerk an den verwaisten Chorstühlen prangt und die prächtigen altdeutschen Bilder am Hochaltar, wer durch den verwitterten Kreuzgang gewandelt ist und den traulichen Klosterhof, der wird meinen, in diesen Mauern müßten lauter Erzromantiker, Poeten und Maler erzogen werden, nicht aber Helden der eiskalten philosophischen Kritik. Aber Druck erzeugt Gegendruck, und aus

den württembergischen Stiftern gingen, bei aller Romantik der Orte, Hegel und Strauß, Zeller und Vischer und Märklin hervor. Das zeichnet uns Strauß gerade recht anschaulich, wie sein und seiner Freunde Bildungsgang von der Klosterschule bis zur Repetentenzeit ein durch und durch vereinsamtes Studienleben war. Wenn dabei Strauß in allen philosophischen Krisen sich stets eine so frische Begeisterung für die Kunst bewahrt, wenn Vischer ein so scharfes künstlerisches Auge sich gerettet hat, dann müssen wir dies lediglich dem angeborenen Genius dieser Männer gutschreiben, der trotz Blaubeuren und trotz Tübingen nach dieser Seite hin nicht zu verwüsten gewesen ist.

Die überstrenge Zucht der Schule trug, wie gesagt, unstreitig viel dazu bei, so manchen jungen württembergischen Theologen einerseits zur philosophischen Opposition gegen das Christentum, anderseits zu pietistischem Exzeß zu treiben. Aber sie schuf doch auch wieder jenen nachhaltigen, ernsten wissenschaftlichen Sinn, der vielen von den schwäbischen Jüngern Hegels durchs ganze Leben eigen geblieben ist. Diesen muß auch der Gegner ehren. Männer wie Strauß, Zeller, Märklin sind einseitige Theoretiker geworden, aber in ihrer einseitigen Theorie steckt der Ernst der Wissenschaft. Ja dieses unverdrossene Ringen nach wissenschaftlicher Erkenntnis festigt sich zu einer sittlichen Grundlage ihres Strebens. Die Wissenschaft wird zur Lebensmoral, für die Zucht der Volkssitte und der Religion tritt die Zucht der Wissenschaft ein. Aber gerade hierin liegt der Grund, daß diese Philosophen so vereinsamt blieben, daß sie das Volk nicht verstanden und von diesem nicht verstanden wurden. Nur das Mißverständnis der Resultate der Hegelschen Religionsphilosophie konnte teilweise ins Volk übergehen, nur das Zerrbild, nicht das reine Abbild der wissenschaftlichen Errungenschaft. Das ganze Leben jener Männer war eine fortgesetzte Klosterschule, ihre Einflüsse blieben lediglich gelehrte und literarische. Treffend spricht sich darüber Moriz Carriere in seinen „Religiösen Reden und Betrachtungen" aus: „Strauß, ein scharfsinnig klarer Kopf, sah in der Religion nur einen Gegenstand der Wissenschaft, er vergaß,

daß sie Leben und Tat ist, er verwechselte sie mit Theologie und orthodoxer Dogmatik, er gewahrte, daß der Friede, den das Hegeltum mit ihr geschlossen, nur scheinbar und übereilt war, er zerriß ihn mit kecker Hand, die Bedürfnisse des Volkes galten ihm nichts, er stieß es höhnisch oder kalt zurück, und hieß die Gemeinde der Gläubigen ihren Weg ziehen und die Wissenden sich von ihnen trennen. Wer sich aber außerhalb des Volkes stellt und gar eine Kluft zwischen sich und ihm befestigt, der wird bei allem Reichtum des Geistes bald vereinsamen und keine nachhaltige Wirksamkeit gewinnen."

Ganz anders verfuhren jene norddeutschen Jünger Hegels, denen Strauß wiederum als ein „Reaktionär" erschien, und die man als eine Berliner Philosophenschule gegenüber der schwäbischen bezeichnen mag. Hier verdichtete sich die philosophische Wissenschaft zu einem subjektiven Jakobinertum der verneinenden Philosophie. Hier ist praktische Tendenz und Tatkraft. Hier sind nicht vereinsamte Geister, die sich von einem nach den feinsten Schattierungen gesonderten Volksleben umgeben wissen, sondern Leute, die auf den Markt zu treten gewohnt sind, großstädtische Allerweltsmenschen. Der kecke Sprung von der Theorie zur Tat ward gewagt. Die religiöse Volkssitte wird unter die Guillotine des philosophischen Dilettantismus gebracht, dem die französischen Atheisten des 18. Jahrhunderts „gründlichere" Männer waren, als der Professor Hegel. Die Jugend ist „mit Gott brouilliert", und sie möchte gern das ganze deutsche Volk mit Gott brouillieren. Statt gleich den Schwaben beim wissenschaftlichen Kampf stehen zu bleiben, erscheint es bequemer und „menschlicher", beim perlenden Champagner Trinksprüche auf den Atheismus auszubringen. Der wissenschaftliche Ernst eines Strauß erscheint als ein Zopf des Professorentums. Die bramarbasierende Gottlosigkeit ist der Fortschritt, welchen man dagegen setzt. Und wir begegnen einem norddeutschen Professor der Philosophie, der mit schlichten Bürgern im Biergarten Kegel spielt und sie dabei über die „eingebildete Spukgewalt im Himmel" aufzuklären sucht. Sie fassen ihn aber nicht. Da kommt ein schweres Gewitter heraufgezogen, und der Philosoph tritt ins Freie, ballt

seine Faust gegen das schwarze Gewölk und fordert den persönlichen Gott heraus, sein Dasein kundzugeben, seine Macht zu erweisen, falls er welche besitze, und ihn, der sie leugne, mit seinem Blitze zu zerschmettern. Und die Donner des Herrn rollten weiter, und der Herr Professor der Philosophie ward nicht zerschmettert.

Gegen diese Bramarbasie der Gottlosigkeit, wie sie aus der Schule Ruges und Bruno Bauers hervorgegangen ist, erscheint das stille, redliche, wissenschaftliche Ringen eines Märklin im ehrenhaftesten Lichte. Wir finden hier noch altschwäbische Gründlichkeit und Tüchtigkeit, die nur darum fruchtlos sich abarbeitet, weil sie nicht erkennt, daß alle Grundfragen der Religion wie der Philosophie unlösbar sind, und daß gerade in dem Umstand, daß wir uns wohl stets der theoretischen Erkenntnis nähern, niemals aber dieselbe vollenden können, so recht der stete Fortschritt des Menschengeschlechts, die beste Gewähr einer nie erstarrenden Gesittung gegeben ist. Darum wird der weiseste Mann zugleich inwendig der demütigste werden. Sowie die religiöse Wahrheit zu einem wissenschaftlichen Abschluß käme, würde der Mensch aufhören, ein „Kämpfer", das heißt ein Mensch zu sein, es bliebe ihm nichts mehr übrig, als gleich einem indischen Nabelbeschauer ewig dasselbe langweilige Wort der Erkenntnis zu sprechen. Wenn einmal die absolute Philosophie gefunden wird, dann ist die rechte Zeit für den Jüngsten Tag gekommen. Wir sehen in der ganzen Geschichte des Geistes, daß die wissenschaftliche Lösung der religiösen Fragen immer nur bis zu einem gewissen Punkte getrieben wird, der kein Schlußpunkt ist, und dann auf Rückwegen und Umwegen zu einem neuen Gipfel aufsteigt, auf welchem der Wanderer immer wieder eine höhere, ungeahnte Spitze über sich erblickt.

Dies ist der Kern in dem Leben Märklins, der eigentliche Inhalt des Zwiespaltes, den Strauß in den Schicksalen der genannten Persönlichkeit darstellt, daß Märklin glaubt, zu dem Punkte gekommen zu sein, wo der letzte Entscheid in den religiösen Fragen gefunden ist, wo wissenschaftlich ein für allemal mit denselben abgeschlossen wird. Solange Märklin noch an dem Dogma Hegels

festhält, daß die Philosophie denselben materiellen Inhalt habe, wie die Religion, nur in andrer Form ausgesprochen, kann er den Bauern noch mit gutem Gewissen predigen, obgleich ihm auch damals schon eine theologische Professur oder, wenn diese unerreichbar, „eine Nachtwächterstelle irgendwo" lieber wäre, als die eines Priesters und religiösen Volkslehrers. Als ihm aber auch die Hegelsche Auffassung zweifelhaft wird, als er glaubt, daß die Wissenschaft, über den materiellen Inhalt der Religion hinausgehend, hier das letzte Wort gesprochen habe, da kann er nicht mehr predigen. Und nun beginnt bei ihm erst recht jener innere Kampf, der eine so große Rolle in der Sittengeschichte der neuern Zeit spielt. Die Gegner drängen zu dem Geständnis, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden stehe, auf Niederlegung des Amtes. Die Ehrlichkeit der eigenen Überzeugung tritt in Widerstreit mit jedem Wort, jeder Handlung seines geistlichen Berufes. Was soll der mit sich selbst Zerfallene beginnen? „Wer mag gerne," fragt Strauß, „von einer lieben Gewohnheit des Denkens und Fühlens, ja des Daseins überhaupt, scheiden? Wer eine Kluft zwischen sich und seinen Mitmenschen aufreißen, über die keine Gemeinsamkeit des Vorstellens, keine Möglichkeit der gemütlichen Einwirkung mehr hinüberführt?"

In diesem innern Kampf vereinsamt der gequälte Denker vollends. Das Volksbewußtsein wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgültig. Die politischen Entwicklungen werden vorab vergessen über dem philosophisch-theologischen Zwiespalt. Als die politischen Gärungen nach der Julirevolution auch dem in sich zurückschauenden Sinne Märklins nicht mehr entgehen konnten, als er plötzlich das mächtige Regen in der Idee des Staatslebens wahrnimmt, da „kommt er sich selber oft sonderbar vor", weil er mit den Franzosen jauchzt, mit den Polen trauert! Und er bemerkt naiv und höchst charakteristisch dazu: „Ich lasse alle eiteln politischen Kannegießereien, weil da doch alles in den Tag hineingeht und *ohne philosophischen Verstand*, kann mich auch dessen in Bezug auf den Stand unsres politischen Lebens selbst nicht rühmen, *möchte mich aber gern von einem*

Hegelschen Staatsmann ein wenig instruieren lassen."

Dieser falsche wissenschaftliche Aristokratismus des einsamen Denkers, den die kleinen politischen Tatsachen — aus denen sich übrigens die großen zusammensetzen — kalt lassen, weil sich nicht sofort ein „philosophischer Verstand" darin entdecken läßt, dieser wissenschaftliche Aristokratismus, der sich von der Berührung mit dem unmittelbaren Volksleben scheu zurückzieht, dagegen von einem „Hegelschen Staatsmann" sich gern „ein wenig instruieren" lassen möchte, hat sich an der ganzen gebildeten Welt schwer gerächt. Denn dieser Ausspruch Märklins ist leider ein Ausspruch einer großen Schar der wissenschaftlich Gebildeten in jener Zeit. Darum waren diese Leute so verblüfft und wußten nicht, was beginnen, als plötzlich die rohe Masse das große politische Wort nahm.

Die Februarrevolution schob die religiöse Parteiung in den Hintergrund, das politische Parteiwesen drängte sich dafür hervor. Da traten Strauß und Märklin in die Reihen der Konstitutionellen. Dies konnte auffallen. Eine Konsequenz ihrer theologischen Parteistellung war es keineswegs. Der letztern entsprach unzweifelhaft auf politischem Felde die ideale Republik, eine Republik, deren Urbild die Begeisterung für Hellas und Rom so leicht in der Seele des deutschen Gelehrten widerspiegelt, eine Republik, die dem Ideal jenes Rechtsstaates als eines Vereines freier und gleichberechtigter Bürger entspricht, welches statt der historischen Basis des öffentlichen Lebens lediglich die Basis der theoretischen Vernunftmäßigkeit gelten läßt und — statt aus der Natur und den Bedürfnissen des Volkes — aus dem philosophischen Bewußtsein des einzelnen Denkers seine Organe aufbaut. Strauß selber gesteht, daß ihn der Gedanke an eine solche Republik einen Augenblick elektrisiert habe. Aber „nie dachte ich ernstlich an die Möglichkeit einer solchen Staatsform unter uns". Und doch hat er sein ganzes Leben lang sehr ernstlich an die Möglichkeit einer Kirche desselben abstrakt philosophischen Ideals gedacht. In der Politik sah er ein, daß es noch andre zwingende Mächte neben der abstrakten Staatsidee

gebe, die Mächte der Volkssitte, des bürgerlichen Lebens, in Summa jene historischen Mächte, die den Staatsmann zwingen, nach der so und nicht anders geschichtlich erwachsenen Persönlichkeit des Volkes, nach der Bildungsstufe der Masse, nach den historisch-sozialen Vorbedingungen seine Politik zu schaffen, nicht umgekehrt aus der Theorie das Volksleben zu zimmern. Der Konstitutionalismus, zu dem sich Strauß bekennt, will die Vermittelung übernehmen zwischen dem historischen Volksleben und dem abstrakten Staatsideal. Es beruht dieses System in den Zugeständnissen, die nach beiden Seiten gemacht werden. Die konstitutionelle Lehre ist ein supranaturalistischer Rationalismus, in die Sprache der Politik übersetzt. Sie ist das staatsrechtlich geformte Bekenntnis, daß es nicht fromme, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Von dem Bewußtsein begeistert, daß es wohl ein reineres politisches Ideal gebe, als dieses System der Konzession, hielt es Strauß — und wir denken in diesem Punkte ganz wie er — doch keineswegs für eine verwerfliche Heuchelei politischer „Pastoralklugheit", den Staat als in der Geschichte erwachsen und fortwachsend zu nehmen, und nur an diesem historischen Staate nach den Forderungen des freien Gedankens weiter zu bauen. Die Kirche dagegen wollte er nicht nehmen, wie sie historisch geworden, wie sie in der Volkssitte, in der religiösen Tat, wie sie im gläubigen Gemütsleben, hier zunächst des germanischen Volkes, sich aufgebaut hat. Hier sollte die Theorie das Geschichtliche vertilgen, in der Politik aber sich mit ihm versöhnen.

Die radikalen Atheisten der Berliner Schule waren konsequenter. Sie griffen zur Sozialdemokratie. Und wie sie sich mit dem alten historischen Gott offen brouilliert hatten, so brouillierten sie sich jetzt mit der alten historischen Gesellschaft; wie sie Trinksprüche auf den Atheismus ausgebracht, so ließen sie jetzt die soziale Bestialität hochleben, die Vernichtung des Eigentums, die Vernichtung der göttlichen Vorrechte des Genius, die Vernichtung des Persönlichen im Menschen — das war folgerecht. Ich stelle diese Parallele nicht auf, um Männern wie Strauß und Märklin einen Vorwurf

damit zu machen, sondern nur um zu zeigen, wie diese selber die Konsequenz ihres Prinzips fallen ließen angesichts der Macht der Tatsachen. In der Politik mußte man sich bequemen, Realitäten anzuerkennen, von denen sich die Philosophie nichts träumen läßt: solche Realitäten gibt es aber auch im religiösen Leben.

Wenn wir sehen, wie Märklin als ein gemäßigter, besonnener, patriotischer Bürger bei den Märzstürmen in Heilbronn gegen die unvernünftige Masse nicht aufkommt, im Wahlkampf unterliegt, als Aristokrat verketzert wird, und vor einer ungewaschenen Demagogie überall das Feld räumen muß, so schleicht sich bei diesem trüben Bilde doch auch der Gedanke ein, daß dies eine gerechte Buße gewesen, die nicht ihn allein, die uns alle getroffen hat. Es ist die Buße für die Vereinsamung, in welche sich der Gebildete und vollends der Gelehrte vor dem Volksleben zurückgezogen hat, seinen Gedankenkämpfen in stolzer Abgeschlossenheit nachgehend. Das ganze Straußische Buch ist eine Schilderung dieses wissenschaftlichen Einsiedlerlebens. Der deutschkatholische Bierbrauer Hentges in Heilbronn hält eine Volksrede als Gegenkandidat Märklins, und zählt darin gelegentlich unter den deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg auch die Hohenstaufen auf. Und sein Parteiblatt, das „Neckardampfschiff", meldet am andern Tag, der beredte Bierbrauer habe neben edler Volkstümlichkeit in seinem Vortrag auch „tiefe geschichtliche Kenntnis" gezeigt. Und der geschichtskundige Braumeister siegte. Diese Episode zeichnet besser als eine ganze Abhandlung die tiefe Kluft zwischen der modernen Bildung und dem Volksleben; das Bewußtsein aber dieser Kluft bei der Unmöglichkeit, sie zu überbrücken, bildet recht eigentlich das tragische Motiv in dem Leben Märklins wie seiner wissenschaftlichen Mitstreiter.

Ich kehre nach diesem Seitengang zu der näheren Aufgabe zurück, die neuerdings wieder so bedeutend im Wachsen begriffene Entfaltung der kirchlichen Gegensätze in Deutschland zu zeichnen.

Es wurde oben ausgeführt, wie seit 1848 die streng kirchlich gesinnten Protestanten und Katholiken gemeinsam Front gemacht hatten gegen die Revolution. In diesem Einigungspunkt waren — demokratisch gesprochen — „die katholischen und protestantischen Jesuiten" brüderlich zusammengestoßen.

Aber solches augenblickliche Vergessen uralter Gegensätze konnte nur so lange Stich halten, als die eigentliche Zeit der Not dauerte. Denn es handelt sich hier nicht bloß um theologische Unterschiede, sondern um Gegensätze, die sich durch Art und Form der Gesittung und Bildung des ganzen Volkstumes ziehen. Eine recht seltsame, unerhörte Erscheinung, namentlich in Sitten und Gebräuchen, nennt der gemeine Mann in Norddeutschland „katholisch", während das mitteldeutsche Volk dergleichen Dinge häufiger „adlig" nennt, und wenn der Süddeutsche bei einer recht verzweifelten Sache nicht gerade sagen mag: darüber möchte man „des Teufels werden", so sagt er allenfalls: darüber möchte man ja „lutherisch werden".

Schon die äußerliche Stellung der beiden auf kurze Zeit verbündeten kirchlichen Parteien war von vornherein nicht gleichmäßig begünstigt gewesen. Die großartige Organisation des katholischen Vereinswesens fand sich beim Ausbruch der Revolution in den Grundzügen schon vorgezeichnet; die protestantischen Kirchentage und die umfassende Propaganda der innern Mission wuchsen erst aus den Wirren des Revolutionsjahres heraus. Die Katholiken hatten zuerst in Reih und Glied gestanden, sie hatten den Vorsprung einer auch ins Politische hinüberspielenden wühlenden und werbenden Regsamkeit, die dem Protestanten fremd ist, und ihr äußerlicher Erfolg war ein entschieden glänzenderer.

Als Urkunde der wiederauflebenden Gegensätze zeigten sich eine Reihe von Übertritten von einer Kirche zur andern. Auch hier wiederholte sich das Schauspiel der Restaurationsperiode nach den Befreiungskriegen im kleinen, als plötzlich eine Anzahl bekannter und unbekannter Leute als neueste Romantiker „von Babylon nach Jerusalem" pilgerten. Nicht bloß im politischen,

auch im kirchlichen Leben ward es offenbar, daß wir in eine Zeit der „Bekehrungen" eingetreten waren.

Aus den als am meisten religiös „verfinstert" verschrieenen zwei Ländern Deutschlands, aus Tirol und Bayern, zogen zwei Patres, Ambrosius Zobel und Roder, in den nach Franz Raveaux „reifsten" Gau, nach Baden, und wir sahen die seltsame Bekehrung, daß viele Tausende von jenen Leuten, die eben erst im Aufruhr ihre Reife kundgegeben, als Büßer vor dem Missionskreuze niedersanken!

Diese Jesuitenmissionen, die bald ins Wachsen kamen und aus den Bergen des Schwarzwaldes hinausgingen in große und kleine Städte und nicht bloß in rein katholisches Land, sondern auch in gemischtes, ja in Gegenden, wo die Protestanten weit zahlreicher wohnen als die Katholiken, suchten neben ihrer engeren kirchlichsozialen Tendenz dem Rationalismus und Protestantismus auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen zu begegnen. Sie stellten die überwiegend protestantischen Kultusformen, Predigt und Choral voran, um das Volk zur Generalbeichte zu führen, und suchten in ihren dogmatisch-polemischen Vorträgen nicht selten die rationalistischen Anschauungen durch Vernunftgründe, wohl gar durch Zitate aus Voltaire zu widerlegen und dem protestantischen Dogma nicht die Autorität des Papstes und der Konzilien, sondern des Bibelwortes entgegenzuhalten.

Die neue Erscheinung der protestantischen „Reiseprediger", wenn sie auch vorerst noch sehr vereinzelt aufgetreten sind, versuchte ihrerseits wieder der propagandistischen Tendenz der Jesuitenmissionen die Spitze zu bieten.

Klingt es nicht wie ein Märchen in unsern Ohren, daß jetzt die Rede wieder so stark von Kryptokatholiken geht? Aber dieses Märchen ist ein Zeugnis dafür, daß das Bewußtsein der kirchlichen Gegensätze im deutschen Volkstum wieder sehr lebendig geworden, daß man mit argwöhnischem Auge auf die Gegenüberstehenden schaut. Hat man nicht im Jahre 1851 so offen gemunkelt

von dem angeblichen Kryptokatholizismus desjenigen deutschen Fürsten, dessen Haus seit Friedrichs erstem schlesischen Krieg als die königliche Burg des Protestantismus gilt, so offen, daß dieser Fürst sich veranlaßt sah, in öffentlicher Rede Notiz zu nehmen von dieser Fabel als einer boshaft ausgesonnenen? Man wollte dann weiter damals bei der ganzen neupreußischen Partei katholisierende Tendenzen entdeckt haben. Die Möglichkeit von derlei Argwohn war eine gewichtige Tatsache. Sie ließ wie in einem Traumbild die Zeitläufte wieder aufsteigen, wo ganze Länder zitterten, weil man im Thronerben einen Kryptokatholiken, anderseits einen heimlichen Lutheraner argwohnte, wo man in Sachsen die Kryptocalvinisten mit Verbannung und Kerker ins Gebet nahm und dem Kanzler Crell zum Beschlusse den Kopf abschlug.

Das waren freilich auch Zeiten, wo der katholisch-protestantische Gegensatz im deutschen Volkstum noch nicht vertuscht war, sondern in wildem Kampf sich auseinandersetzte. Gott verhüte, daß sie wiederkehren. Mit dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges hat die Vertuschung der kirchlichen Gegensätze ihren Anfang genommen, durch zwei Jahrhunderte war sie ein Zeichen des Fortschrittes, und der Humanismus zeitigte die Frucht der religiösen Duldung und der nationalen, ja der allgemeinen menschlichen Brüderlichkeit, die uns nicht verloren sein soll. Aber bei und mit dieser Brüderlichkeit sollen doch auch die Gegensätze, welche die Fülle des persönlichen Volkslebens bergen, bestehen und sich durchbilden können. Diese höhere Mitte zu finden, ist die Aufgabe der Gegenwart, und gerade darum soll sie die Gegensätze n i c h t vertuschen. Es ist merkwürdig, daß mit dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges, wo man die kirchlichen Gegensätze zu vergessen anfing, zugleich die gemischten Ehen in Deutschland allmählich eine unverfängliche Sitte wurden. Und wiederum waren dieselben gemischten Ehen der äußere Anstoß, durch welchen im Jahre 1834 die Verhüllung der konfessionellen Gegensätze plötzlich auseinanderriß.

Es ist noch nicht lange her, daß in den Lehrbüchern und Katheder-

vorträgen vieler protestantischen Theologen die herkömmlichen Rubriken der „Polemik“ und „Apologetik“ als ein alter Zopf mit wegwerfendem Spott zur Seite geschoben wurden. Seit der Katholik Möhler seine Symbolik geschrieben, merkten viele erst, daß wenigstens im Dogmatischen die Polemik und Apologetik für beide Teile mehr noch als ein alter Zopf sei. Seit aber der Katholizismus neuerdings mit so ungeheurer Anstrengung auf kirchenrechtlichem Gebiet wie im Vereinswesen und der praktischen Pastoraltätigkeit Schritt um Schritt vorwärts dringt, gehen den Leuten vollends die Augen auf, wie gar zeitgemäß jene beiden verstaubten Fächer auch noch in der Praxis des kirchlichen Lebens seien.

Die Erkenntnis, daß auch in kirchlich konservativer Richtung der Weg des Lutherischen ein ganz andrer sei, als des Katholiken, bricht jetzt allerwärts als neuerwacht hervor. Sie ist das Wahrzeichen der gegenwärtigen großen kirchlichen Parteistellung.

Das protestantische Kirchentum drängt jetzt wie das katholische zum Wiedererfassen längst entrissenen Einflusses. Aber welch ein Gegensatz kennzeichnet hier schon das beiderseitige äußere Verfahren! Welch ungeheurer Abstand zum Beispiel zwischen den Verhandlungen und dem Beschluß des Elberfelder Kirchentags über die Stellung der Gymnasien zur Kirche und den Forderungen gleichen Zieles in den Denkschriften der oberrheinischen und bayerischen Bischöfe!

Die katholische Kirche hat zu jeder Zeit ein ganz besonderes Geschick darin bewiesen, scharfsinnige Lehrer und Advokaten des Kirchenrechts hervorzuziehen und an den rechten Ort zu stellen. In dem zweiten Viertel unsers Jahrhunderts, wo sich die protestantische Theologie vorzugsweise in der Dogmatik wieder aufringen mußte von der rationalistischen Niederlage, wo sie wider die Kritik der Evangelien und für den Gehalt der Bekenntnisschriften stritt, führte die katholische Kirche Deutschlands auf den verschiedensten Punkten gleichzeitig ihren großen Prozeß über die Unbilden von 1803, über geschmälerte Dotationen, säkularisierte

Besitztümer, entwundene klerikale Rechte. Also dort Dogmatik, hier Kirchenrecht, dort Doktrin, hier tatsächliches Zugreifen.

Der große kirchenrechtliche Prozeß der katholischen Kirche gegen die modernen weltlichen Herrschaften war nicht überall von tatsächlichem Erfolg begleitet, aber daß er von moralischem Erfolg für die eigene Partei begleitet war, beweist die Sprache der verschiedenen bischöflichen Denkschriften seit 1848, Aktenstücke zur Zeitgeschichte, deren historische Beweiskraft man wahrlich nicht gering anschlagen soll.

Die protestantische innere Mission kämpft in erster Reihe nicht bloß gegen Armut und Elend, sie kämpft auch gegen die auf das Selbstbewußtsein der Armut gegründete Schulweisheit — den Kommunismus — und gegen das zur Lehre geformte Selbstbewußtsein der Armseligkeit — den Atheismus und Nihilismus. Die katholischen Vereine dagegen kämpfen in erster Reihe gegen die realistisch-praktische Kirchenlosigkeit und — gegen die nicht minder realistisch-praktische Bureaukratie.

Es zeichnet die beiderseitigen Gegensätze, daß von den Katholiken in ähnlicher Weise eine Propaganda beim gemeinen Mann mit dem Vertrieb von bildlichen Darstellungen aus den Evangelien und der Legende versucht wird, wie von den Protestanten mit Bibeln, Erbauungsbüchlein und Traktätchen.

Man vergleiche die Tätigkeit des seit 1848 so kräftig entwickelten kirchlichen Vereinswesens beider Bekenntnisse. Das protestantische Vereinswesen geht in allerlei größeren Gruppen auseinander, Kirchentag, innere Mission, Gustav-Adolfs-Verein (an dem bis jetzt nichts kriegerisch ist als der Name); ein ideelles Band verknüpft diese Gruppen, aber die gesammelte äußere Leitung fehlt. Bei den Katholiken finden wir auch Borromäus-, Pius-, Bonifaziusvereine und andere, aber wie läuft das alles in einem und demselben Schnürchen!

Auf dem protestantischen Kirchentag zu Elberfeld wär' es fast zu einem Bruch gekommen durch den Streit zwischen Nitzsch und den Jüngern Hengstenbergs über die Kirchen v e r f a s s u n g s-

frage. Ein solcher Zwischenfall ist auf einem katholischen Vereinstage bei der eigentümlichen Leitung und Organisation dieser Vereine ganz undenkbar. Man will auf den katholischen Versammlungen wesentlich nicht diskutieren, sondern für längst fertige Resultate neue Bekenner gewinnen und die alten neu begeistern.

Der protestantische Kirchentag ist hauptsächlich ein Kongreß zur Verständigung und Selbstbelehrung derer, die in demselben sitzen; die Darsteller sind sich selber zugleich Publikum. Die Generalversammlung der katholischen Vereine ist ein wirkungsreiches Schauspiel, welches die Mitwirkenden vor allen Dingen für die Draußenstehenden aufführen.

Dem Protestantismus ist das Werbesystem der katholischen Kirche fremd. Dort zeigt sich die Macht der ringenden Selbsterkenntnis, hier die Macht der in sich fertigen Tat. In einem Aufsatz über die Mission in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (1850, Heft 4) spricht Wolfgang Menzel diesen Gegensatz in der katholischen und protestantischen Mission treffend in folgender Weise aus: „Bei den katholischen Missionen hat das verschuldete Volk vor der Kirche gebeichtet; bei dem Kongreß für innere Mission stattete umgekehrt die verschuldete Kirche gleichsam eine Generalbeichte vor dem Volk ab, und deckte alle ihre Schäden auf, um Heilung zu suchen im Volk, in dessen alter Gläubigkeit, in dessen gesundem Sinn noch Kräfte schlummern, die der durch die Schule verdorbenen Kirche abhanden gekommen.“

Der Protestant kann von der Überzeugung durchdrungen sein, daß die kirchlichen Gegensätze notwendige, im deutschen Volkstum begründete sind, daß erst durch diese Gegensätze der ganze inwendige Reichtum unsrer Nationalität sich entfaltet. Der echte Katholik darf diesen Gedanken nicht hegen. Er muß wünschen, daß ganz Deutschland, daß die ganze Welt katholisch werde. Extra ecclesiam nulla salus. Diese Konsequenz wird gegenwärtig den Katholiken immer einleuchtender, auch in Bezug auf die Würdigung der abgelaufenen geschichtlichen Perioden unsers Nationallebens. Auch der zäheste Protestant wird sich nichts vergeben, wenn er den

großartigen Einfluß der katholisch-kirchlichen Malerei auf unser gesamtes Kunst- und Geistesleben anerkennt; dem strengen Katholiken ist dagegen schon Albrecht Dürer halb und halb ein Mann des Abfalls, Lukas Cranach ist ihm gar kein Künstler mehr und den „Barden Simed" möchte er eher zu den deutschen Klassikern zählen als Lessing. Man konnte Stimmen vernehmen, welche behaupteten, die Geschichte der Musik sei nichts weiter als ein Bruchstück aus der Geschichte der katholischen Kirche, — wie wenn Händel und Bach gar nicht gelebt hätten und Gluck, Haydn und Mozart (obgleich namentlich Haydn ein sehr frommer Katholik war) in ihrer ganzen Kunstrichtung dem deutschen Hellenentum Schillers und Goethes nicht unendlich näher stünden, als dem katholisch-kirchlichen Kunstideal, dessen herrlichste Blüte sich in Palestrina und Orlando Lasso entfaltet hat. Der deutsche Katholizismus hat bereits eine ausgesprochene katholische politische Zeitungspresse, wie sie der deutsche Protestantismus durchaus nicht besitzt. Der Verein vom hl. Karl Borromäus beginnt sogar im deutschen Buchhandel eine Macht zu werden, indem er nicht bloß katholische Schriften druckt und unter seinen Mitgliedern billig verbreitet, sondern auch die von ihm empfohlenen Bücher andrer Verleger sämtlichen Mitgliedern und Teilnehmern zu zwei Dritteilen des Ladenpreises liefert, so daß die Vereinsgenossen ihren Bücherbedarf nach und nach gar nicht mehr von den Buchhändlern zu beziehen brauchen, bei denen man freilich eher das allgemeine Handelsinteresse als das besondere katholisch-kirchliche voraussetzen darf.

So droht sogar die deutsche Literatur, welche man bisher auch in den trübsten Zeiten als das letzte einigende Band unsrer Nation anzusehen gewohnt war, sich in eine durchaus geschiedene katholische und protestantische aufzulösen.

Immer bedeutsamer tritt wieder die äußere Organisation des Kirchenwesens in den Vordergrund.

Schon allein durch den gänzlichen Mangel an jenem wühlenden, werbenden und organisierenden Geiste, der sich so deutlich in dem katholischen Vereinswesen ausspricht, mußte der Deutschkatholi-

zismus Schiffbruch leiden. Er wollte eine Kirche bauen ohne äußere Organisation, ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht. Das ist ein Unding. Man hat gesagt, die Deutschkatholiken seien zu arm gewesen, zu arm an Geld, und darum sei ihre Sache zu Grunde gegangen. Allein Christus und die Apostel waren auch arm an Geld, viel ärmer noch als die Deutschkatholiken. Die christliche Kirche der Urzeit aber war reich, überschwenglich reich nicht nur an neuen weltbezwingenden Gedanken, sondern auch — an der Gabe der Organisation und des Regiments, und an beiden sind die Deutschkatholiken viel ärmer noch als an Geld, darum zerflattert das Leinwandzelt ihrer Kirche im Wind.

Kirchenregiment und Kirchenzucht — wie altmodisch sind uns diese jetzt wieder ganz modernen Begriffe noch vor zehn Jahren erschienen! Viele hielten dies gerade für das Beste an dem damaligen Protestantismus, daß er vom Kirchenregiment sehr wenig mehr wußte und von der Kirchenzucht gar nichts. Und das große Publikum klatschte diesen Beifall. Als dasselbe unsterbliche große Publikum den Worten des Atheners Phocion Beifall geklatscht hatte, fragte derselbe bekanntlich erschrocken seine Freunde: ob er denn eine Dummheit gesagt habe?

Eine Kirche ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht ist gleich einem Staatsorganismus ohne Vollzugsgewalt. Die Einbildung, daß die Summe der politischen Freiheit durch eine möglichst schwache Vollzugsgewalt gesichert werde, ist seit einigen Jahren doch aus vielen Köpfen gründlich ausgetrieben worden. Die Konsequenz für das kirchliche Gebiet wollen aber noch die wenigsten erkennen. Der Calvinismus mit seiner Presbyterialverfassung, als der freiesten Form im protestantischen Kreise, hat von jeher die strengste Kirchenzucht gehabt. Im Gegensatz zur Konsistorialkirche wie zur römischen Hierarchie ist er republikanischen Charakters, darum bedurfte er der schärfsten Vollzugsgewalt. Wer sich als Glied eines öffentlichen Verbandes weiß, der muß diesem Verbande doch naturgemäß möglichst viel Macht und Einfluß wünschen. Es gehört zu den seltsamsten Widersprüchen, daß gegenwärtig noch immer so viele

Glieder der Kirche nichts lieber sehen, als wenn diese ihre eigene Gemeinschaft möglichst wenig Macht besitzt, und beileibe keine Vollzugsgewalt!

Diktiert der Staat einseitig die erneuerte Machtvollkommenheit der Kirche und stellt ihr dabei zum nötigen Nachdruck seine Polizeidiener zur Verfügung, so wird statt der Überzeugung von der Notwendigkeit der Kirchenzucht nur der Trotz gegen dieselbe gesteigert werden. Das ist der Grundfehler so mancher neuen Verordnung in protestantischen Landen über die Heilighaltung des Sonntags, über die kirchliche Kontrollierung der Kindtaufsgevattern u. s. w. Die Gemeinde muß in der Macht der Kirche ihre eigene Macht wachsen sehen, dann erst wird sie das Recht der Kirchenzucht anerkennen. Auf dieses Ziel wirken die katholischen Vereine hin, insofern sie Volksvereine sind, und der einzelne sich in ihnen in seiner kirchlichen Bedeutsamkeit fühlen lernt. Die protestantischen Vereine sind noch viel zu ausschließlich Vereine der Geistlichkeit.

Der Protestantismus besitzt viel entschiedener das Zeug zu einer kirchlichen Repräsentativverfassung als der Katholizismus, der die Vollziehungsgewalt des Kirchenregiments vorwiegend ausgebildet hat. Darum auf beiden Seiten je die entgegengesetzte Lücke. Das moderne Vereinswesen sucht beide zu ergänzen. Die katholischen Vereine sind freilich keineswegs eine wirkliche Vertretung des Laien, aber sie geben doch den Schein einer solchen. Sie haben wenigstens die Form, wenn auch nicht Inhalt und Gewalt der Repräsentation. Aber was will man denn heutzutage mehr als diesen Schein des konstitutionellen Lebens? Die Gesamtheit der katholischen Vereine sieht aus wie eine große Volkskammer — in welcher der Widerspruch geschäftsordnungsmäßig verboten ist. Wie ein Kongreß der Friedensfreunde, wo keiner für den Krieg sprechen darf. Man sieht es in den katholischen Vereinen gern, wenn Laien das Wort ergreifen, man schiebt wohl geflissentlich begeisterte Redner aus dem Gewerbstande vor. Die Volkstümlichkeit der Kirche soll sich hier in ihrem Glanze entfalten; ein kleines

Bruchstück des allgemeinen Laienpriestertums ist neben die Hierarchie gestellt.

Der Protestantismus dagegen hat seit Luthers Tagen seine Not mit dem drohenden Übermaße des allgemeinen Laienpriestertums gehabt. Bei den protestantischen Vereinen sehen wir daher umgekehrt das Streben, der gesunkenen Vollzugsgewalt der Kirche zu Hilfe zu kommen. Aber solange die Geistlichen auf den Kirchentagen fast ausschließlich in den Vordergrund treten, wird der Laie hiebei allzu leicht ein bloßes geistliches Sonderinteresse argwöhnen. Das katholische Vereinswesen konnte sich in den Jahren 1848 und 1849 die äußeren Formen der damaligen politischen Klubs borgen, die protestantischen Kongresse hätten das nicht gekonnt, ohne die Gefahr einer demokratischen Entartung des Laienpriestertums. Die katholischen Vereine konnten sogar auf politischem Felde ganz sorglos nebenbei ein bißchen in großdeutschkonservativer Politik agitieren. Dergleichen mußten die protestantischen Kirchentage bleiben lassen, wenn sie nicht jenen Fluch der Selbstauflösung auf sich laden wollten, der auf den politisierenden freigemeindlichen und deutschkatholischen Versammlungen gelastet hat.

Der Protestantismus wurzelt in der kirchlichen Mündigsprechung des Volks — darum erklärt sich's, daß so viele Pfarrer den großen Agitator Wichern scheel ansehen, weil er kein ordinierter Geistlicher ist. Der Katholizismus wurzelt in der priesterlichen Zucht des Volkes — darum hat hier umgekehrt der Klerus den Agitator Buß, eben weil derselbe gleichfalls kein geweihter Priester, so hoch auf den Schild gehoben. Das zeigt, wie man auf beiden Seiten die Extreme fürchtet, und wohl weiß, auf welchem Punkte die Entartung zuerst hereinbrechen könnte.

Nur ein Blinder mag es gegenwärtig nicht mehr sehen, daß die schonungslose Bloßlegung der Gegensätze nicht nur in den kirchlichen Gebilden, sondern auch in den sozialen und politischen mehr und mehr zum tiefsten Charakterzug der deutschen Gegenwart wird. In wenigen Jahren haben wir in der Erkenntnis der natür-

lichen Unterschiede der deutschen Volksgruppen erstaunliche Fortschritte gemacht.

Das Netz der Schienenwege mag hie und da die Sondertümlichkeiten unsers Volkslebens ausgleichend überspinnen, allein im großen und ganzen dient es weit mehr dazu, diese Unterschiede allen recht offenbar zu machen.

Wie grundverschieden ist doch der derb volksmäßige bayerische Ultramontane von dem fein gebildeten Ultramontanen des Niederrheins, der evangelische Pietist in Schwaben von dem evangelischen Orthodoxen in der Mark Brandenburg, der badische Rationalist vom Königsberger Rationalisten! Und selbst der kraft wissenschaftlicher Überzeugung Glaubenslose, welcher nach seinem Taufschein Katholik ist, glaubt in ganz andrer Weise gar nichts, als der Protestant, welcher nichts zu glauben behauptet. Auch der Unglaube bleibt verschieden gefärbt durch die, wenngleich noch so verblaßte, religiöse Tradition, in welcher das Individuum aufgewachsen ist. Die Feinheiten dieser Unterschiede sind noch nirgends untersucht und doch drängen sie sich überall unsern Augen auf. Jetzt, wo dem Berliner Wien und München, dem Rheinländer die Ostsee, dem Küstenbewohner das Binnenland bis auf eine oder zwei Tagereisen nahe gerückt ist, jetzt sieht erst ein jeder mit eigenen Augen, in welch durchgreifenden Gegensätzen seine neuen Nachbarn von ihm geschieden sind, jetzt verblassen freilich die kahlen Kategorien von Nord- und Süddeutschland und dergleichen mehr, an welche sich bisher die abgedroschene Phrase angeklammert hatte, aber nicht um augenblicklich dem Bewußtsein der Einheit, sondern umgekehrt dem einer unendlich reicheren und vielgestaltigeren Mannigfaltigkeit Platz zu machen. Jetzt wird freilich aber auch der Widerspruch recht klar zwischen so vielen unsrer künstlichen, zufälligen politischen Besonderungen und den natürlichen der Gesellschaft und des Volkstumes. Wie es die Aufgabe von Gegenwart und Zukunft ist, eine natürliche Gruppierung der neuen Stände festzustellen, so auch wenigstens eine natürlichere der modernen Staaten.

Auch in kirchlichen und religiösen Dingen hat die allgemeinere Bildung die konfessionellen Gegensätze im Volksbewußtsein keineswegs vollends ausgeglichen. Vielmehr ist die Breite der trennenden Kluft, die vordem fast nur der Priester und Gelehrte ermaß, jetzt allem Volke vors Gesicht gerückt; weit eher steht hier vorderhand eine noch größere Sonderung zu erwarten, als eine Ausebnung, und gerade der Anblick der reichen Einzelgruppen statt der in philanthropischer Trunkenheit geträumten, Ausgleichung aller Unterschiede ist es auch hier, in welchem denen, die vom Baume der Erkenntnis gegessen, die Augen aufgehen.

Das ist kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt. Denn, um für die Einheit reif zu werden, müssen wir erst reif werden für das Verständnis und die Würdigung unsers Sonderlebens. Hätten wir das konfessionelle Sondertum nicht, so müßten wir zusehen, daß wir es gewännen. Wohl wurzeln die Leiden unsrer Nation in diesen Gegensätzen, aber mit den Leiden auch unsre eigentümlichste Lebenskraft. Das am *persönlichsten geartete* Volk, und dies ist das deutsche vor allen Nationen Europas, kann sich eine Weile zersplittern und ohnmächtig werden in solcher Zerfahrenheit, aber es birgt auch eine kaum zu erschöpfende Kraft steter Wiederverjüngung. Künstliche, willkürliche Trennung unsrer Glieder (in Staat und Gesellschaft) entkräftete uns, ein neidlos fröhliches Durchbilden der natürlichen Unterschiede dagegen wird uns nach innen und außen *persönlich*, das ist in *lebendiger Einheit* stark machen.



Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

W. H. Riehl

Die Naturgeschichte des Volkes
als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 4 Bände
Geheftet M. 20.— In Leinenband M. 24.—

Hieraus einzeln:

Band 1: Land und Leute
11. Auflage Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 2: Die bürgerliche Gesellschaft
10. Auflage Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 3: Die Familie
12. Auflage Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 4: Wanderbuch, als zweiter Teil zu „Land und Leute".
4. Auflage Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Die Pfälzer.
Ein rheinisches Volksbild. 3. Auflage
Eingeleitet von Berthold Riehl
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Musikalische Charakterköpfe
Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. 2 Bände
(Erster Band: 8. Auflage; zweiter Band: 7. Auflage)
Geheftet je M. 4.— In Leinenband je M. 5.—

Kulturstudien aus drei Jahrhunderten
6. Auflage Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die deutsche Arbeit
3. Auflage Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Freie Vorträge.
Zweite Sammlung Geheftet M. 7.50

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe
3. Auflage Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Religiöse Studien eines Weltkindes
5. Auflage Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

W. H. Riehl

Geschichten und Novellen. Gesamt-Ausgabe
7 Leinenbände M. 28.— Auch in 44 Lieferungen zu je 50 Pf. nach und nach zu beziehen
Inhalt: Band 1: Kulturgeschichtliche Novellen. Band 2 u. 3: Geschichten aus alter Zeit. Band 4: Neues Novellenbuch. Band 5: Aus der Ecke. Band 6: Am Feierabend. Band 7: Lebensrätsel

Einzelausgaben:

Kulturgeschichtliche Novellen
5. Auflage Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Geschichten aus alter Zeit
3. Auflage. (6. Abdruck) Erste und zweite Reihe
Geheftet je M. 3.— In Leinenband je M. 4.—

Neues Novellenbuch
3. Auflage (6. Abdruck) Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Aus der Ecke. Sieben Novellen
4. Auflage Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Am Feierabend. Sechs Novellen
4. Auflage Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Schulausgaben

mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen
Herausgegeben von Professor Dr. Th. Matthias

Land und Leute. 2. Auflage In Leinenband M. 1.20
Die bürgerliche Gesellschaft In Leinenbd. M. 1.20
Die Familie In Leinenband M. 1.20
Sechs Novellen. 2. Auflage In Leinenband M. 1.20

Ovid bei Hofe. Novelle (Cotta'sche Handbibliothek)
Geheftet 40 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Otto Beneke, Hamburgische Geschichten. 2 Bände
Geheftet M. 12.— In Leinenband M. 14.—

1. Band: **Hamburgische Geschichten und Sagen.** 5. Auflage
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

2. Band: **Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten**
3. Auflage Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Vier Bände und ein Ergänzungsband

1. Band: **Die Grafschaft Ruppin.** 10. u. 11. Auflage
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

2. Band: **Das Oderland.** Barnim-Lebus. 9. u. 10. Auflage
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

3. Band: **Havelland.** Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. 9. u. 10. Auflage
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

4. Band: **Spreeland.** Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow
7. u. 8. Aufl. Geh. M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Ergänzungsband: **Fünf Schlösser.** Altes und Neues aus Mark Brandenburg. 2. Auflage
Inhalt: Quitzöwel — Plaue a. H. — Hoppenrade — Liebenberg — Dreilinden
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

—„— **Wanderungen durch die Mark Brandenburg.** Auswahl, herausgegeben von Hermann Berdrow, Mitglied der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege (Cotta'sche Handbibliothek)
Geheftet M. 1.— In Leinenband M. 1.50

Karl Emil Franzos, Deutsche Fahrten. Reise- und Kulturbilder

1. Reihe: **Aus Anhalt und Thüringen.** 2. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

2. Reihe: **Aus den Vogesen**
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Theodor Freiherr von der Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Zwei Bände
Geheftet M. 19.— In Halbfranzband M. 23.—

August Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. Drei Bände. Mit 230 Abbildungen, 39 Karten und einem gesondert beigegebenen Atlas von 125 Karten und Zeichnungen
Geheftet M. 48.— In Halbfranz gebunden M. 54.—

Moritz Julius Bonn, Die englische Kolonisation in Irland.
Zwei Bände Geheftet M. 18.—

L. Kellner, Ein Jahr in England
Geheftet M. 4.50 In Leinenband M. 5.50

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Theodor Birt (Beatus Rhenanus), Unterhaltungen in Rom. Fünf Gespräche deutscher Reisender
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Gustav Floerke, Italisches Leben. Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern Kartoniert M. 5.—

Victor Hehn, Reisebilder aus Italien und Frankreich. Herausgegeben von Theodor Schiemann. 2. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Friedrich Noack, Italienisches Skizzenbuch. Zwei Bände
Geheftet M. 8.— In Leinenband M. 10.—

—„— **Deutsches Leben in Rom 1700—1900**
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Max Gg. Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt. Bildlicher Schmuck von Kunz Meyer Geh. M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Karl Emil Franzos, Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa. 6 Bände Geheftet M. 22.— In 3 Leinenbänden M. 26.—

Hieraus einzeln:

Band 1/2: **Aus Halb-Asien.** Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. 4. Auflage
Geheftet M. 7.50 In 1 Leinenband M. 9.—

Band 3/4: **Vom Don zur Donau.** Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2. Auflage
Geheftet M. 8.50 In 1 Leinenband M. 10.—

Band 5/6: **Aus der großen Ebene.** Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2. Auflage
Geheftet M. 6.— In 1 Leinenband M. 7.—

Th. von Bayer, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen u. 2 Karten Geh. M. 8.— In Halbfrzbd. M. 10.—

Victor Hehn, De moribus Ruthenorum. Zur Charakteristik der russischen Volksseele. Tagebücher aus den Jahren 1857—1873. Herausgegeben von Th. Schiemann Geheftet M. 5.—

Ludwig Fulda, Amerikanische Eindrücke. 2. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Albert Pfister, Nach Amerika im Dienste Friedrich Schillers. Der Völkerfreundschaft gewidmet
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

—„— **Die Amerikanische Revolution 1775—1783.** Entwicklungsgeschichte der Grundlagen zum Freistaat wie zum Weltreich unter Hervorhebung des deutschen Anteils. Für das deutsche und amerikanische Volk geschrieben. Zwei Bände. Mit 2 Karten
Geheftet M. 12.— In 2 Leinenbänden M. 14.—